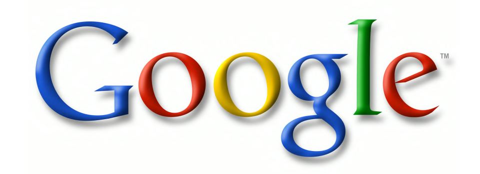
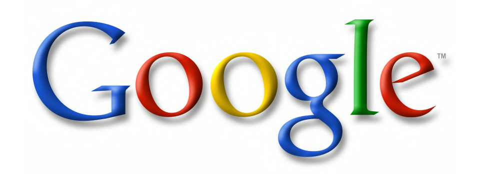
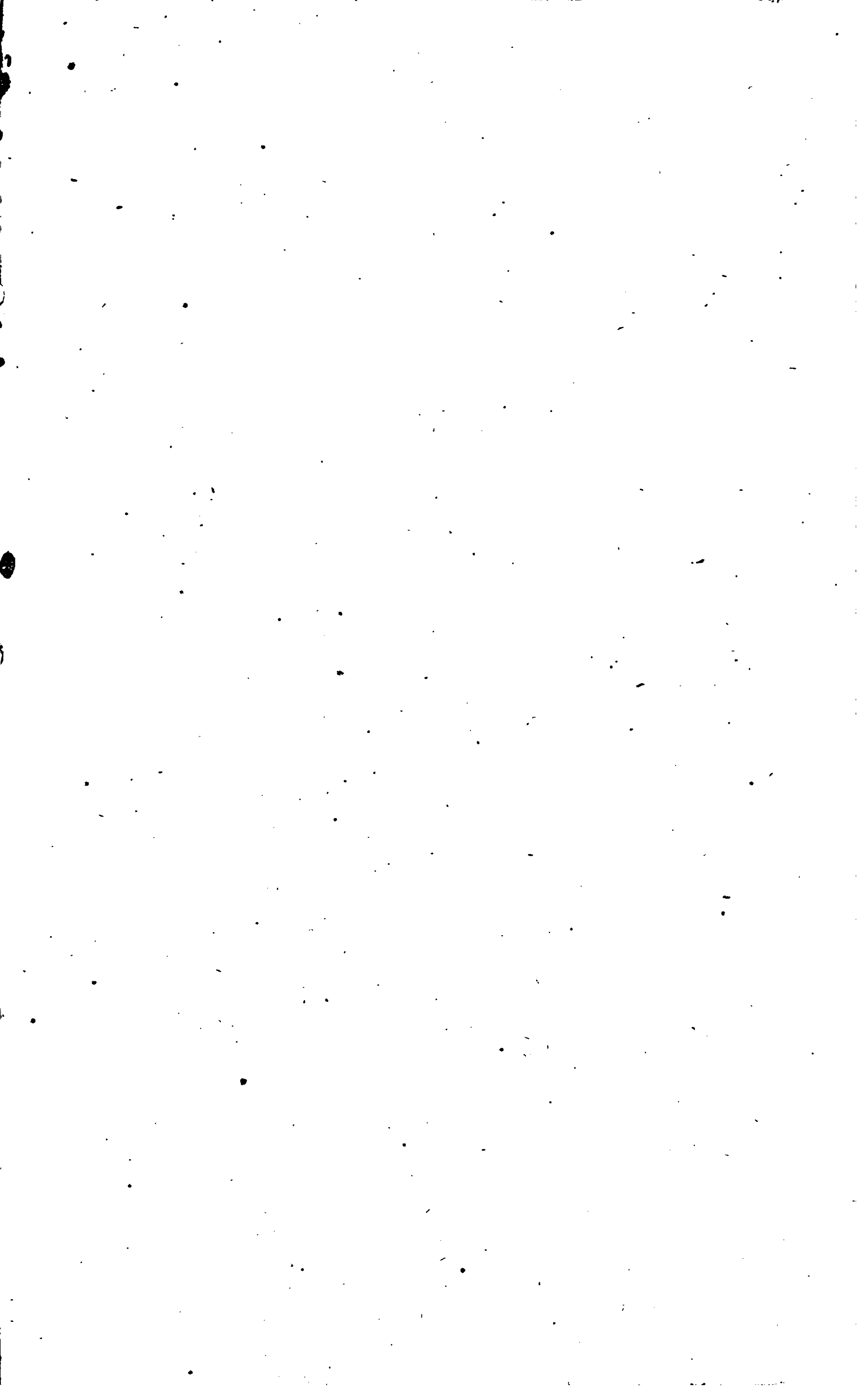
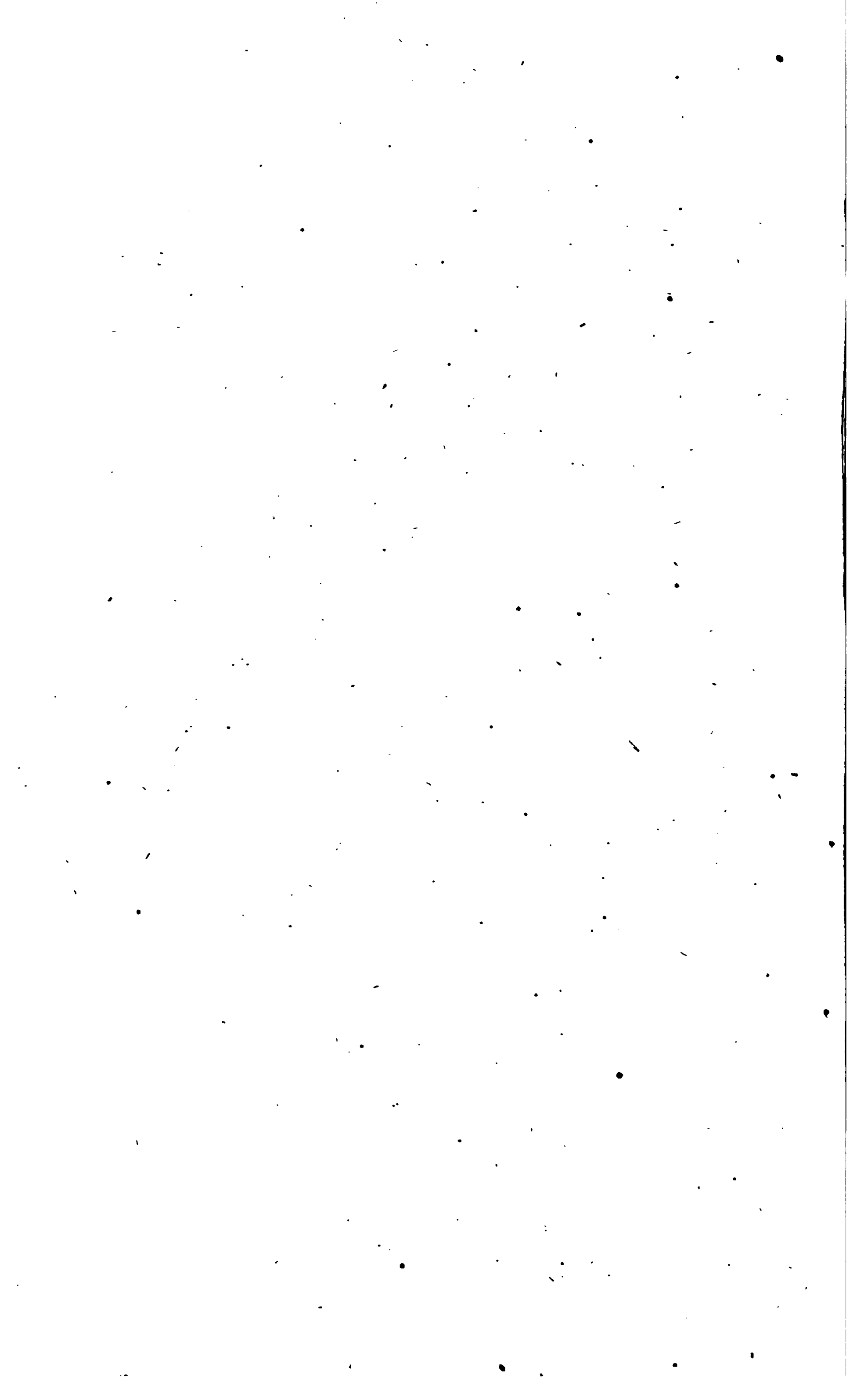










Thüringen und der Harz,

mit ihren

Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden.

Historisch-romantische Beschreibung

aller

in Thüringen und auf dem Harz

vorhanden gewesenen und noch vorhandenen

Schlösser, Burgen, Klöster, merkwürdigen Kirchen und anderer Gebäude; Fabrikörter, Bergwerke, Ruinen, Höhlen, Denkmäler, malerischen Gegenden und sonst beachtenswerther Gegenstände aus dem Reiche der Geschichte und Natur.

Vierter Band,

mit 1[illegible] Abbildungen.

Sondershausen 1841.

Druck und Verlag von Friedrich August Eupel.

~~15556.61~~

Gor 8878.44

MAR 3 1884

Lucy Osgood fund.

Der Brocken.

Von der wolkennahen Zone,
Von des Brockens hohem Throne
Hinzuschauen auf die Welt,
Welch' Entzücken, welche Wonne!
Groß und herrlich wie die Sonne,
Schön und lieblich, wie das Sternenzelt.

So drückte ein Reisender seine Gefühle bei dem Besuche des Brockens an einem heiteren Tage aus; mögen auch kommende Wallfahrer dieses Berges von gleichem Wetter begünstigt, und von gleichen Gefühlen beseelt werden. Diesen Wunsch voraussendend, wage ich es, von dem Brocken dasjenige im schlichten Gewande folgend mitzutheilen, was ich nach meiner sechsjährigen Wohnung auf demselben theils aus Erfahrung, theils aus verschiedenen Schriften davon weiß.

Lage und geognostische Beschaffenheit.

Der Brocken, **mons bructerus**, in der gewöhnlichen Volkssprache der Blocksberg genannt, gehört zu den bedeutendsten der norddeutschen Berge, und ist der höchste Gipfel des Harzes. Sein Name, wenigstens der lateinische soll von den Bructerern entstanden sein, welche vor grauen Jahren in der Nähe des Brockens gewohnt haben sollen. Wahrscheinlicher ist, daß der Brocken durch den Zahn der Zeit und die Stürme, denen er stets ausgesetzt war, vermuthlich auch durch Erdbeben, von seiner unbezweifelt früher bedeutenderen Größe bis auf seine jetzige Höhe immer mehr zusammengestürzt und

zerbröckelt ist, und hiervon den Namen Brocken erhalten hat. Daß aber die am Fuße des Brockens liegenden, zum Theil wunderbar aufgeschichteten verschiedenen Felsmassen, als der Scharfenstein, der Ilsenstein, die Hohenklippen, die Feuersteine, die Schnarcher, die Söseklippen oder das Sörsthor, die Achtermannshöhe, die Hopfensäcke und dergl. m., die sämmtlich über zwei Stunden von der Spitze des Brockens entfernt sind, früher mit dem Brocken zusammengehangen und ein Ganzes gebildet haben, ist, nach den tiefen Thälern zu urtheilen, welche diese Felsmassen von dem Brocken trennen, nicht wahrscheinlich; die Geschichte weiß auch davon nichts.

Der Brocken, ein Urgebirge von mächtigen Granitlagern, liegt unter 28° 17′ 1″ östlicher Länge und 51° 48′ 11″ nördlicher Breite und ungefähr vom Gothaischen Meridian 5 Minuten westlich, in der Grafschaft Wernigerode, und mit einem kleinen Theile des südwestlichen Abhanges in dem hannöverschen Fürstenthume Grubenhagen, und wird von den Harzstädten Wernigerode, Elbingerode, Hasselfelde, Benekenstein, Andreasberg, Altenau, Clausthal, Zellerfeld, Goslar und Neustadt-Harzburg umgeben.

Der Brocken hat oben eine ovale Fläche und besteht aus rothbraunem, weiß- und blaugrauem Granit, mit mehr oder weniger Glimmer und Drusen von krystallisirtem Feldspath und Quarz, welche im Granit sitzen und in den vermengten Stufen von Quarz und Spath oft Spuren von Kobalt enthalten. Beinahe rund herum um das Brockengebirge lagert auf dem Granit Hornfels, der an vielen Stellen durch Kieselschiefer, Grünstein oder durch Quarzfels ersetzt wird. Auch auf der Achtermannshöhe findet man Hornfels, und am nördlichen Fuße des Brockens, Glimmer und Gneusschiefer.

Dem Fuß des Brockens entspringen auf allen Seiten Flüßchen: im Norden die Peseke und der Kellbach, im Osten die Ilse und der Mönchbach, im Süden das schwarze Schlustwasser und die Bode, und im Westen die Ocker, welche durch tiefe Einschnitte die benachbarten Berge von dem Brocken trennen, jedoch nicht die Heinrichshöhe und den kleinen Brocken, welche mit dem großen Brocken unmittelbar zusammenhangen.

Die Oberfläche des großen und kleinen Brockens und der Heinrichshöhe ist theilweise zwischen den zahllosen über einander gestürzten Felsstücken mit aufgelösetem und zerbröckeltem Granit, gewöhnlich Heidesand genannt, und theilweise mit einer dünnen, schwarzbraunen Erdkrume von guter fruchtbarer Beschaffenheit bedeckt; daneben befinden sich nicht allein auf der Fläche des Brockens bruchige und mit einem aus verfaulten Vegetabilien entstandenen Boden, überdeckte sumpfige Stellen, vielmehr ist der ganze Brocken mit Bruch und Moor umgeben.

Der Brocken scheidet den Ober- von dem Unterharz; was von demselben im Westen liegt, heißt der Oberharz, und ist der höhere, größere und erzreichere Theil, was dagegen im Osten liegt, bildet den, an Fruchtbarkeit und Naturschönheit den Oberharz übertreffenden Unterharz.

Daß von Venetianern und andern aus der Ferne und Nähe kommenden Kurgängern in der Umgegend des Brockens z. B. im Morgenbrodsthale, im Kur- und Ockerloche, am Rauschwasser, Quitschenhäu, im Schuppenthale, an der steilen Wand u. s. w. wo verschiedene Figuren wie Mönche, mit und ohne bergmännischen Instrumenten in den Händen; Ringe, Kreuze, chemische Zeichen, als: ☉ (Gold) ☽ (Silber), Hände die nachweisen, wo Gold und andere feine Erze zu suchen u. dergl. m. eingehauen sind, Gold, Silber oder Edelsteine gefunden worden, ist sehr zu bezweifeln, und eben so auch der in hiesiger Gegend öfters für Wahrheit angenommene Gemeinspruch:

„Man wirft am Brocken oft mit einem Steine nach einer Kuh, der mehr Werth hat, als die Kuh selbst."

Sachverständige Geognosten, Hütten- und Bergbeamte haben diese und andere Stellen sowohl in früherer als neuerer Zeit mehrfach untersucht und nichts Erhebliches von Erzen oder kostbaren Steinen entdeckt. Vermuthlich sind obige Zeichen von arbeitsscheuen Leuten zum Betruge gemacht, und deren Erklärung an abergläubische, Gold suchende Faullenzer, die dadurch ohne viele Mühe bald reich werden wollten, als Geheimniß verkauft. Noch zu jetziger Zeit wird hier häufig nach den in der Nähe befindlichen Goldgruben gefragt, die Frager finden sich aber bei näherer Ueberzeugung stets getäuscht.

Höhe und Umfang.

Nach trigonometrischen Messungen beträgt die relative Höhe des Brockens gegen die Lage von Ilsenburg 235 rheinländische Ruthen; nimmt man die absolute Höhe, deren Basis die Nordsee ist, dann würde er eine Höhe von einer halben Stunde erreichen. Der verstorbene, verdienstvolle Kammerrath Kiß hat auf landesherrlichen Befehl im Jahre 1768 ebenfalls den Brocken trigonometrisch gemessen, dazu die Stadt Wernigerode zur Basis genommen, und nach wiederholter revidirter Messung eine relative Höhe von 5280 Wernigeröder Werkfußen und von dem Meeresspiegel eine absolute Höhe von 5018 Pariser Fuß heraus gebracht.

Laut dem Brockenbuche vom Jahre 1820 hat der Herr Major von Steinwehr in herzoglich Braunschweigischen Diensten, in der Nähe des Neustädter Thores vor Wernigerode die Höhe des Brockens gemessen, und nach trigonometrischer Berechnung eine Höhe von 4887 Pariser Fuß ermittelt, wobei derselbe die Höhe von Wernigerode nur auf 319 statt 614 Fuß angenommen hat, welche Messung mit der des Herrn Kammerrath Kiß ziemlich gleich kommt.

Diese beiden Messungen sind aber bis jetzt stets bezweifelt, da keine einzige von den mehrfach hier angestellten Barometermessungen

die ebenfalls unter sich sehr verschieden sind, jenen gleich kommt. Wenn indessen die bewährtesten sorgfältigsten Messungen der Höhe des Brockens, als:

3616 Pariser Fuß von Desfeld (welcher fast drei Monate auf dem Brocken weilte),
3624 " " von Dr. H. W. L. Lachmann jun. in Braunschweig,
3633 " " von Lindenau, auf dem Seeberg nach Winkel-Messungen. (Allgemeiner Anzeiger der Deutschen 1820. Nr. 355),
3541 " " Professor Gauß,

zusammengerechnet worden, so ist per fractionem 3603 Pariser Fuß die Höhe des Brockens.

Ueber Barometer-, Thermometer-, Wind- und Wetter-Beobachtungen.

Nach den bisherigen Beobachtungen vom 1. Mai 1838 bis ult. December 1839 war der höchste Barometerstand 24″11,40‴, der niedrigste 23″6,06‴ und der mittlere 24″4,60‴. Die höchste Temperatur war in oben angegebener Zeit +19,8° R., die niedrigste —22,4° R. und die mittlere Temperatur vom Jahre 1839 ist +1,13 R. jedoch in den 6 Sommermonaten vom 1. Mai bis ult. October +6,24 R. über, und in den 6 Wintermonaten vom 1. November bis ult. April —3,99 R. unter Null.

Die stärksten Winde sind Südwest, Westsüdwest, West, Westnordwest und Nordwest, der herrschende und heftigste war bisher der Südwest. Der Wind, oder vielmehr der oft einem Orcan ähnliche Sturm, ist des Brockens und seiner Bewohner größter Feind, besonders im Winter; unglaublich große Schneemassen und Eisstücke holt derselbe aus den Thälern, treibt sie in hohen langen Massen auf der Brockenfläche von einer Stelle zur andern, und zwar so schnell, daß da, wo am Abend eine große Schneebank lag, dieselbe am darauf folgenden Morgen von dieser Stelle ganz verschwunden war, und sich 100 bis 200 Schritt davon entfernt, auf der entgegengesetzten Seite befand. Der Sturm hat hier solche Kraft, daß derselbe schwere Bauholzstücke und Bohlen von der Fläche genommen, sie mehrere hundert Schritte bergab geschleudert und zwei bis dreimal durchbrochen hat. Besonders schadet der Sturm den auf dem Brocken stehenden Bäumen, indem er deren Wachsthum durch das Abbrechen der Wipfel verhindert. Auch die Wohngebäude leiden durch denselben sehr, und es müssen an diese jährlich nicht unbedeutende Reparaturkosten verwendet werden.

Der Wind hat auch großen Einfluß auf das Wetter. Mit Bestimmtheit ist anzunehmen, daß der Südwestwind Regen, Schnee

oder Nebel, und der Nordwest kalten und rauhen Nebel bringt, bei ersterem bleibt das böse Wetter so lange, bis eine Wechselung des Windes statt findet, bei dem letzteren Winde dagegen steigt oder fällt der Nebel, oder zertheilt sich in Wolkengruppen, und es klärt sich gegen 9 bis 10 Uhr Morgens zu einer schönen Fernsicht auf. Nur selten kommen Abweichungen von dieser Regel vor.

Auffallend schnell entstehen bei dem geringsten Wechsel des Windes z. B. von West nach Südwest oder nach Nordwest, die Nebel; selbst wenn kein Wölkchen am ganzen Horizonte zu entdecken ist, beziehet sich die Brockenkuppe, wider Vermuthen, augenblicklich mit Nebel; und gewöhnlich, aber nicht immer, ist dieses der Vorbote von bösem Wetter, weshalb von den Landleuten der Umgegend das Sprichwort gebraucht wird,

„auf dem Brocken wird gebrauet, — oder der Brocken hat „die Mütze auf."

Durch den Ansatz der Eis-, Schnee- und Nebelmassen erhalten die Brockengebäude eine ganz unförmliche Gestalt. Diese starke Eisdecke auf und um den Gebäuden schützt dieselben sehr gegen die starken Winterstürme, denn schwerlich würden die Gebäude, ohne diese mehrere hundert Centner schwere Eisdecke den unglaublich starken, durch nichts gehinderten Windstößen widerstehen; auch schützt diese Decke vor starkem Frost im Gebäude, ja erwärmt sogar das Innere desselben.

Sehr selten ist Regen oder Schnee ohne Nebel, und der Nebel ist häufig so dick, daß man am Tage kaum drei bis vier Schritte weit um sich sehen kann, darum auch die nach dem Brocken führenden Wege durch in verschiedener Entfernung gesteckte Stangen bezeichnet sind, und es ist den Reisenden sehr zu rathen, bei solchem Nebel sich nicht zu weit von dem Brockenhause oder von den Stangenlinien zu entfernen, da es dann sehr leicht ist, sich zu verirren und es schwer hält, das Haus oder die Stangen wieder zu finden.

Das Klima auf dem Brocken ist rauh und kalt, jedoch sind sowohl im Winter als im Sommer recht angenehme warme Tage und immer reine, gesunde Luft. Der Winter währt freilich lange und kann man seine Dauer hier füglich von Mitte October bis Mitte Mai annehmen, aber auch im Juni, Juli und September ist öfters schon Schnee gefallen, der mehrere Tage liegen blieb, und mag wohl deshalb das Sprichwort entstanden sein, daß es auf dem Brocken im Winter kalt und im Sommer nicht warm sei.

Fürchterlich, nicht arg genug zu schildern, ist öfters das Wetter hier oben in den Wintermonaten, wirbelnde Schneemassen verdicken und verfinstern die Luft, nicht möglich ist es, einen Schritt vor sich zu sehen, und oft wird man bedroht zu ersticken. Bis auf den bloßen Leib dringt der Schnee durch die Kleidung, die oft noch durch den, dieses böse Wetter stets begleitenden Sturm zerrissen, oder dem Leibe entrissen wird. Gräßlich ist das Brausen und Heulen des Sturmes, alle nur mögliche, Schauder erregende Töne bringt der-

selbe hervor, selbst seine eigene Stimme hört man nicht, nur kriechend kann man sich fortschleppen, und wehe dem, den ein solches Wetter hier überfällt, und der nicht bald einen bergenden Ort findet, unerrettbar ist er verloren! Lasse es sich der Wandrer, welcher zur Winterzeit den Brocken besuchen will, zur Warnung dienen, bei einem solchen Wetter, das demselben sehr bald fühlbar wird, sobald er aus dem Gehölz in's Freie tritt, gleich wieder umzukehren.

Pflanzen und Thiere, die auf dem Brocken und in seiner nächsten Umgebung wachsen und leben.

Bis in's siebenzehnte Jahrhundert ist der Brocken oben ganz bewachsen gewesen, und nur durch fehlerhafte Stellung der Holzschläge, durch die dann einwirkenden Stürme ist derselbe von hochstehenden Bäumen so kahl geworden, daß jetzt keine Holzcultur mehr möglich sein würde. Es finden sich auf der Fläche des großen und kleinen Brockens wie auf der Heinrichshöhe, gar keine hoch stehende Bäume, und nur eine Viertelstunde abwärts fangen die Bäume an, sich größer und stärker zu zeigen.

Die Holzarten, als die Rothtanne **Pinus abies**, die Lerchenfichte **Pinus larix**, die Eberesche **Sorbus aucuparia**, die gemeine Birke **Betula alba**, die Brockweide **Salix riparia**, der Himbeerstrauch **Rubus idaeus**, die Brombeere **Rubus fructicosus**, die Johannis- und Ahlbeere **Ribes rubrum et nigrum**, wachsen zwar in Gruppen und einzeln, jedoch in sehr verkrüppeltem und verkümmertem Zustande auf dem Brocken. Ihre Aeste sind vom starken West- und Südwestwinde alle gegen Osten gekehrt; sie werden nach den Jahrringen zu urtheilen, sehr alt, tragen auch Früchte, welche aber wegen der zu früh eintretenden Kälte nicht reif werden. Die Anpflanzung der Krummholzkiefer oder des Knieholzes **Pinus mughus**, ist ebenfalls mehrmals, jedoch bisher ohne Nutzen versucht. Die junge Pflanze gedieh im ersten Jahre gut, allein im zweiten Jahre starb sie ab, wahrscheinlich vor den starken Stürmen und den rauhen Nebeln zu wenig geschützt.

Dagegen hat der Brocken eine verhältnißmäßig reiche und durch manche Seltenheiten ausgezeichnete Pflanzenwelt. Die Zahl der sichtbar blühenden Gewächse und der Farrenkräuter beläuft sich nach neuern Untersuchungen auf ohngefähr 110 bis 120 Arten.

Als dem Brocken eigenthümlich d. h. als Pflanzen, die weder im übrigen Harz noch in den Ebenen, zum Theil selbst auf keinem deutschen Gebirge, mit Ausnahme der Alpen, gefunden werden, sind **Anemone alpina** Windrose, Brockenblume, Hexenbesen, **Hieracium alpinum (Halleri)** Habichtskraut, **Rumex arifolius** Sauerampfer, **Betula nana** Zwergbirke, **Salix bicolor** zweifarbige Weide, **Carex tetonica**, **Carex saxatilis**, **Carex livida** Rietgräser, **Poa**

cenisia Rispengras, Polypodium alpinum, Polypodium alpestre Farrenkräuter auch Engelsüß, Lycopodium alpinum Büschel- auch Riesen-Bärlapp und außer diesen folgende seltene und interessante Pflanzen. Ranunculus aconitifolius Ranunkel auch Hahnenfuß, Andromeda polifolia Andromeda, Veronica alpina Ehrenpreis, Arnica montana Wohlverleih, Sonchus alpinus Gänsedistel, Empetrum nigrum Rauschbeere, Circaea alpina Hexenkraut, Satyrium albidum Ragwurz, Calamagrostis halleriana Halmrohr, Thesium alpinum Linn: Thesium, Scolopendrium officinarum Hirschzunge, Trientalis europaea Trientale, Ophrys monorchis Knabenkraut, Polygonum bistortae Wiesenknötrich auch Schlangenwurzel, Lycopodium inandatum Sumpfbärlapp, Lycopodium annotinum Moosbärlapp, Lycopodium complanatum glatte Bärlapp. Von den häufigen hier am Brocken wachsenden Moosen führe ich nur die seltensten an, Andraea aplina Andräa, Folytrichum alpinum Widerthon, Splachnum gracile und Splachnum lenne Blasenmoos, und ebenfalls von den vielen Flechten nur Parmelia tristis, Parmelia stygia, Catraria islandica, hier häufig mit den sonst sehr seltenen Früchten, Biatora atrorufa, Lecidea armeniaca, Gyrophora cylindrica, Sphaerophoron fragile und die fast alle Felsstücke überziehende Lecidea geographica. Hier erwähne ich noch Amphiconium jolithus (Byssus jolithus Lin:) welche als orangefarbener oder braunrother Ueberzug den Steinen anhängt, und die Eigenheit hat, gerieben stark nach Veilchen zu duften. Die Steine die damit bewachsen sind, heißen Veilchensteine.

Auch die in Deutschland seltene Linnaea borealis ist von einem sehr werthen und glaubhaften Botaniker im Jahre 1834 hier auf dem Brocken entdeckt, später in mehreren Jahren nicht wieder aufgefunden, bis im Jahre 1839 eine Gesellschaft Botaniker so glücklich war, den Standort dieser Pflanze wieder ausfindig zu machen.

Von den sonst am Brocken wachsenden Pflanzen mögen folgende als Beispiele dienen, als Vaccinium aliginosum Moorbeere, Vaccinium oxycoccus Moosbeere, Vaccinium vitis idaea Kronsbeere, Vaccinium myrtillus Heidelbeere, Osmunda regalis Traubenfarre, Aspidium cristatum Waldfarre, Aspidium filix mas Bandwurmfarre, Drosera rotundifolia Sonnenthau, Fragaria vesca Walderdbeere, Erica vulgaris Heide, Carex dioeca Segge, Eriophorum raginatum Wollgras, Milium effusum Hirsegras, Agrostis rupestris Windhalm rc. Außer den hier angegebenen Pflanzen wachsen noch eine Menge andere dergleichen auf den Brockenwiesen und Brockenbrüchen, und sollte eine oder die andere Blume der eben genannten Pflanzen verblühet sein, oder von dem Botaniker nicht gefunden werden, so ist das gewünschte Exemplar, so wie die ganze Sammlung der Brockenflora im Brockengasthause zu erhalten.

In den Monaten Mai bis Ende October halten sich gern in der Nähe des Brockens auf: der Edelhirsch, das wilde Schwein, doch seltener das Reh und der Hase, mehr aber der Fuchs, die wilde

Katze, der Baummarder und der Haus- oder Steinmarder, das rothe und schwarze Eichhörnchen, das Wiesel, die Ratte, der Maulwurf, die Spitzmaus, die Hausmaus, die Waldmaus. Ferner, an Federwild: das Auerhuhn, das Haselhuhn, verschiedene Gattungen von Schnepfen und mehrere Sorten kleiner Vögel, welche hier brüten, auch die große Thurm-, Mauer- oder Steinschwalbe umfliegt in Massen den Brocken, besonders wenn Gewitter in den Thälern liegen. Zugvögel als die Schild- oder Seeamsel, die Schnarre, der Krammetsvogel, die Singdrossel und die Weindrossel fallen im Herbste am Brocken an, und werden in Dohnen gefangen. Während des Sommers umkreisen oft verschiedene Raubvögel, besonders der gemeine Busshard und der Sperber den Brocken. Auch der Storch, der Kranich und die wilde Gans überziehen im Herbste in Schaaren, aber im Frühjahre nur einzeln den Brocken.

Von Amphibien sind bis jetzt nur die Blindschleiche, verschiedene Arten Eidexen und große schwarzgraue, widrig aussehende Frösche und Kröten, beide letztere jedoch nur von der Mitte Mai bis zu den ersten Tagen des Juni, zur Laichzeit, in großer Menge hier gesehen. Früher soll auch die Ringelnatter, die Kreuzotter so wie die gemeine Otter in beträchtlicher Länge und Stärke hier gesehen worden sein, seit mehreren Jahren jedoch ist keine von ihnen bemerkt.

Käfer und andere Insekten gibt es hier in großer Menge, auch der Maikäfer fehlt nicht, nur Fliegen sind selten.

Während des Winters meiden aber alle diese Thiere den Brocken.

Merkwürdigkeiten und Sehenswerthes.

Der größeste Genuß, den der alte Vater Brocken seinen Besuchern bietet, ist und bleibt wohl die bei heiterem Himmel weit reichende Aussicht; schwer läßt es sich bestimmen, wie weit das Auge reicht, selbst bei dem heitersten Wetter schwimmt der ferne Horizont in Nebel, und macht die Grenzscheide zwischen Himmel und Erde unkenntlich.

Eine liebliche Landschaft, die dem Beschauer das Gefühl des Heimischen erweckte, ist allerdings von dem Brocken nicht zu erblicken, dazu ist er zu hoch und von den Ebenen zu entfernt; eine großartige weit ausgedehnte Landkarte hat man unter sich. Durch nichts wird man behindert, die große Fläche Landes mit seinen Waldungen, Seen, Teichen, Flüssen, die wie kleine sich schlängelnde Silberstreifen erscheinen, selbst alle nicht zu fernen Gebirge, zu überblicken, was wohl der Brocken vor allen andern besuchten Gebirgen voraus hat. Schweizer und Ungarn, die ihre heimathlichen Gebirge und auch den Brocken besuchten, erkannten dieses an, und haben sich darüber mehrfach geäußert.

Man übersieht einen Umkreis von 17 bis 18 Meilen, oder einen Durchmesser von 35 bis 36 Meilen und einen Flächenraum

auf dem fünf bis sechs Millionen Menschen wohnen. Der weiteste Durchmesser der Fläche, die man überblickt, ist von dem Rhönge- birge bis zu den Höhen bei Brandenburg, und von den Wesergebir- gen bis zu den Höhen in der Nähe von Leipzig, welche jedoch nur bei hellem Sonnenaufgange wahrzunehmen sind. Man überblickt einen Theil der Königreiche Preußen, Hannover und Sachsen, des Kurfürstenthums Hessen, der Herzogthümer Weimar, Braunschweig, Gotha, Anhalt-Dessau, Köthen und Bernburg, die Fürstenthümer Schwarzburg-Sondershausen und Rudolstadt, Lippedetmolt, Schaum- burg und Waldeck, so wie die ganzen Grafschaften Wernigerode und Stolberg; daß man aber bis in's Mecklenburgsche und Baiersche und selbst bis zur Nord- und Ostsee sehen kann, liegt wohl mehr in der Einbildung.

An ganz hellen Tagen, im December und Januar, aber nur bei dem Aufgange der Sonne, erblickt man allerdings nach Ostsüdost und Südost in sehr weiter Ferne zwei Gebirgszüge, ob solche aber zum Erzgebirge und Frankenwalde gehören, ist nicht genau zu be- stimmen.

Die entferntesten sichtbaren Städte sind: Magdeburg, Burg, Brandenburg, Zerbst, Wittenberg, Dessau, Bernburg, Köthen, Aschersleben, Halle, Leipzig, Ballenstädt, Harzgerode, Heringen, die Domthürme und die Cyriaksburg in Erfurt, das Schloß in Go- tha, Duderstadt, Göttingen, Hannover, Hildesheim, Braunschweig, Wolfenbüttel, Helmstedt, Schöningen, Gardelegen, Stendal und Tangermünde; und die weitesten Höhen sind: Die Zichtauer und Dolchauer Berge in der Altmark, die Höhen von Brandenburg, der Hagelsberg, der Mildenstein, die Höhen bei Leipzig, der Petersberg bei Halle, der Colm bei Oschatz, die Burg Kyffhausen, der Possen- thurm bei Sondershausen, der Ettersberg bei Weimar, die Wachsen- burg bei Arnstadt, eines der Bergschlösser die drei Gleichen, der Inselsberg mit dem ganzen Thüringer Gebirgszuge, die Seeberger Sternwarte, der Friedenstein, die Wartburg, das Rhöngebirge, der Beierberg, der Vogelsberg, der Hundsrück, die Boyenburg, der Stolzkopf, der Meißner, der Kaufungerwald, die Gleichen bei Göt- tingen, die Wilhelmshöhe und der Hercules bei Cassel, die Sabba- burg, die Kattenburg, der Schreckenberg, der Habichtswald, die Sauerländischen Gebirge, der Bramwald, die Bramburg, der Rein- hardswald, der Moosberg, die Burg Dassel, der Köterberg bei Holz- minden, die Homburg, der Solling, der Vogler, der Hils, die Staufenburg, der Klüt bei Hameln, worauf die Veste Wilhelmsburg stand, der Osterwald, der Süntelwald und noch mehrere jenseits der Weser gelegene Berge, die Porta Westphalika, der Deister.

Alle sichtbaren Städte, Flecken, Dörfer, Vorwerke, Weiler, Wälder, Berge 2c. hier aufzuführen, würde zu weitläufig sein, auch können die genannten schon den Leser hinreichend über das Terrain belehren. Nach einem von mir mit den dazu nöthigen Hülfsmitteln aufgenommenen, alphabetisch geordneten Verzeichnisse, welches jedem Gaste auf Verlangen zur Ansicht vorgelegt wird, können bei recht

heiteren Tagen 89 Städte und Flecken, 668 Dörfer, Vorwerke, Weiler ꝛc. gesehen werden. Ein genaues Panorama von den bemerkenswerthesten sichtbaren Ortschaften, so wie ein dem Zweck entsprechendes gutes Frauenhoferſches und Utzſchneiderſches Fernrohr nebst Stativ, wird dem Gaste zur Benutzung gegen eine billige Vergütigung gereicht.

Bei aller Einförmigkeit, die der Anblick einer, von so hohem Standpunkte übersehenen Landschaft zu haben pflegt, wechseln doch auf dem Brocken die herrlichsten Naturscenen oft in kurzem Zeitraume. Schnell kommen Wolken gezogen und verhüllen den Brocken, eben so schnell ziehen sie in die Tiefe hinab, bald sieht man sie sich zu Gewittern sammeln, und die Blitze dieselben durchzucken, man hört die Donner von unten herauf rollen, während man über sich den klaren blauen Himmel und die glänzende Sonne sieht.

Wer nur irgend Sinn für die Größe und Schönheit der Natur hat, wird durch eine Scenerie, wie dieselbe sich hier bietet, auf das lebhafteste angezogen, fühlt Herz und Sinn erfaßt, und sich über die Erdensorgen der unter ihm liegenden Welt erhoben. Wer aber für solche Gefühle, für solche uns erhebende und veredelnde Stimmungen schon abgestorben ist, der hat allerdings keine Freude und keinen Lohn für die anstrengende Mühe bei dem Ersteigen des Brockens. Leider ist die Zahl Letzterer nicht unbedeutend; aus ihren eigenen Aeußerungen scheint hervorzugehen, daß sie den Brocken nur darum ersteigen, um sagen zu können, auch auf dem Brocken gewesen zu sein.

Hohen Genuß findet der Empfängliche immer hier, sofern er nicht eine freie Aussicht als den alleinigen betrachtet. Mannigfache Unterhaltung, und zum Theil auch Belehrung findet man bei anderen Brockenbesuchern, manche interessante Bekanntschaft wird hier gemacht, und Freundschaft geknüpft, mancher Freund unverhofft hier wieder gefunden. Die gegenseitige Annäherung ist hier weit schneller und zutraulicher als an jedem andern Orte.

Es ist freilich öfters der Fall, daß bei der Unbeständigkeit des Gebirgs-Klima's der Brocken und seine Nähe in Nebel gehüllet ist, man verzage aber darum nicht, denn eben so schnell wie der Nebel, oder vielmehr hier das Gewölk den Brocken umziehet, verschwindet derselbe auch wieder, man hat dann einen herrlichen Anblick durch die anfänglich entstehenden Lücken, wie wenn der Vorhang einer Schaubühne aufgezogen wird, welche sich immer mehr und mehr erweitert, bis die Nebel ganz verschwunden sind, und man die weite Gegend frei vor und um sich hat. Auch die Gestaltungen und Gruppirungen des Gewölkes unter und neben dem Beobachter gewähren Vergnügen.

Nichts ist wohl erhabener als der Aufgang der Sonne auf einem Standpunkte, wie der Brocken ihn gibt; es ist eine Naturscene die Eindrücke macht und zurückläßt, welche innig gefühlt, aber schwer beschrieben werden können. Auf der Alles überragenden, durch das schönste Morgenroth längst schon vergoldeten Höhe, in der frühen

Morgenstunde stehend, umfächelt von der reinsten Bergluft, schaut der Beobachter auf die unter ihm in tiefem Dunkel liegende Welt herab. Auf ihr ruht eine tiefe Stille, die ihn zur Andacht stimmt. Nach Osten wendet er den Blick, von dem alles Licht stammt, von wo er auch jetzt es erwartet. Ein hellerer Punkt am Rande des fernen Horizontes deutet ihm die Stelle an, wo des Tages Königin aus anderen Welten aufzusteigen verspricht, um des Lebens Licht und Wärme den Bewohnern der Erde zu bringen, auf der seit Jahrtausenden schon so oft ihr freundlicher Blick ruhte. Siehe, da taucht ihr oberster Rand auf, und die ersten Strahlen, noch matt, um das Auge allmählig an den Glanz zu gewöhnen, schießen über die Erde hin und treffen zu allererst des Brockens Kuppe. Seltsame Figuren, einzeln und in Gruppen, tanzen vor dem Auge des Beobachters; ein Berg nach dem andern wird vergoldet, eine Thurmspitze nach der andern taucht auf aus den Morgennebeln. Jetzt zeigt die Sonne ihr volles Antlitz und es ward Licht! Heiliger Schauer durchbebt den Wandrer und ladet ihn ein, dem großen Baumeister der Welten zu danken.

In der täuschendsten Nähe und deutlicher als zu jeder anderen Zeit liegt in den heiteren Morgenstunden das ausgedehnte Panorama vor dem Blick des Beobachters und giebt ihm lange angenehme Beschäftigung. Die Elbe, sowohl über als unter Magdeburg, und andere im Osten gelegene Flüsse und Bäche zeigen sich wie ein schlängelndes glänzendes Silberband, und oft hat man schon an einem heiteren Morgen vor den, jenseits der Elbe gelegenen schwarzen Waldungen die weißen Segel der nach und von Magdeburg sich allmählig bewegenden Schiffe gesehen.

Eben so schön wie der Sonnenaufgang ist auch der Sonnenuntergang, wo sich bei dem Neigen der Sonne eine Gegend nach der anderen verdunkelt, und es hier oben noch hell, und die Abendröthe in den helleren Tagen ziemlich bis Mitternacht zu sehen ist.

Gleiche Reize gewährt der Aufgang des Vollmondes und eine sternenhelle Nacht, in welcher man unzählige Sterne über und unter sich erblickt.

Zu den herrlichen Genüssen auf dem Brocken gehört auch ein Gewitter. Interessant ist es, den ganzen Verlauf desselben von hier aus zu beobachten und zu verfolgen, wie dasselbe anfängt, wie mehr und mehr Gewölke sich anschließen und in Gestalt eines schwarzen Knäuels unten am Brocken brausend hinziehen, sich dann entweder in mehrere Gewittermassen zertheilen, oder andere von entgegengesetzter Seite kommende aufnehmen. Von einem stark nach oben schallenden, krachenden Donner begleitet, zucken die Blitze nach allen Seiten, jedoch die meisten nach oben, indeß der Beobachter bei beinahe gänzlicher Windstille am klarsten Himmel die Sonne über sich sieht. Neu auch ist der Anblick, den ein ganz unverhofft und schnell über den Brocken ziehendes Gewitter gibt. Auf der Oberfläche hin schlängeln dann sich die zischenden Blitze, die Furcht erregenden hef-

tigen Donnerschläge erfolgen gleich nach denselben, und ehe man sich dessen versieht, ist jede Spur des Gewitters verschwunden.

Eine seltenere Erscheinung ist das Nebelbild oder sogenannte Brockengespenst, zwar nicht so selten, wie es in verschiedenen Harztaschenbüchern angegeben wird, nämlich, daß solches nur im Herbste und nur beim Sonnenuntergange sichtbar sei, vielmehr ist es in allen Jahreszeiten, sowohl bei dem Auf- als Untergange der Sonne zu sehen, wie dies mehrjährige Erfahrung gelehrt hat. Im Jahre 1838 wurde es neunmal und 1839 siebenmal im Februar, März, April, Juli, August, November und December Abends und Morgens gesehen. Verschieden ist jedoch diese von mir näher und genau beobachtete Lufterscheinung. Wenn die Sonne bei ihrem Auf- oder Untergange mit dem Brocken in gleicher Höhe steht, sich dann auf entgegengesetzter Seite unten in den Thälern Nebel bilden, diese am Brocken in die Höhe steigen, der nebelfreie Brocken aber zwischen dem Nebel und der Sonne steht, so wirft die Sonne den Schatten des Brockens und aller auf ihn befindlichen Gegenstände an diese Nebelwand, an der sich nun riesenhafte Gestalten bilden, die bald sich verkleinern, bald vergrößern, jenachdem sich der Nebel nähert, entfernt, oder durch das Aufrollen desselben in ihm Lücken entstehen. Ist der Nebel trocken, so sieht man, außer seinem eigenen Schatten auch den seiner Nachbarn; ist er feucht, so sieht man nur den seinen mit einem regenbogenfarbigen Heiligenschein umgeben. Dieser Heiligenschein verschönert sich und wird strahlender, je nasser und dicker der Nebel ist, und je näher derselbe kommt. Bei rauhem Nebel im Winter bietet diese Erscheinung einen andern Anblick; denn erhält der Schatten nicht den kreisförmigen regenbogenfarbigen Heiligenschein, sondern es gehen vom Haupte des Schattens drei gelbe, hell glänzende, scharf gezeichnete und weit strahlende Scheine rechts und links vom Auge und senkrecht, ohngefähr in folgender Form und in hochgelber Farbe. Dieses Nebelbild oder sogenannte Brockengespenst ist das schönste, hier wahrgenommene Phänomen, besonders wenn es sehr kalt und die im Nebel enthaltene Feuchtigkeit stark gefroren ist, wo dann die gefrornen Theilchen kleine glimmernde Sternchen um die drei Strahlen bilden, welche so glänzend blinkern, daß das Auge nicht lange hineinzusehen vermag.

Ergötzen wird der Naturfreund sich auch, wenn er, was eine eben so seltene Naturerscheinung ist, unterhalb des Brockens alle Berge und Ebenen, so weit das Auge reicht, mit einem wellenförmigen Nebelmeere bedeckt sieht, aus dem der Brocken wie eine kleine Insel hervorragt, überstrahlt von dem klarsten Himmel; das unermeßliche wogende Meer glaubt man zu erblicken, und diese Täuschung ist besonders lebhaft bei Sonnen-Auf- oder Untergang.

Lebendig zu werden scheint die Landschaft, wenn dieser Nebel fällt, oder verschwindet, und die Berge, Städte, und zuletzt die ganze Landschaft, nach und nach, sichtbar wird.

Auf der Fläche des Brockens befinden sich die viel besprochenen zwei nicht fern von einander stehenden Felsstücke, die Teufelskanzel und der Hexenaltar genannt; letzterer soll, laut mehreren Harzbeschreibungen zerstört worden sein, was aber nicht der Fall ist, da derselbe noch gleiche Höhe mit der sogenannten Teufelskanzel hat, und diese Felsmassen auch nach den Zeugnissen der ältesten Hirten welche funfzig Jahre und darüber den Brocken behütet haben, nie höher gewesen sind. Es ist zwar von jugendlichem Leichtsinn eine unbedeutende Nebenplatte herabgeworfen, was aber keinen wirklichen Schaden an diesen Felsen verursacht hat. Zur Widerlegung jenes falschen Gerüchtes wurde in einigen der gelesensten Zeitungen Folgendes mitgetheilt.

Vom Brocken, den 20. October 1834.

„Vor mehr als 20 Jahren las man in öffentlichen Blättern die sonderbare Anzeige, daß eine der Felsengruppen auf der Höhe des Brockens, der Hexenaltar genannt, — von Barbaren zerstört worden sei. Das Wahre an der Sache war, daß eine Steinplatte dieses Felsens aus Muthwillen herabgestürzt, dadurch aber keineswegs die ohne dies wenig merkwürdige Felsengruppe zerstört, sondern bloß etwas verändert worden ist.“

Durch folgende Sage haben diese beiden Felsen wahrscheinlich ihren Namen erhalten.

Als nemlich Kaiser Karl der Große in den Jahren 779 und 780 nach Christi Geburt die Sachsen zur Annahme des Christenthums zwang, wurde von diesen der Götzendienst auf dem Brocken gefeiert, und in der Walpurgisnacht der Herta, nach Anderen dem Crodo, auf dem Hexenaltare geopfert, und als Kaiser Karl zur Vertreibung der Heiden Schildwachen aufstellen ließ, suchten die Heiden solche durch abentheuerliche Aufzüge von ihren Posten zu verscheuchen.

Daher mag auch wohl die weit und breit bekannte Sage rühren, daß Hexen und Zauberer sich in der Walpurgisnacht auf dem Brocken (Blocksberg) versammeln, um dem Teufel zu opfern, ihn anzubeten, nach dieser Verehrung eine teuflische Mahlzeit und dann auf dem daneben befindlichen Hexentanzplatz den Hexentanz zu halten.

Zwischen dem Wohngebäude und diesen eben gedachten Felsen liegt ein vom Regen und Sturm etwas ausgehöhlter Stein, welchem man den Namen Hexenwaschbecken gegeben hat, von dem man den Gästen das Mährchen aufbürdet, daß das Wasser darin nie austrockene, und durch unsichtbare Hand alle Morgen wieder ersetzt werde. Darin sollen denn die Hexen nach ihrer Ankunft sich waschen, und dann ihre, durch den schnellen Ritt in Unordnung gerathene Toilette wiederum ordnen.

Nicht weit von der Teufelskanzel befindet sich der Gerlachsbrunnen welcher von dem am 8. Januar 1834 verstorbenen frühern Brockenwirth Gerlach angelegt und nach ihm benannt wurde. Er liefert ein sehr schönes, reines, nur bei großer anhaltender Kälte und starken Frösten versiegendes Trinkwasser. Das auf der entgegengesetzten Seite fließende, den Kellbach bildende Wasser, welches aus dem nahe bei dem Wolkenhäuschen liegenden Hexenbrunnen und Hexenteich quillt, ist dagegen hart und unschmackhaft. Außer diesen Gewässern entspringen noch mehrere jedoch unbedeutende Wässerchen auf dem Brocken, sowohl im Westen als Osten, welche aber nicht so schmackhaft sind, wie das schöne Wasser aus dem Gerlachsbrunnen. Alle diese Quellen erhalten ihre Nahrung nur von dem Regen, den nassen Wolken, oder dem Nebel, und von andern atmosphärischen Absonderungen.

Bemerkenswerth ist noch das, am nördlichen Abhange des Brockens, rechts am Ilsenburger Fußsteige in einer tiefen Kluft von 15 bis 20 Fuß Breite und 300 bis 400 Fuß Länge befindliche Schneeloch, in welchem der Schnee bis in den Juni liegt. Es sind jedoch auch noch einige andere in nördlicher Richtung liegende Vertiefungen, wo sich der Schnee weit länger, ja öfters bis Ausgangs Juli hält, durch die Länge der Zeit grau wird, und eine graubraune Decke erhält, welche durch Vegetabilien entsteht, die vom Brocken getrieben werden.

Erwähnung verdienen noch unter der großen Menge von Granitblöcken, welche in der Nähe des Brockens liegen, und einer näheren Besichtigung werth sind, folgende: Die Rennekenbergsklippen, Hohenklippen und Feuersteine, die Baupelsklippen, das Brockenthor auf der Heinrichshöhe, die Schnarcher auf dem Barenberge bei Schiercke, welche die Eigenschaft besitzen, eine Umkehrung der Magnetnadel nach dem entgegengesetzten Pole zu bewirken, das Söse- oder Sörsthor auf dem Winterberge ohnweit des Wurmberges, das 16 Fuß lange Magdbette und der hohle Magdnapf auf dem kleinen, und die Hirschhörner auf dem großen Königsberge, die Achtermannshöhe, die Hopfensäcke, das Tuchlacken, die kahle Klippe, die Brandklippe, der Abbenstein, die kleine Brockenklippe, der Scharfenstein und die Pflasterstöße, und wer auf seiner Brockenreise Schiercke passirt, besuche das hinter der dortigen Predigerwohnung gelegene anmuthige Pfarrthälchen.

Gebäude und Einrichtung.

Das erste Gebäude von 16 Fuß im Quadrat und ohne alle innere Einrichtung wurde 1736 auf Befehl Seiner Erlaucht des Hochseligen Herrn Christian Ernst Grafen zu Stolberg-Wernigerode auf der Kuppe des Brockens erbauet, und diente bei einfallendem Unwetter den Reisenden zum Obdach, ehe das Wirthshaus hier auf

dem Brocken stand. Es brannte dies Gebäude mehrere Male ab, wurde wieder neu erbauet und öfters gebessert. Später wurde dasselbe als Waschhaus benutzt, ist aber durch den Zahn der Zeit und durch die erlittenen vielen Stürme sehr schadhaft geworden.

Auf dem, mit dem Brocken in östlicher Richtung zusammenhängenden Berge, welchem Seine Erlaucht der Graf Christian Ernst zum Andenken der Bemühungen seines Sohnes des Herrn Grafen Heinrich Ernst Erlaucht, bei dem Betriebe der Torfgräberei 1744, den Namen Heinrichshöhe gab, wurde im Jahre 1743 ein Gebäude zum Aufenthalte der bei der Torfstecherei beschäftigten Arbeiter errichtet, dasselbe diente aber zugleich den damals nur wenigen Besuchern des Brockens zum Obdach, und als die Torfgräbereien eingingen, wurde dasselbe als Wirthshaus für Brockenreisende benutzt. In diesem Hause befand sich nur ein Zimmer für die Gäste vom höchsten Stande bis zum armen Tagelöhner, wie für den Wirth und dessen Leute; außer diesem Zimmer hatte es noch Küche, Keller und Stallung für 10 Pferde.

Rechts neben diesem Gebäude war das herrschaftliche Haus von zwei Stübchen, bestimmt zur Aufnahme der gräflichen Familie und deren Begleitung, es durfte jedoch benutzt werden, wenn das Wirthshaus zu überfüllt war, und die Gäste in demselben keinen Platz fanden. Dieses Häuschen, welches zum Schutze gegen die Stürme mit einer bis an's Dach reichenden Erdumwallung versehen war, brannte 1799 ab, wahrscheinlich durch Nachlässigkeit der Arbeiter, welche am Bau des neuen Hauses auf der Brockenspitze arbeiteten. Dadurch wurde es überflüssig und deshalb nicht wieder aufgebaut. Aus eben diesem Grunde wurde auch das alte Wirthshaus später eingenommen.

Nur in den Sommermonaten wurde dieses Wirthshaus von dem Wirthe bewohnt, der aber, bei einfallender Kälte und Schnee, dasselbe während des Winters verließ, und mit seiner Habe nach Ilsenburg ging, bei Annäherung des Sommers es aber wieder bezog.

Zur Gewinnung der Milch für Gäste und für den Haushalt hielt sich der Wirrh mehrere Ziegen, welche aber oft unerlaubter Weise sich von ihrem rauhen Aufenthalte entfernten und nach Ilsenburg zurückgingen, wodurch der Wirth nicht selten in große Verlegenheit kam und um dieser Unannehmlichkeit überhoben zu sein, schaffte der Wirth die Ziegen ab, und hielt an deren Stelle einige Kühe.

Auf der Heinrichshöhe standen noch drei Gebäude oder Schuppen und mehrere zwischen dem Brocken und dem Königsberge, worin der zwischen der Heinrichshöhe und dem Brocken und zwischen diesem und dem Königsberge gestochene Torf getrocknet wurde. Eines dieser Gebäude, und zwar das Torfhaus Nr. 1., das ohnweit des herrschaftlichen Hauses stand, hat der Sturm am 9. October 1758 aus dem Grunde gehoben und umgestürzt, so daß keine Säule stehen geblieben ist.

Der Torf, welcher für die Eisenhüttenwerke verkohlt wurde, war nicht ergiebig genug, und bei den häufigen nassen Nebeln schwer

zu trocknen, weshalb diese Torfgräberei 1786 wieder eingestellt und die Torfhäuser abgebrochen wurden.

Durch die Zunahme der Brockenbesuche wurde der Mangel an einem guten Wirthshause immer fühlbarer, und dies bewog Seine Erlaucht den Herrn Grafen Christian Friedrich im Jahre 1800 ein Gasthaus auf der Brockenspitze mit vielen Kosten erbauen zu lassen, und bei Anwesenheit J. J. Majestäten des Königs und der Königin von Preußen im Jahre 1805 wurde auf der linken Seite des Wirthshauses noch ein hölzernes mit Brettern in- und auswendig beschlagenes und im Fachwerk mit Torf ausgefülltes Nebengebäude, welches drei Logierstuben und einen schmalen Gang zu denselben enthielt, und auf des Hauptgebäudes rechter Seite ein hölzerner Stall für 16 Pferde erbauet.

Im Wirthshause befanden sich zwölf heizbare Zimmer, nämlich ein Saal, zwei Gastzimmer, sieben kleinere Logierzimmer, ein dergleichen für den Wirth und eins für die Boten und Dienstleute, und außer diesen die Küche, Speisekammer und ein in den Felsen gehauener geräumiger Keller; auch für bedeutenden Bodenraum war gesorgt. Auf der linken Seite im Wohngebäude befand sich noch ein Pferdestall für sechs Pferde und auf der rechten Seite zwei Kuhställe für acht Kühe und über demselben ein kleiner Hühnerstall. In der Mitte des Hauses war ein massiver Thurm von 30 Fuß Höhe errichtet, damit die Gäste von demselben die Fernsicht besser genießen konnten. Die Einfassungsmauern des Wohnhauses waren fünf Fuß und die des Thurmes vier Fuß stark. Da durch die Anlegung der vorerwähnten Ställe an beiden Giebeln im Wohnhause das erforderliche Tageslicht in den Corridor nicht eindringen konnte, und das Licht durch die enge Hausthür denselben nicht genug erhellte, so wurde eine nothdürftige Helle durch über den Zimmerthüren angebrachte Fenster verschafft. So bestanden diese Gebäude bis zum Jahre 1834, wo der Thurm zwei nicht unbedeutende Risse bekommen hatte, und sich nach Westen und Osten bedeutend neigte. Um den Einsturz desselben zu verhüten, wurde er im Spätherbst 1834, nach Beendigung der Brockenbesuche, abgetragen, nicht aber ist er abgebrannt, wie in einigen Harzbeschreibungen gesagt ist.

Die durch den massiven Thurm eindringende, nicht zu verhütende Nässe war dem Wohngebäude sehr nachtheilig, weshalb Seine Erlaucht der jetzt regierende Graf und Herr Heinrich zu Stolberg-Wernigerode im folgenden Jahre 1835 gerade vor dem Hause einen hölzernen, mit starken Säulen, Riegeln und eisernen Bolzen versehenen, mit Dielen beschlagenen und mit Bleiplatten belegten Thurm von beinahe 50 Fuß Höhe mit sehr bequemen Treppen von 58 Stufen und einer zum Schutze hinreichend genügenden Brüstung, ohne die nicht unbedeutenden Kosten zu scheuen, erbauen, auch unten im Thurme nach der Morgenseite eine Niesche anlegen ließ, damit die Gäste, geschützt vor dem scharfen Winde, von hier aus den herrlichen Sonnenaufgang wahrnehmen konnten.

Die Einfassungswände des Wohngebäudes bestanden aus Doppelwänden, deren 3 Fuß breiter Zwischenraum mit Steinen, Erde und Moos ausgefüllt war, was die Nässe sehr anzog, wodurch die Außen= und Innenwände sich ausdehnten und große Risse bekamen, welche Luft in die Zimmer ließen, und einen Einsturz prophezeihten. Da hierdurch der größte Theil der Einfassungsmauern neu aufgeführt werden mußte, so befahl der erlauchte regierende Graf und Herr, die dicken Mauern ganz wegzunehmen, und dafür nur halb so starke, 2½ Fuß dicke, aber fest und gut mit Gips verbundene Mauern aufzuführen, wodurch das Innere des Hauses an Raum gewann, und die Zimmer mehr Licht und Sonnenwärme erhielten.

Diese bedeutende Reparatur konnte jedoch in einem Sommer nicht geschehen, weil sonst die Gast= und Logierstuben hätten eingerissen werden müssen, was den Gästen ein Obdach geraubt haben würde. Deshalb konnte der Bau auch nur theilweise von Jahr zu Jahr ausgeführt werden. Im Jahre 1837 war er vollendet.

Aber auch an den Scheidewänden war eine Reparatur nöthig, da deren Schwellen, Säulen und Riegel meistentheils verstockt und verfault, und das Fachwerk nur mit Torf ausgefüllt war, weshalb solche sämmtlich weggenommen, wieder neu aufgeführt, und das Fachwerk mit gut gebrannten Mauersteinen verfüllet wurde. Ebenso mußten die verstockten Dielen aus allen Zimmern genommen und durch neue ersetzt werden; auch die alte schadhafte Hausflur und der Corridor wurde um einen Fuß erhöhet und mit neuen Barnsteinen belegt.

Die an diesen Bauten arbeitenden Handwerksleute konnten wegen des Einreißens mehrerer Zimmer, wodurch der Raum beschränkt wurde, im Wohngebäude nicht untergebracht werden, und es wurden denselben zwei Zimmer im Nebengebäude zu ihrem Aufenthalte angewiesen. Dies gab Veranlassung zu einem in der Nacht vom 4. zum 5. Juni 1835 wahrscheinlich durch zu starkes Einheizen entstandenen Brande dieses Nebengebäudes, wobei dasselbe gänzlich ein Raub der Flammen ward. Durch die Einäscherung dieses Nebengebäudes waren drei Logierzimmer weniger geworden, weshalb aus dem im Wohngebäude befindlichen Pferdestalle zwei nette Zimmer gemacht, der Corridor durchbrochen und ein großes Fenster zur Beleuchtung desselben angelegt wurde.

Auf der Stelle des abgebrannten Nebengebäudes ist im Jahre 1838 ein neues massives Wirthschaftsgebäude, bestehend aus Waschhaus, Pferde=, Schaaf= und Schweinestall errichtet, und im Sommer 1840 soll der vom Wohnhause südlich gelegene hölzerne Pferdestall massiv gebauet werden.

Durch alle diese Bauten und Veränderungen haben die Brockengebäude, vorzüglich das Wohnhaus ungemein gewonnen, es ist fester, geräumiger, heller, trockener und weit freundlicher darin geworden; Alles ist für die Aufnahme eines jeden Gastes der nicht zu große Ansprüche macht, geeignet.

Es sind jetzt in demselben ein Saal, zwei Gaststuben und neun Logierzimmer, eine Stube für den Wirth und eine dergleichen für die Boten und für die zur Wirthschaft gehörenden Leute. Mangel an Platz kann bei nicht zu überfülltem Besuche so leicht nicht entstehen, und wenn es Noth thut, so wird gern des Wirthes Zimmer an die Gäste abgetreten.

Die vorhandenen Gastbetten sind reinlich, trocken und mit reiner Bettwäsche und warmen Steppdecken versehen, und wer dergleichen nicht benutzen will, dem stehen mit Stroh ausgestopfte Matratzen und wollene Decken zu Diensten.

Jeder Gast, der nicht übertriebene Anforderungen macht und keine Leckereien verlangt, findet in dem Brockenwirthshause gut zubereitete und kräftige Speisen, ein gutes Glas Wein, Rum, Cognac, Liqueur, Bier und Breihahn.

Um dem Gaste die Auswahl zu erleichtern und ihn zu überzeugen, daß er nicht übertheuert wird, sind in jedem Zimmer des Brockengasthauses die Preis-Verzeichnisse der Speisen, Getränke rc. angeschlagen. Es wird jeder Gast die Preise gewiß nicht zu hoch finden, sobald derselbe erwäget, wie beschwerlich der Transport der Lebensmittel und aller nöthigen Effecten hierher ist, wie kostspielig die nothwendigen jährlichen Reparaturen an den Gebäuden, wie bedeutend die Unterhaltungskosten der Tisch- und Bettwäsche, Möbels und Küchengeräthe sind. Zudem hat der Brocken kaum fünf Monate Besuch, das Dienstpersonal aber muß zum Theil auch während des langen Winters erhalten werden. Wer dies alles berücksichtigt, wird einerseits gewiß dem edeln Erbauer und Erhalter aller hiesigen Anlagen den gebührenden Dank zollen, andrerseits erkennen, daß die Anlegung der hiesigen Gebäude, die Unterhaltung derselben und der Wirthschaft nur Bequemlichkeit der Brockenbesucher bezwecken, keineswegs aber einen erklecklichen Gewinn abwerfen können.

Dem Wirthe ist die Administration der Brockengastwirthschaft übertragen und demselben ein Hausknecht, ein Maulthiertreiber, welcher während der Dauer des Brockenbesuches die Bedürfnisse nach dem Brocken schafft, und drei Dienstmägde beigegeben, wovon jedoch der Hausknecht, der Maulthiertreiber und eine Magd bei dem Anfange des Winters das Brockenhaus verlassen. Der Wirth mit seiner Frau und zwei Dienstmägden bleiben oben.

Außer 15 bis 18 Hühnern werden auch 6 bis 8 Kühe oben gehalten, welche im Sommer auf dem Brocken eine sehr nahrhafte und gesunde Weide haben, da aber nicht so viel Futter gewonnen werden kann, um alle diese Kühe während des acht Monate langen Winters zu ernähren, so bleiben nur 2 bis 3 Kühe oben, jenachdem von den auf dem Brocken und der Heinrichshöhe mit vieler Mühe angelegten, von Jahr zu Jahr erweiterten Wiesen Heu geerndtet wird. Die anderen Kühe werden auf Kosten der Brockenadministration auf einer gräflichen Domaine während des Winters durchgefüttert, und bleiben so lange unten, bis wieder hinlängliches Gras zur Nahrung für dieselben auf dem Brocken gewachsen ist.

Dem Wirthe liegt sehr daran, den Gästen den kurzen Aufenthalt hier so angenehm wie möglich zu machen, er bemühet sich gewiß, daß dieselben alle hier nur zu beschaffenden Bequemlichkeiten genießen, sorgt für stets erwärmte Zimmer, für Wäsche und trockene Kleidung, falls der Gast solche zur Wechselung nicht bei sich führet, und hält mit Strenge darauf, daß der Gast schnell und höflich bedienet werde. Aber, wie häufig wird dies von einem großen Theile der Besucher verkannt; — welche nicht zu erfüllende Forderungen werden öfters mit stürmender Gewalt, vorzüglich an das weibliche Dienstpersonal gemacht, wo dann zur Erhaltung der Ordnung und Ruhe dem Wirthe wohl nichts anders übrig bleibt, als mit ernster Miene und Entschlossenheit solchem Forderer entgegen zu treten.

Brockenfahrwege und Brockenfußsteige.

Es führen nach dem Brocken vier Fahrwege: der erste über Ilsenburg dicht bei den Wasserfällen vorbei, der zweite über Schierke, Quitschenhäu und Mönchbruch, der dritte über Glashütte Jacobsbruch und der vierte über Oehrenfeld und Plessenburg, welcher auf dem gelben Brieke in die Ilsenburg-Schierker Chaussee fällt. Erstere drei kommen dagegen auf dem Brockenbette zusammen, und bilden einen Weg, der über die Heinrichshöhe nach dem Brocken läuft. Der Ilsenburger und Schierker Weg ist bis zum Brockenbette chaussirt und kann bis dahin mit jedem nicht zu sehr belasteten Fuhrwerke befahren werden, und wenn gleich die andern beiden Fahrwege stets in gutem Stande erhalten werden, und ohne Gefahr zu bereisen sind, so sind die beiden ersteren doch vorzuziehen, da der Ilsenburger Weg gegen den Ilsenstein und die Wasserfälle durchs schöne Ilsenthal und letzterer zwischen den Feuersteinklippen und Schnarchern, dicht neben der Elendsburg vorbei, durch einen Theil des reizenden Bodethals führt.

Außer diesen vier Fahrwegen führen noch sechs Fußwege auf den Brocken, und zwar der erste von Wernigerode über die steinerne Renne und den Rennekenberg, der zweite von Braunlage über den Königsberg, der dritte von Oderbrück über's Brockenfeld an den Hirschhörnern vorbei, der vierte von Altenau über den Borkenkrug und durch die schwarzen Tannen, der fünfte von Neustadt Harzburg über das braunschweigsche Molkenhaus, den Scharfenstein und kleinen Brocken und der sechste von Ilsenburg über den Buchhorst und das Schneeloch. Für Reiter sind diese sechs Pfade nicht, die fünf ersten nämlich der Klippen, Gräben und des Bruches wegen nicht; auf dem letzteren zu reiten ist verboten, damit er wohl erhalten und für die Fußreisenden bequem bleibe.

Guter Rath für das Bereisen des Brockens.

Die geeignetste Zeit zum Besuche des Brockens sind nach den bisherigen Erfahrungen die Monate Juni, August, September und October bis zur Mitte, wo die Luft am reinsten, und das Wetter am beständigsten ist, auch sich das Farbenspiel der grünenden Wälder, Felder und Wiesen am schönsten ausnimmt. Eben so gut aber wie in diesen Monaten ist der Brocken an heiteren Tagen, die nach dem Regen folgen, auch im Mai und Juli zu besteigen. Diese zwei Monate sind von demjenigen vorzuziehen, der Vergnügen an der erhabenen Naturschönheit eines Gewitters findet, weil in diesen Monaten gewöhnlich die Gewitter am häufigsten sind.

Die reinste Luft und die schönste und weiteste Fernsicht im ganzen Jahre bieten allerdings die heiteren Tage des Januars und Februars, und will man sich diesen großen Genuß schaffen, so muß man einen hellen Tag, an dem der Wind aus Nord, Ost oder Süd kommt, und wo möglich bei eintretendem Froste nach dem Thauwetter wählen, alsdann ist der Schnee gefroren und ohne Gefahr einzusinken, wie ohne große Beschwerniß, leicht zu übersteigen; nur muß man sich jedenfalls eines zuverlässigen Führers bedienen, der die Richtung der Brockenwege genau weiß, da solche, von hohem Schnee bedeckt, ganz unkenntlich sind.

Im Allgemeinen sind die heiteren Tage gleich nach Gewittern oder Landregen zu benutzen, gleichviel in welchem Sommermonat, da hierdurch der Höhenrauch verschwindet, und die Luft am reinsten ist.

Wer gesund und bei Kräften ist, und wessen Körperconstitution es gestattet, der ziehe es vor, den Brocken zu Fuß zu besteigen, der Reisende erspart dadurch nicht allein mancherlei kostspielige Ausgaben, sondern kann ganz nach seinem Belieben zu seiner Bequemlichkeit und am sichersten die Reise fortsetzen, und hat davon den meisten Nutzen und ungestörtesten Naturgenuß; wer sich indeß der Anstrengung des langen, ungewohnten Bergsteigens überheben will, der findet in Ilsenburg im herrschaftlichen Gasthause zu den rothen Forellen, Maulthiere mit bequemen Damen- und Herren-Sätteln, und falls die von dem dortigen Gastwirthe Herrn Horn für Brockenreisende bestimmten 6 bis 8 Maulthiere schon verliehen sind, so ist Herr Horn gern bereit, solche von dem, eine Stunde von Ilsenburg entfernten Dorfe Veckenstedt, zu verschaffen.

Wer nicht zu sehr überladene Wagen und Pferde bei sich führt, der kann ohne Gefahr und große Beschwerniß auf der im Jahre 1838 vollendeten, durch das romantisch schöne Ilsenthal führenden Chaussee bis zum Brockenbette fahren, von dort den Wagen entweder nach Schierke oder nach Ilsenburg zurückschicken, und dann die nur noch eine kleine Stunde vom Brockenhause entfernte Strecke zu Fuß zurücklegen. Doch ist dabei nöthig, daß die Pferde mit Hakezeug und die Wagen mit Hemmschuhen oder Hemmketten und

mit einem starken, mit einem eisernen Stachel hinten am Wagen angebrachten Stabe zum Aufhalten des Wagens beim Ruhen im Berganfahren, versehen sein. Auf gleiche Weise ist auch die Reise auf der Chaussee von Schierke nach dem Brocken zu machen, und wer seinen Pferden eine Erleichterung gewähren will, der kann sowohl in Ilsenburg als Schierke Pferde zum Vorspannen bis zum Brockenbette erhalten, worüber aber der Lohn mit dem Eigenthümer derselben vorher zu bedingen ist.

Für den, der den Brocken zu Fuß bereiset, ist anzurathen, daß derselbe sich warm kleide, und mit doppelter Fußbekleidung so wie mit einem zweiten Hemde versehe, um einige Zeit nach der Ankunft, auf dem Brocken damit zu wechseln.

Man steige langsam und in nicht zu weiten Schritten bergan, vermeide so viel als möglich das Trinken aus den vom Brocken herabfließenden Quellen, so wie den zu often Genuß von geistigen Getränken, indem ersteres leicht Erkältung, Kolik und andere mitunter gefährlich werdende Krankheiten, und letzterer unausbleibliche Ermüdung nach sich zieht.

So lange der Wanderer auf dem Brockenwege vor Wind und starkem Luftzuge geschützt ist, ruhe derselbe zum öftern und genieße die sich ihm darbietenden mannigfachen Naturschönheiten, sobald er aber aus dem immer niedriger werdenden Gehölz in's Freie tritt, erlaube sich derselbe, zur Vermeidung der Erkältung des erhitzten Körpers, keine Ruhe.

Wessen Zeit es irgend gestattet, der bereise weder zu Fuß noch zu Pferde, Esel oder Wagen niemals bei Nacht den Brocken, und zwar nicht blos weil die durch Nachtreisen etwa bezweckten Ersparnisse durch andere, am Tage nicht nöthige Ausgaben aufgewogen werden, sondern auch, weil der Reisende so manchen schönen Genuß, der sich ihm auf dem Wege am Tage zur Bewunderung und Freude überall darbietet, verliert, zudem auch bei dem oft schnellen Wechsel des Wetters, bei eintretendem Regen und Nebel in der Finsterniß, selbst mit Boten sich leicht vom Wege verirret, in Bruch und Steingerüll geräth, wo keine Hülfe zu erwarten ist, und sich beschädigen und erkälten kann, wie dieses häufige Beispiele erwiesen haben. Der Reisende richte seine Zeit vielmehr so ein, daß er Nachmittags gegen 4 oder 5 Uhr auf dem Brocken eintrifft, damit er sein Nachtquartier bei Zeiten bestellen und nach vorheriger Erholung die Fernsicht genießen kann. Er eile bei etwa eintretender ungünstiger Witterung am andern Morgen nicht zu früh, nicht vor 9 bis 10 Uhr vom Brocken, da in den Sommermonaten die Nebel sich gewöhnlich in diesen Stunden erst zertheilen, und eine schöne Fernsicht, so wie den interessanten Anblick der Gruppirungen des untern Gewölkes gewähren.

Auf dem Brocken angekommen, vermeide der erhitzte Gast alle kalten Getränke, genieße dafür, zur Löschung des Durstes und zur Stärkung Kaffe, Thee oder Warmbier, oder wer an geistige Getränke

gewöhnt ist, Punsch, Grogg oder Glühwein, und wechsele dann die Wäsche.

Nach geschehener Abkühlung und Erholung besteige der Gast den Thurm, bediene sich der darauf ausgestellten Fernröhre und des Brocken-Panorama's und besuche dann die übrigen Merkwürdigkeiten auf der Fläche des Brockens, auch, sofern es die Zeit gestattet, noch vor Sonnenuntergang die in der Nähe liegenden Felsmassen, die kleinen Brockenklippen, die kahlen Klippen, Brandklippen, Hirschhörner, das Magdbett, den Magdnapf oder das Brockenthor auf der Heinrichshöhe, wovon der Gast jedoch bei dem Heraufsteigen schon Manches gesehen haben kann.

Mannigfache und zum Theil belehrende Unterhaltung findet der Gast im gewöhnlichen Gesellschaftssaale, oder in den übrigen Gastzimmern an anderen Brockenbesuchern. Wie manche interessante Bekanntschaft ist nicht hier schon gemacht, und wie nicht selten Freundschaft geknüpft zwischen Personen, die aus weitester Ferne hier zusammentrafen! Oft sah ich den Freund, den lange entbehrten, wohl gar verloren geglaubten Freund freudig in die Arme schließen!

Sollte aber der Gast ein gutes Buch der Gesellschaft vorziehen, so findet er in des Wirthes kleiner Bibliothek wissenschaftliche und belletristische Sachen, die auf kurze Zeit Beschäftigung gewähren. Auch die Brockenstammbücher liefern viel Unterhaltung. Sie werden jedem Gaste vorgelegt, damit er zur Erinnerung seinen Namen einschreibe; gern werden diese Bücher durchblättert, und die Namen eines Verwandten, Freundes oder Bekannten darin gesucht. Man freuet sich, solche gefunden zu haben; man lacht über darin niedergeschriebene Satyren und unschuldige Scherze, liest mit Theilnahme ein gutes Gedicht, oder macht sich lustig über schlechte Verse, bespottet plumpen Witz und lächelt über darin enthaltene orthographische und andere Fehler. Leider sind die Brockenbücher und besonders die früheren Jahrgänge derselben verstümmelt, weil manches Blatt, auf dem hinzugefügte, oft kränkende, mindestens fade, wohl gar schmutzige Bemerkungen niedergeschrieben waren, ausgerissen werden mußte.

Das Beschädigen der Möbels und anderer Geräthschaften so wie das Schreiben und Einkratzen von Namen in Wände, Thüren, Fenster ꝛc. im Brockengebäude und im neuen Thurme ist verboten, und hat sich jeder Gast dergleichen bei Vermeidung des Schadenersatzes zu enthalten.

Außer den von Wernigerode über die steinerne Renne und Rennekenberg, von Harzburg über den Scharfenstein, von Altenau über den Borkenkrug und von Braunlage über den Königsberg nach dem Brocken führenden Fußwegen, sind die übrigen Fahr- und Fußwege ohne Führer zu finden, da, wo Wege abgehen, oder sich durchkreuzen, Wegweiser angebracht sind, um dem Gaste dadurch die ganz unnöthige Ausgabe für einen Führer zu ersparen.

Sollte der Reisende Gepäck bei sich führen, oder aus andern Gründen durchaus einen Boten haben wollen, so ist zu rathen, daß er gleich bei dessen Annahme über den Lohn, der sich nach der zu

tragenden Last, Weite und Beschwerlichkeit des Weges richtet, sich einiget, weil von diesen Leuten später oft unbillige Forderungen gemacht werden.

Auch hinab gehe man vorsichtig und langsam von dem Brocken, damit man durch schnelles Laufen nicht unvorsichtig an Abgründe geräth und hineinstürzt, oder da durch manches auf dem Rückwege sich darbietende Interessante verliert und unbeachtet läßt.

Bei dem Abschiede des Gastes von dem Brockenhause, das ihm Obdach und Bequemlichkeit gewährte, erhält derselbe alter hergebrachter Sitte gemäß, von den Hausmägden zum Andenken an den Brockenbesuch ein Sträuschen von hier gesammelten verschiedenen Blumen und Kräutern, hinter welchem Geschenk freilich die bescheidene Bitte um einen klingenden Beweis der freundlichen Auf- und Annahme stecken mag.

Eine diesem ähnliche Beschreibung nebst Chronik des Brockens seit 1834 und einer Sammlung von Gedichten aus den Brockenstammbüchern, mit einem sauber lithographirten Brocken-Panorama und einer Winteransicht der Brockengebäude wird im April dieses Jahres die Presse verlassen, und ist bei dem Unterzeichneten für 16 ggr. oder 20 sgr. zu haben

Brocken, im Januar 1840.

Nehse.

Die Sage vom Brocken.

Sowohl den gelehrten Naturforschern als auch den Freunden vaterländischer Geschichte hat der Brocken von jeher viel Kopfbrechens verursacht, und dennoch liegt er bis heute nur wie ein halb enthülltes Geheimniß vor uns, dennoch sind es bis heute nur Muthmaßungen, wie seine zerbröckelten Felstrümmern auf seinen breiten Rücken gekommen, wie die Teufels- und Hexensagen mit seinen Granitblöcken verbunden sind. Zwar erhebt er sich wie alle Teufels- und Hexenplätze des Harzes auf der mitternächtlichen Seite dieses Gebirges, wo das alte Sachsenvolk mit seiner starren Anhänglichkeit an das Heidenthum an die waldigen Höhen sich anlehnte, und als wollten der Teufel und seine höllische Brut ihr höheres Alter vor dem Christenthume damit darthun, daß sie auf dem Urgestein so gern ihre Sitze wählten, so haben sie auch hier darauf Platz genommen. Aber fester sicherer Beweis für Thatsachen ist das Alles nicht, und Vermuthungen werden nie bewiesene Wahrheiten. Wir bleiben daher bei der Sage stehen, ohne jedoch die Vermuthungen umzustoßen, und hier unerwähnt zu lassen.

Zu den berühmtesten oder berüchtigtsten Punkten auf dem Gipfel des Brockens gehören die Teufelskanzel, der Hexenaltar und Hexentanzplatz und der Teufelsbrunnen. Die Teufelskanzel ist das größte der Felsstücke, womit die Oberfläche des Brockens besäet ist. Vielleicht stand einst darauf ein Wodansbild, die Gottheit der alten Sachsen. Die Franken, des Namens und der Verehrung unkundig, mußten diesen Gott für ihren Teufel halten, weil die Gebräuche der rohen heidnischen Sachsen sehr von den christlichen abwichen. Ihr großer König Carl besiegte die Sachsen und wollte sie zwingen, ihren Wodan zu verlassen und zum Gott der Franken sich hinzuwenden. Allein beständig, wie die Sachsen immer gewesen sind, sammelten sie auch besiegt sich heimlich noch um ihren Götzen, und wollten

nichts vom aufgedrungenen Christenthume wissen. Da zerbrach gewiß der mächtige Carl das Bild und stellte Wächter aus, dem harte Strafe drohend, der ferner zum Wodansaltar noch wandern würde. Aber wenn im Frühjahre (den 1. Mai) dem Wodan und der Ostera (Hertha) ihre Frühlingsopfer gebracht wurden, dann schreckte nicht Wächter noch Drohung, sondern die List feierte ihren Sieg. Vermummet als die seltsamsten Gestalten kamen die Schaaren der treuen Wodansverehrer, so daß die Wächter in Furcht und Zittern entflohen, denn sie meinten, der Beelzebub selbst sei der Hölle entstiegen und wolle seine Herrschaft sich nicht entreißen lassen. Dafür mochten sie das Wodansbild halten, und die vermumten Hexen und Zauberer aus Wodans Gefolge waren nach ihrer Meinung nicht minder der Hölle entstiegene Mächte. Es mochten die Sachsen in Bestärkung dieses Wahnes selbst noch behülflich sein. So verbreiteten die flüchtenden Franken das was sie gesehen, und es entstand die Sage, wie sie nach einem Jahrtausend noch jetzt im Munde des Volkes umgeht.

Wenn der Monat April mit seinen Schneeschauern und letzten Resten des Winters vorübergegangen ist, und mit dem schönen Wonnemond der junge Frühling kommt, in dieser Nacht vom letzten April zum ersten Mai eilen, so lautet die Sage, von allen Seiten und Richtungen die Hexen zum Blocksberge hinan. Da ist ein wildes Gedränge, und weil es der Eile bedarf, so tragen die Füße nicht schnell genug, es muß also geritten sein. Da kommen die Hexen denn durch die Lüfte gezogen den Berg heran, von oben von unten, auf Ofengabeln, Streichbesen*) und Ziegenböcken, aus dem Walde und hinter dem Felsen hervor. Wie schwarze Wolken verdunkelt ihre Schaar noch mehr die dunkele Nacht. Die Luft selbst wird unruhig und jagt im Wirbelwinde das Gewölk von Berg zu Berge. Bald flackert aber ein lustiges Feuer hoch empor. Der Teufel besteigt dann seine Kanzel und predigt vor der glänzenden Versammlung der Hexen und Zauberer. Diese führen um ihn im wilden Rausche einen Reihen auf, und schwingen hoch die flammenden Feuerbrände bis zur Ermattung. Weil der Mensch aber nicht blos leben kann von der Speise des lebendigen Wortes, und noch heut zu Tage keine Festlichkeit ohne Schmaus und Saus gefeiert wird, so hat der Gott-sei-bei-uns auch hier seine Gäste nicht leeren Magens entlassen. Das beweisen der Hexenaltar und der Hexenbrunnen, denn auf jenem hat er die Speisen bereitet, aus diesem die ermatteten Gäste erfrischt. Wann aber die Morgenröthe sich nahet, so verschwindet wieder allmählig der Höllenspuk, und wie die Hexen und Zauberer gekommen sind, so reiten sie wieder von dannen, und bald ist ihre Spur verloren, ja einander befreundet haben sie dort sich oft selbst nicht gekannt.

---

*) Dieser bedürfen sie wahrscheinlich, um den Schnee wegzukehren, der den 1. Mai den Brocken noch bedeckt, und der Ofengabeln um das Feuer anzuschüren oder als Wehr gegen die wilden Thiere ehedem.

So die Sage, und obgleich schon tausend Jahre dazwischen liegen, so bekreuzt der Aberglaube in den am Fuße des Brockens nahe liegenden Orten doch jetzt noch häufig Abends zuvor Thüre und Fenster, damit, wenn der Höllenschwarm Nachts vorüberziehe, er dadurch gebannt und verhindert werde, seinen muthwilligen Schabernack nicht auszuüben. Das Kreuz galt den Christen schon damals heiliger denn Alles, und wahrscheinlich mochte jeder, der darauf ertappt wurde, einen mit einem Kreuze bezeichneten Gegenstand beschädigt zu haben, mit schwerer Strafe gezüchtigt werden.

Der Hexenaltar, eine Aufhäufung von Klippen, ist von jugendlichem Muthwillen im Gefühle strotzender Körperkraft seit mehreren Jahren herabgestürzt, der Hexenbrunnen jedoch, der von den Wolken gespeist wird, gibt noch immer reichlich sein Wasser. Es wird aber als weniger schmackhaft wie ein anderer schöner Quell da droben, jetzt weniger getrunken. Wollte man nun die einzelnen Theile der Sage noch erklären, so könnte man den um den aufgerichteten Götzen ausgeführten wilden Tanz als einen Theil der Wodansverehrung und die Speisung als eine Opfermahlzeit bezeichnen. Daß die Theilnehmer einander oft selbst nicht kannten, sich auch nicht zu erkennen gaben und bei anbrechendem Morgen verschwanden, diese Vorsicht gebot die Gefahr der Verrätherei wie überhaupt die Furcht erkannt zu werden. Sollten aber unsere Maskeraden und Vermummungen zur Carnevalszeit nicht auch zum Theil ihre Entstehung aus den heidnischen Zeiten noch herleiten? — Gewiß liegt in mancher Sage wie in mancher unserer Sitten das noch unenthüllte Geheimniß früherer uralter Gebräuche und heiliger Gewohnheiten.

W. Schönichen.

Die Stadt Treffurt und die Ruinen des Nordmannstein.

„Ueber dem Thüringerlande schwebt der Geist der Vorzeit annoch mit hörbarem Flügelschlag und mit prophetischen Stimmen; aus den schauervollen Ruinen redet noch Heldenkraft und Ritterliebe in vernehmlichen Tönen. Manche Quadratmeile thüringer Boden ist mehr werth, ist denkwürdiger, als die ganze Mark Brandenburg sammt Pommerland."

Fr. G. Wetzel.

In einer glücklichen Stunde seiner wechselnden Launen schaute des Wonnemonds heiteres Antlitz mit jugendlich kräftigem Schöpferblick auf das duftige Blüthengewand, das er mit verschwenderischer Fülle über die lachende Erde ausgebreitet. Im bräutlichen Schmuck von dem schmetternden Hochzeitreigen jubelnder Lerchen durchtönt, prangte das liebliche Thal, das an dem Hellerstein*) vorüber, der wie eine kolossale Warte an die Wolken ragt, gen Treffurt führt. Und wie der junge Lenz mit leiser Hand den Vorhang gelüftet, der seit langen Monden das Allerheiligste im Tempel der Natur den sehnenden Blicken geborgen, so klangen nun auch alle Saiten in der tiefsten Brust gleich wunderbaren Aeolsharfen, und es war, als ob ein süßer Frühlingsgruß herübersinge:

*) Der Hellerstein unweit Kreuzburg's — siehe die Schilderung desselben! — ist die weithinragende nördliche Grenzscheide zwischen dem Fürstenthume Eisenach und dem Königreiche Preußen.

Sieh', wie es wogt und lebt
In der Maienluft!
Fühle, wie's haucht und schwebt
Durch den Blüthenduft!

Von Bergeshäuptern und aus tiefem Thal,
Wie grüßt es, ach so süß! allüberall:
Denn Lenz und Lieb' mit jungem Herzensschlag,
Sie feiern ihren Auferstehungstag. — —

Aus Kreuzburgs *) Mauern folgte ich der Straße, die den Wanderer gen Cassel weisst. Bald aber theilte sich der Weg und führte rechts nach Wanfried ab. Ihn wählte ich, zunächst durch einen stillen Föhrenwald und bald in einem heitern Thale, wie durch einen Blüthengarten wandelnd. Denn von jedem Raine und aus jeder Furche leuchteten, mit süßem Duft die Lüfte schwängernd, blüthenübersä'te Obstpflanzungen, deren jährlichen Ertrag die nahen Dörfer nicht blos bis gen Eisenach und Gotha, den sie, wenn der Himmel günstig, wohl bis nach Amerika entsenden. So entschwanden die drei kurzen Stunden bis zum Ziele meiner Wanderung fröhlich und schnell.

Da wendet sich die Straße, die sich fort und fort thaleinwärts senkt, gen Norden, und, eh' noch der Blick es ahnt, da grüßt an einen kahlen Berg gelehnt und von den murmelnden Fluthen der Werra genetzt, das nahe Treffurt ihm entgegen. Und von des Berges Krone schaut ein altersgrauer Wächter auf das Städtlein nieder, gleich als rufe er mit warnender Stimme in das lebendige Treiben der Gegenwart: „Die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit!" Es ist der Nordmannstein. Wie lange mich der reizende Blick gefesselt, bald in des Thales heiteren Frieden, der zu süßer Rast den müden Wandrer ladet, bald in die rastlosen Wellen des Stroms, der hier und da des Ufers Wehr durchbrochen, bald in das scheinbare Labyrinth der ländlich-städtischen Gebäude, die sich gleich einer weidenden Heerde an die schroffe Höhe angeklammert, bald zur stattlichen Burg, die auch in ihren Trümmern stolz und herrisch in die Ameisenwelt der Gegenwart herabzublicken scheint, — ich weiß es nicht.

Endlich war ich, in tiefem Sinnen über das wundervolle Hereinragen jener mittelalterlichen Riesenzeit in die ohnmächtige Prosa unserer Tage, über eine holprige Brücke in das Städtlein getreten. Die stille Einsamkeit der steilen Straßen, die mehr als schlichten,

*) Siehe dessen Schilderung.

altersgrauen Häuser*) mochten freilich mich nicht lange fesseln. Aber was die Stadt und was der enge Raum der Herberge versagte, ward dem Fremden in dem gastlichen Entgegenkommen guter Menschen. Und doch war mir selbst in ihrer Mitte die Zeit so auch die Freude nur in homöopathischen Dosen zugemessen. Bald trieb mich's in die Kirche, deren originelle Bauart von Außen und Innen ihres greisen Alters stummer Zeuge.**) In der allbeliebten symbolischen Kreuzform errichtet, zeigt der ehrwürdige Bau, obwohl in neueren Zeiten hie und da erweitert, hie und da verfallen, hie und da verunstaltet, neben den verblichenen Monumenten längst verschollener Adelsgeschlechter, so zierliche Gewölbe und so künstliche Steinhauerarbeiten daß es keinen Wandrer reuen mag, ein Stündchen in dem heilig düstern Raume geweilt zu haben.

Unfern der Kirche führte mich der Pfad dem Nordmannsteine zu, der, wohl 600 Fuß den Werraspiegel überragend, von der schroffen Höhe majestätisch niederschaut. Und sieh', ein lebendiges Brünnlein, das in einer wohlumhegten kleinen Grotte dem Fuße des Berges lustig entrauscht und in dem Städtchen selbst sechs Mühlen treibt, bot mir, zur steilen Wanderung mich stärkend, seinen klaren Quell. Es war der Nordmannsbrunnen, der die alten Recken einst an diese Stelle fesselte, daß sie darüber jene Burg erbauten, die in ihren stolzen Trümmern, wenn auch schweigsam, doch noch immer wie ein altes vielberedtes Mährchen in die Gegenwart herniederflüstert. Und wer mag es leugnen, was so manche sagenreiche Chroniken,***) was auch die weithin sich erstreckenden Ruinen deuten, daß die stattliche Burg, ob nur mit ihren Außenwerken, erst an diesem Borne ihre Grenze fand, ja daß sie einst die ganze Stadt mit ihren Zinnen und mit ihren Mauern, wie mit einem großen Ring umschloß? Denn als ich nun den steilen Pfad erklommen, der, wenn auch kurz und sich in stetem Zickzack wendend, dennoch Fuß und Brust ermüdet,****) da zogen sich zu beiden Seiten dieses Pfades die Ueberreste zweier Mauern bis zur Stadt herab, die sich durch die steinernen Stufen, die an dem inneren Gemäuer regelmäßig auf und nieder führen, als die äußerste Schutzwehr bekunden, deren die Bewohner der Burg, als gefürchtete Raubritter nicht selten befehdet, wohl bedurften. Ja, es soll auch noch als letzter Ret-

---

*) Treffurt, in dem Regierungsbezirke Erfurt gelegen, zählt deren 350 mit etwa 2000 Einwohnern, die sich, großentheils der evangelischen Kirche zugethan, vom Ackerbau nähren.

**) Die Sage flüstert, daß schon das Jahr 1000 nach Christus ihre Mauern gesehen.

***) Siehe „Winkelmann in seiner Geschichte von Hessen", 1. Theil p. 361b.

****) In weiteren Kreisen führt ein mehr bequemer Weg zu den Ruinen, der nicht selten auch befahren wird.

tungsweg — wie sich dieselbe Sage fast bei allen Burgen und in allen Klöstern wiederholt — ein unterirdischer Gang, den aber die Zeiten verschüttet, innerhalb der Stadt gemündet haben.

Endlich! — stand ich an der niedern, schmalen Eingangspforte, welche in den Burghof führt. Staunend überflog mein Blick die herrlichen Trümmer. Aber in das Staunen mischte sich die Wehmuth, und das leise Wort, das sich aus tiefer Seele auf die Lippen drängte: „Es ist Alles eitel unter der Sonne!" hallte dumpf und seufzend in dem einsamen Gemäuer nach.

Ein enges Zimmer, links der Pforte, nahm mich auf. Es mochte einst die Knappenstube sein. Ein Rauchfang, mit klug berechneter Kunst sich oben mehr und mehr verengend,*) war noch wohl erhalten. Aber der fröhlige Gesang, das lustige Humpengeklirr, das laute Waffengeräusch, das diese Räume einst durchhallt, — es war verstummt, und nur die Seufzer schwankender Schatten tönen schauerlich in stiller Mitternacht von Stein zu Stein.

Wie nun an dieses Zimmer sich die schönsten Mauerreste reihten, so begrenzte selbige ein stiller Raum, noch von drei Seiten wohl umschützt: — es war die Burgkapelle. Mit ihrer malerischen Façade auf das Städtlein niederschauend, grüßte sie mit ihren drei schmalen Spitzfenstern, welche einst vielleicht in bunter Zier dem engen Schiff der Kirche Licht gegeben, recht romantisch in das Thal hinab, während die obern Räume, von zwei viereckigen Fensteröffnungen durchbrochen, von dem seltsamen Baugeschmack der alten Ritterzeit, die sich weniger in schönen, als in festen Burgen wohlgefiel und die weichliche Bequemlichkeit und die symmetrischen Formen unserer modernen Wohnungen dem Bewußtsein traulicher Sicherheit zum Opfer brachte, unwidersprechliches Zeugniß gab.

Die nördliche Seite der Burg, die ungeachtet des schützenden Wallgrabens wohl schon darum als die schwächste gelten mußte, weil der Bergesgipfel jenseit derselben wohl an 50 Fuß die Mauern überragt, war durch zwei viereckige Thürme, die noch jetzt in einer Höhe von 70 Fuß gleich trauernden Wächtern auf die zerstreuten Trümmer niederschauen, möglichst bewehrt und gesichert. Zu dem nordwestlichsten derselben lenkte ich den Schritt. Es war ein stattlicher Bau, wenn auch hie und da von dem gewaltigen Arm der Zeit zerrissen. In ihrer Länge 34 und in ihrer Breite 36 Fuß messend, ragten die ellenstarken Mauern noch gar stolz empor. Eine wohl gewaltsame Oeffnung zu ebener Erde ließ bequem die innern Räume überblicken. Die vier Stockwerke, in welche sie einst geschieden, sammt der verfallenden Esse, die sich in den nordöstlichen Winkel angeklammert, — war es doch, als ob sie mir erzählen wollten, daß

*) Wenn unsere Maurer in den alten Burgruinen schauen und lernen wollten, wie viele Thränen, die der Rauch erpreßt, würden sie unsern Hausfrauen ersparen können!

in fernen schöneren Tagen diese Mauern nicht bloß schützende, daß sie auch wohnliche Räume geboten. Aber wie auch aus dem todten Gestein die Wunderblumen alter Heldenkraft und Ritterminne vor dem träumerischen Blick des sinnigen Wallers wieder aufzublühen schienen: ach! sie welkten, wie in Mittagssonnengluth, als der Gedanke an die wilde räuberische Lust, die diese Mauern einst durchtöst, mit leisem Finger sie berührte; und wie die Vergangenheit mit süßem Zauber mich umfangen wollte, ach! das nüchterne Gemüth fand in der schönern Gegenwart sich dankbar wieder. Ein Kellergewölbe innerhalb des Thurmes, das aber schüchtern nur zu Tage trat, als habe es noch manchen räuberischen Schatz zu bergen, weckte, obwohl das Verlangen, die geheimen Räume zu erspähen, doch noch mehr die Freude an der friedlich stillen Wirklichkeit. — Der nördlichere Thurm, bei weitem fester, als der schon geschilderte, und darum auch noch wohl erhalten, ward mit 40 Schritten leicht umgangen. Durch eine Fensteröffnung, dem rüstigen Turner wohl zu erklimmen, freute sich der Blick der dritthalb Ellen starken Mauern, die so manchem Feinde und so manchem Jahre und so manchem Sturme kühn getrotzt.

Aber die Krone der Burg, die inmitten der Ruinen stolz gen Himmel ragte und schon lange das schweifende Auge gefesselt, fesselte nun auch den Fuß und den Gedanken. Es war ein runder Thurm, der gleich dem Meisterwerke einer begrabenen Riesenzeit auf das Pygmäengeschlecht der Gegenwart herniedersah. Jahrhunderte waren an seinem zierlichen Gemäuer vorübergezogen, Jahrhunderte werden an ihm vorüberziehen, und es wird in später Zeit dem staunenden Beschauer sein, als habe eine kunstgeübte Hand erst gestern diese Steine gefügt und geglättet. Wohl zeigen viele Burgen stolze, altersgraue, feste Warten, — eine schönere, als in des Nordmannssteins romantischen Trümmern sah ich nimmer. Gegen 100 Fuß hoch ihre wohl 3 Ellen starken Mauern tragend, konnte ich mit 48 Schritten ihren Umfang kaum ermessen. In das Inn're führet keine Pforte, späht kein Blick. Der Zugang mag in frühern Zeiten durch eine hohe fenstergleiche Oeffnung vermittelst der ihm angefugten Nebengebäude ermöglicht worden sein. Aber ob sein dunkler Schooß, ein schauerliches Burgverließ, die Flüche gefesselter Ritter und Knechte und die Seufzer armer Wanderer gehört, die, von den Wegelagerern in Hoffnung reichen Lösegeldes aufgegriffen, ob er in den Stunden der Gefahr die letzte Schutzwehr, ja vielleicht die einzige Rettungspforte war, durch welche die Bedrängten in die Stadt geflüchtet: wie wir auch forschen und fragen, — die Geschichte, selbst der geschwätzige Mund der Sage schweigt. Nur in leisen Schauern, die da unwillkührlich unsere staunende Bewunderung ob des hehren Bau's beschleichen, flüstert das Wort des Dichters in die Seele:

„Der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und mit Grauen."

So hatte sich auf diesem kleinen Raume — denn ich durchwandelte den innern Hof von Norden nach Süden mit 40, von Osten nach Westen mit 48 Schritten — ein tapferes, gefürchtetes Geschlecht Jahrhunderte lang in Freuden und Leiden bewegt. Selbst der äußere Hof bot ihren Ritterspielen keinen weiten Tummelplatz und überall war zu den festlichsten Turnieren auch die eng begrenzte Stätte wohl genügend. Denn es winkte diesem freien, fröhlichen Bewegen bis zur Ringmauer, welche hie und da in einzelnen Trümmern noch zu Tage stand, kaum eine Fläche, die ein Männerfuß mit 24 Schritten leicht gemessen. Wußten sich die Ritter in den engen Räumen nur geborgen, so fand wohl auch ihre behagliche Lust eine Stätte, sich zu pflegen und zu tummeln. Den weiten Hallen unserer modernen Freuden fremd, vermißten und ersehnten sie dieselben nimmer. Gen Norden durch den tiefen Wall und durch der Thürme Wehr und anderwärts durch steile Gründe und durch starke Mauern wohl geschützt und wohl geborgen, fühlten sich des Nordmannsteins kühne Helden auch in ihren engen, düstern Räumen froh und glücklich. Und wenn das Fräulein auf den Söller trat, und wenn der Ritter auf die Zinnen stieg, lächelte da nicht das freundliche Thal zu ihren Füßen, grüßten nicht die fernen Höhen wie vertraut hinüber, glänzte nicht aus ihren weit hinschweifenden Blicken das erhebende Gefühl: „Auf den Bergen ist Freiheit!"? —

Und wer auf Bergen je gestanden, hat nicht dies Gefühl wie frischer Zephyrhauch ihn angeweht? Und klangen nicht auch in den Tiefen meiner Brust gar traute, wunderbare Stimmen? Und grüßt nicht auch zu mir das holde Thal herauf, gleich einem blumenreichen Teppich, von des Stromes Silberband umkränzt und von den Teichen, die er hie und da gebildet, wie mit blitzenden Diamanten gestickt? Und war denn nicht die ganze Landschaft nur ein weites, weißes Blüthenmeer, das, jeden Maienhauch mit seinem würzigen Aroma schwängernd, bis zum alten Bau die Wogen seiner Düfte trug? Und ruhte nicht das Städtlein wie ein altersmüder Pilger an den Berg gelehnt, vom Lied der Werranixe eingelullt und von dem Blüthenkranze der Pomona rings umduftet? Und strahlten nicht die Bergeshäupter, die von allen Seiten auf mich niedergrüßten, nah und fern im Opferglanz der jungen Frühlingssonne? — Da, gen Westen, auf demselben Höhenzuge, der nun seit Jahrhunderten den Nordmannstein getragen, jener breite Gipfel, wo sich Adolf, Graf von Nassau, der im schnöden Handel Albrechts schönen Länderschatz gewonnen und sich selben nun im langen schweren Kampfe sichern wollte, gegen ein getreues Volk, daß nicht von seinem angestammten Herren lassen mochte, einst verschanzt, so daß bis auf den heutigen Tag obwohl die Spuren jener flüchtigen Verschanzung nur in flachen Wällen noch zu Tage liegen, doch der Name: „Adolfsburg" im Munde des Volkes lebend, von den Schreckenszeiten ernste Kunde gibt? *) —

*) Vergleiche die Schilderung Kreuzburg's, wo in gleicher Weise eine „Adolfsburg" uns schon entgegentrat! — Uebrigens besitzt Herr Dr. Geis in

und dort, in duftig blauer Ferne, der lang hingestreckte Meißner, der gleich einem Riesensarge aus dem Hessenland herüberragt? — und, mehr gen Süden, unfern unserm Auge, der schroff aufgegipfelte Hellerstein mit seinem greisen, kahlen Scheitel? — Oestlich aber traten baumdurchblüh'te, saatumgrünte Höhen allzunah' heran, als daß der Blick in weite Fernen reichte, während von den steinbesä'ten Bergesmatten, die gen Mitternacht die Trümmer überragen, das melodische Geläute stiller Heerden traulich süß herübertönte.

Und sieh', es trieb mich zu dem Hirten, der, auf seinen Schäferstab gelehnt, mit stummen Blick herübersah, damit er, ein lebendiges Sagenbuch, mit leichter Zauberkunst die Geister mir heraufbeschwöre, die ja wohl zuweilen in dem öden „Nordmannstein" ihr Wesen treiben.

Es war der Weg nach Weidehausen, den ich, nordwärts von den Trümmern, keck betrat. Und als ich ihnen gegenüber und dem Hirten nicht gar fern, da rief ich laut und wohlgemuth ihm zu: „Gott grüße Euch!" — „Gott grüße Euch!" klang's schauerlich mir nach; doch ach! das war des Hirten Stimme nicht, aus fernen Trümmern war der Gruß gekommen. Ich stand wie angewurzelt, leise Schauer — und warum es leugnen? — rieselten durch mein Gebein. Der Hirt trat lächelnd näher. „O gewiß, ein schöner Widerhall, mein Herr!" so sprach er freundlich. Und ich flüsterte beschämt: Ja wohl, ein schönes Echo! — „Aber Viele kommen, Viele gehen", fuhr der beredte Schäfer fort, „und haben die gar wunderbare Stimme nicht gehört; denn nur der kleine Zauberkreis, in den der Zufall sie geführt, entlockt den Geistern in der Burgkapelle Red' und Antwort." Und mit rauher Stimme rief er laut und schnell: „Heraus, ihr Geister!" und: „Heraus, ihr Geister!" Hallte es aus den Trümmern so vernehmlich nach, als ob ein alter Ritter mit gewaltigem Donnerworte unseres Rufes spotte. Lange stand ich, mich ergötzend an dem wunderbaren Spiel, das, wie ich nie gehört, sechs Sylben laut und deutlich wiedergab.

Als aber drückender und drückender die Sonne niederbrannte und am fernen Horizont zu drohenden Gewittern sich die Wolken schaarten, sieh', da eilte ich den schroffen Pfad hinab, und ließ unter gastlich schirmendem Dache von den alten Zeiten mir erzählen, die in Leid und Freud' über die Mauern der Burg und über die Zinnen der Stadt dahingezogen.

Winkelmann a. a. O. berichtet: „Die von Treffurt kamen vor Alters bei Niedercreutzburg an die Werra und hießen Normannen und bauten in ein Loch eine Wohnung, da der Stein überhänget *)

Treffurt, dessen patriotischem Eifer und gefälligen Mittheilungen der Erzähler manche schätzenswerthe Kunde dankt, so manche seltene Antiquitäten · Streithämmer, Rittersporn und dergl. — die im Kreise jener Burg gefunden worden.

*) Wahrscheinlich an dem Nordmannsquell. — Wunderbarer Weise findet sich auch unter Kreuzburg und zwar an dem linken Ufer der Werra ein „Nord-

und machten ferner eine Wehr als ein Thürmlein dafür und nannten es Normannstein. Weiter wurden sie also mächtig, daß sie das Haus und die Stadt Treffurt bauten. Wer aber waren „die von Treffurt?" — Eine dunkle Sage kündet, daß aus fernem Norden wilde Schaaren unter kühnen Abenteuern sich dereinst nach Thüringen verirrt, und, wenn auch öfters von den deutschen Waffen heimgetrieben,*) habe sich doch eins der tapferen Geschlechter in dem Werrathale angesiedelt und den alten Namen später nach der Stadt gemodelt, die sich bald darauf im Schutze ihrer Burg fast wie von selbst erbaut. — Wann aber das geschah? — Derselbe „Winkelmann" (p. 400) behauptet: Zu den Zeiten Karls des Großen, der, mit bitt'rer Glaubenswuth die Sachsen auch in Thüringen bekriegend, seine kampfgeübten Schaaren durch „drei Furthen", die er künstlich angelegt, schier trocknen Fußes durch die Werra führte**), sei die Stadt begründet***) und benannt****) worden. Indessen dürfte wohl Joh. Bang in s. Thüring. Chron. (a. 1599) unseres

---

mannsbrunnen," der sogar in früheren Zeiten vielgerühmte Heilkräfte geäußert haben soll. Denn in dem Jahr 1338 sah ein gewisser Otto Bernhorer eine kranke Schlange zu der Quelle kriechen, und sich daraus letzen. Da schöpfte denn auch er des Wassers für den fieberkranken Knecht, der mit ihm war, und siehe, er genas. — Ja, es lebt sogar der Name: „Nordmann" bis auf diese Stunde noch in Kreuzburg fort.

*) Daß die Normannen, Scandinavien's alte Bewohner, von den verbündeten Sachsen unter Siegbert VI., und später (um das Jahr 850) von den vereinigten Sachsen und Baiern tapfer zurückgeschlagen, häufiger aber noch durch schimpflichen Tribut beschwichtigt worden, ist bekannt genug. Siehe Lautenschläger: Die Einfälle der N. in Deutschland; Darmstadt, 1829.

**) Dieß möchte denn nun jene Zeit gewesen sein, von welcher J. Becherer in seiner Thüringischen Chronik (a. 1601) erzählt: (p. 129): Die Sachsen hatten sich mit großer Beute, welche sie allenthalben zusammengetrieben, beladen, kommen an die Werra, da begegnen ihnen die Thüringer und Franken auf einer Seite, Carolus mit den Galliern, Schwaben und Rheinländern auf der andern Seite, und halten eine harte Schlacht mit ihnen, also daß Wedekind, der Sachsen König, kümmerlich mit ihrer wenig ist davon kommen und alle Feld und Wälde voller Todten lagen." (Diese Schlacht ward um das Jahr 775 unfern des nach ihr benannten „Gehilfen-Berges" geschlagen.)

***) Joh. Bernhardt in seiner Thüring. Chronik c. 1. p. 15. behauptet dagegen, daß die Stadt Treffurt schon im Jahr 454 nach Christi Geburt erbaut worden sei.

****) Daher denn auch in früheren Zeiten statt des heutigen „Treffurt" unbezweifelt richtiger bald „Dryfurth" und bald „Drefurt" ist geschrieben worden. Nicol. Serrarius (rer. mogunt: p. 473) nennt die Stadt Tria Verrae vada, d. i. „drei Furthen durch die Werra." — Leuchthorn in seiner Geschichte Hessens (Th. 1. p. 88) will den Namen gekünstelter Weise von den Druiden herleiten, und meint, daß der in Treffurts Nähe gelegene Trittenberg oder Druidenberg (jetzt Breitenberg) einen Beleg dafür gebe.

beifälligen Urtheils sich schon darum mehr versichert halten, weil sich einzig und allein aus seiner Schilderung ergiebt, wie auch bei Kreuzburg jene reiche Quelle, deren wir bereits gedacht, allüberall im Mund des Volks der Nordmannsbrunnen heißt. Denn er berichtet: „Anno Christi 455 kamen drey Bürger auß Rom, und nandten sich die Nortmanni, und Baweten ihnen bei Creutzburg an der Werra ein Wonung in ein Loch, da der Stein überhengt, und machten ferne eine Wehre als ein Türmichen, nandten es den Nortmanstein, darunter ist ein großer fließender Brun, der Nortmans Brun genand, da wurden sie also mechtig, daß sie an der Werra hinabzogen, und kamen an den Ort, da itzo Trefurdt liegt, Baweten das Schloß, welches heißt Nortmanni, und die Stadt Trefurdt, und Nandten sie darumb Dreffurdt, weil allda drei Furt durch die Werra gingen."

Wie nun aber auch die Sagen schwanken, daß ein vielgeschäftiges Jahrtausend über Treffurts Mauern hingezogen, hat die Hand der Zeit dem Nordmannsteine mit gewaltigen Zügen eingegraben. Denn die stolze Veste ist geborsten, und das mächtige Geschlecht, das in derselben einst gehaust, es ist begraben und vergessen; aber ein kräftiger Sprößling hat das schlichte Städtlein seines Mutterstammes Blüthe überdauert und das einst berüchtigte latronum furumque diverticalum *) ist zur ehrsamen königl. preußischen Kleinstadt geworden.

Wollen wir jedoch den Schleier lüften, den die Zeit, eine sorgliche Mutter, über des Nordmannsteins Wiege geworfen, ach! da wehren die gespenstischen Gestalten abgeschiedener Jahrhunderte: Bis hieher und nicht weiter! Und nicht einmal die säuselnde Sage bläht die dichte Hülle, daß wir forschenden Blicks in die Geheimnisse der fernen Tage schauen können. Lange, lange hatte schon der kühne Adlerhorst von seiner Felsenstirne in die stille Fluth hinabgeschaut und, die in ihm genistet, hatten sich bereits zu adeligen — und doch adellosen „Herren von Treffurt" umgewandelt und, in jener Schmach des Mittelalters, der so oft mit dichterischen Farben ausgemalten Kunst der Stegreifritter, wohl geübt, mit Falkenlist und Falkenkraft **) so manche Beute in ihr Nest getragen, ehe der Geschichte es gefiel, mit ihrem Namen auch ihr Thun und Treiben ferner Zukunft zu verkünden. Und ob auch der kurhessische Staats-Archivar G. Landau (im 3. Hefte des 3. Bandes der neuen Mittheilungen aus dem Gebiete historischer und antiquarischer Forschungen Halle 1837) nicht ohne Fleiß und Mühe es versucht, ein stammbaumähnliches Geschlechtsregister jener Herren von Treffurt ***) zu ent-

*) Zu deutsch: „Spitzbuben-Herberge" ein in allen Chroniken uns oft begegnender Ehrenname Treffurts, der durch die Lebensweise seiner Herren hervorgerufen und gerechtfertigt war.

**) Und gleich als ob die räuberischen Insassen des Nordmannsteins auch der unschuldigen Nachbarschaft das Siegel ihres vornehmen Gewerbes aufgedrückt, so heißt ein nahes Dorf bis auf die heutige Stunde „Falken."

***) Und zwar in folgender Weise:

werfen: so werden selbige doch erst im J. 1251 durch sichere Urkunden (Sagittar hist. Goth. p. 97.) auf das Feld der Geschichte geführt, obwohl sie damals schon als Herren von Spangenberg (Stadt und Schloß an der Pfife in der Provinz Niederhessen) Beilstein,

---

Pilgrim von Treffurt, 1104.

1.

Bernhard v. T. 1130.

1.

Reginhard I. v. T. 1156.

- Reginhard II. 1155 — 1192.
  - 1\. Friedrich II. 1212 — 1243.
    - Friedrich d. Aeltere (III.) 1236, † vor 1289.
      - Heinrich II. von Treff. Spangenberg u. Beilstein, 1267, † vor 1323.
        - Friedr. V. 1289—1306.
          - Hermann V. 1319 — 1349.
          - Friedrich VII. 1329 — 1336
        - Heinr. III. 1289.
        - Berthold, 1289.
      - Hermann I. von Spangenberg 1261—1294.
        - Hermann IV. v. Spangenberg, 1263—1313.
          - Hermann VI. 1309 — 1374.
          - Friedrich VIII. 135 — 1363, Komthur des deutschen Ordens in Thüringen.
        - Friedr. VI. v. Spangenberg, 1280—1308.
    - Friedrich d. Jüngere (IV.) v. Metenstein, 1254, † vor 1279.
      - Hermann II. v. Brandenfels † 1306.
      - Hermann v. Hain, Domherr zu Eisenach 1328.
- Friedrich I. 1155.

(„Billstein" unfern des Meißner) *) und Frauenberg (bei Marburg) einer eben so umfangreichen als gefürchteten Macht sich erfreuten. Insbesondere hatten sie, wie viele „Edle" jener Zeit, den herrenlosen Zustand Thüringens (1247 — 1264), als Heinrich Raspe kinderlos gestorben war und Markgraf Heinrich der Erlauchte mit dem Kinde von Brabant sich um das reiche Erbe stritt, uneingedenk des friedlichen Sinnbildes, das ihr Wappenschild trug **) nicht nur zu schimpflichen Gewaltthaten und zum schnöden Raubhandwerke, sondern auch zur immer festeren Begründung und zur immer weiteren Ausdehnung ihrer gefährlichen Macht mit schlauer Umsicht zu benutzen gewußt. ***) Und doch vermochten sie nicht den heimathlichen Heerd vor jenem schweren Sturm zu sichern, der mit Adolf's von Nassau frischgeworbenen Schaaren in dem Jahr 1295 über das friedliche Werrathal hereinbrach. Denn als die Beutelustigen auf jener Bergeskrone sich verschanzt, der bis auf diesen Tag die treue Sage Adolf's Namen eingegraben, und als nun Wochen lang so Stadt, als Burg, den angestammten Herren hold, sich männiglich gewehrt, da flogen wilde Feuerbrände in das arme Treffurt, also daß die Flamme seine Häuser fraß, und schwere Blöcke, in den Nordmannstein geschleudert, seine Zinnen brachen und die tapfern Mannen nach und nach erschlafften. Da gaben sich denn endlich Stadt und Veste, die nicht länger sich zu halten und zu retten wußten, in des Kaisers ländergierige Hand und seufzten unter ihrem Drucke, bis im Jahr

*) Das Haus und die Grafschaft Beilstein sollen die Landgrafen Heinrich und Hermann zu Hessen von Johann von Treffurt im Jahr 1277 gekauft, aber den Nachkommen desselben wiederum zu Lehn gegeben haben. S. Winkelmann a. a. O. I. 304. Und ob auch diese Thatsache von Rommel in seiner Geschichte Hessens (2. Thl. S. 98.) bestritten wird, so stehet doch urkundlich fest, daß 1350 das Schloß Beilstein an Hermann von Treffurt gegen 200 Mark verpfändet gewesen, während erst im Jahr 1372 der Landgraf von Hessen diese Pfandsumme zurückgezahlt. Winkelmann II. 374, III. Anhang, S. 275.

**) Hermann der Aeltere führte in seinem Schilde ein Pflugrad, auf dem Helme aber zwei Räder in zwei Fahnen. Dieses Wappen war in früheren Zeiten in dem Rittersaale des Schlosses zu Rothenburg abgebildet. Siehe Wessel in seinem hessischen Wappenbuche, Cassel 1631, p. 46.

***) So erzählen uns die alten Chroniken, daß um diese Zeit die Herren von Eschwege und Treffurt nicht nur die Kragenburg bei Eschwege erbaut, sondern auch den Hellerstein (Helderstein) bei Schnellmannshausen zu einer Veste umgeschaffen. Joh. Bang, Thüring. Chron. S. 97. Vergleiche damit K. Herzog, Geschichte des Thüring. Volkes, Hamburg 1827, S. 291. Indessen wird Beides, und — wie es scheint — mit Recht geleugnet in Hochhuht's Erinnerungen an die Vorzeit und Gegenwart der Stadt Eschwege, 1826, S. 20. Denn daß der Hellerstein jemals eine Veste getragen, ist schon durch die wunderbare Sage, die wir später mitzutheilen gedenken, wohl genügend widerlegt.

1298 in der schweren Schlacht bei Speier Adolf's Stern, wie blutig er geleuchtet, so auch blutig unterging. *)

Als nun aber die gefürchteten Herren von Treffurt ihrer beengenden Fesseln ledig geworden, da erwachte nur zu bald in ihrer rauhen Brust die alte Beutegier und trieb sie hinaus bald auf die Straßen, unbewehrten Wandersleuten wegelagernd aufzulauern, bald hinüber in das hessische, und bald in's eichsfeld-mainzische Gebiet, allüberall — hier plündernd, dort verwüstend — ihres wilden Treibens fluchbeladene und blutgetränkte Spuren hinterlassend. Und immer dreister wurde ihr Beginnen, immer ruchloser ihr Thun. So war's im Jahre 1327. Zwei des Raubgeschlechtes, — par nobile fratrum! — Hermann und Friedrich von Treffurt, von dem Richteramte der Geschichte an den wohlverdienten Pranger gestellt, lüsterten darnach, das reiche Thüringen befehdend auszubeuten. Aber sie mißtrauten ihrer Einzelmacht und sammelten und warben aus Hessen und Westphalen, wie vom Eichsfeld und aus Sachsen handwerksbefreundete Ritter **) und feile Knechte und streiften, eine wohlgerüstete, Schrecken verbreitende Schaar, bis in die Ebene Gotha's, wo die Landgräfin Elisabeth, des minderjährigen Friedrichs weise Mutter, ihren Wittwensitz erkoren. Es war zur Zeit der Ernte. Sonneborn und Goldbach, zwei stattliche Dörfer, blickten zagend auf den Räuberzug, der ihnen nah und immer näher rückte. Aber — als die Noth am größten, war die Hülfe auch am nächsten. Ihren mannhaften Landvogt, den edlen Ritter Friedrich von Wangenheim hatte Elisabeth schleunigst entboten, daß er die getreuen Vasallen der Nachbarschaft zusammenschaaren und mit Gotha's kampfgerüsteten Bürgern vereint, die kühnen Räuber aus dem Felde schlage. Und wo es einem edlen Kampfe galt, da war der tapfere, fromme Wangenheim nicht müßig. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel, hatte er die Feinde zwischen Sonneborn und Goldbach überrascht und überfallen. Fruchtlos war ihre verzweifelte Gegenwehr. Nach kurzem Strauße war die Räuberschaar zerstreut und bis in's Werrathal zurückgeschlagen, seine Führer aber, Friedrich und Hermann von Treffurt, schmachteten mit vielen ihrer adeligen Spießgesellen in der Haft des tapfern Siegers. ***) Nur ein reiches Lösegeld und willige

---

*) Siehe alte und neue Thüring. Chronik, zum andernmahl in Druck befördert, Arnstadt 1729, S. 77.

**) Als solche nennt Tenzelius in Supplem. ad histor. Goth. p. 89. Die Herrn von Hundsberg, von Hardenberg, von Sondra und die Brüder Kunemunde.

***) Diese Hülfe in der Noth mochte die landgräfliche Familie dem ritterlichen Wangenheim nimmer vergessen. Und als Friedrich der Ernsthafte volljährig geworden, in einer Heerfahrt wider England sich die ersten Spornen verdient, da sprach er dankbar und stolz: „Kein Anderer, als Er, der nimmer floh, soll mich zum Ritter schlagen." Und auf des Staunens Frage: Wen er meine? war die frohe Antwort: „Meinen alten, treuen Friedrich

Anheimgebung der schönen Güter, die sie früher schon erbeutet, öffnete die Pforten ihres Kerkers und gab sie der heiß ersehnten Freiheit wieder.*) Aber sieben ihrer Raubgenossen — unter ihnen die drei Brüder Kunemunde, als berüchtigte Verletzer des Landfriedens von den Schrecken der Reichsacht bedrängt — vermochten der verdienten Züchtigung nicht zu entrinnen. Vor ein ernstes Strafgericht gestellt, erkannten sie zu spät, daß aus der blutigen Saat am Ende blutige Erndte reift. „In Nacht und Grauen" hatte sie „des Lasters Pfad" geführt, und ach! der Galgen, welcher unsern Gotha's wohl so oft mit einem stummen Mene tekel die verruchten Frevler schon gewarnt, war nun des Pfades schmachbedecktes Ziel. Und wie auch der Kunemunde tiefbetrübte Mutter — ach, mit welchen Thränen und mit welchem Fleh'n! — das „Schuldig," das, der Kinder Haupt bedrohend, wie ein Schwerdt durch ihre Seele ging, mit rührender Verzweiflung zu entkräften suchte: ihre Hoffnung starb, als sich die Landgräfin, wenn auch mit feuchtem Blick, doch ihren Bitten taub von hinnen wandte. Und da hat sie — flüstert eine wehmuthvolle Sage, die den Schmerz des Mutterherzens wohl verstand — als sie von ihren Kindern ach! den letzten Abschied nahm, mit blutigen Thränen den Richtplatz getränkt.**)

Indessen waren die von Treffurt durch die ernste Lehre nicht gebessert, durch die herbe Strafe nicht geschreckt. Plündernd und verheerend, wie zuvor, durchzogen sie die nachbarliche Landschaft. Angst nnd Schrecken war ihr Herold, schlaue Vorsicht ihr Begleiter, Schmach und Fluch ihr Gefolge. Waren es die Landgrafen von Thüringen und Hessen, welche sie befehdeten, siehe, da schmeichelten sie dem Mainzer Stuhle mit Frieden und Freundschaft, und die Eichsfelder, bethört genug, gelobten ihnen Beistand. Galten aber ihre Streifereien den Eichsfeldern und Hessen, alsbald hatten sie die

---

von Wangenheim!" — Siehe L. Bechstein, der Sagenschatz des Thüring. Landes, 1. Thl. S. 154.

Unbegreiflicher Weise berichtet Lanzius in Chron. Hass. Tom. II. fol. 246. daß Fr. von Wangenheim unterlegen und gefangen worden, während alle andern Chroniken und namentlich Tenzel a. a. O. das Ergebniß jenes Kampfes so erzählen, wie auch wir dasselbe mitgetheilt.

*) Bei Vertheilung dieser Güter soll die edle Landgräfin dem treuen Wangenheim, in dankbarer Anerkennung seiner Dienste, die Dörfer Großbehringen, Oesterbehringen und Wolfsbehringen, welche die Familie von Wangenheim bis auf den heutigen Tag besitzt, zum bleibenden Eigenthum überlassen haben. Wie dieß aber auch die alten Chronisten, namentlich Ursinus, Tenzel und Paullini, fast einhellig berichten, so entgegnet doch Galletti in seiner Geschichte Thüringens, 3. Bd., S. 230, daß die Herrn von Wangenheim Großbehringen und Wolfsbehringen bereits im Jahr 1305, Oesterbehringen aber 1321 schon besessen und daß sich obige Angabe nur erklären lasse, wenn man glaube, die Herrn von Treffurt hätten kurz zuvor diese Besitzungen räuberischer Weise an sich gebracht.

**) Fabricii Origenes Saxon. p. 640, 641.

Thüringer zu treuen Kampfgenossen schlau gewonnen; und wenn endlich Thüringens reiches Gebiet und des Erzbischofs benachbarter Sprengel ihre räuberische Geißel fühlte, war nicht selten Hessens Hülfe ihnen zugewendet. Denn wo in den blutig wilden Zeiten Kampf und Beute winkten, strömten Reisige und Ritter, denen fort und fort der Flammberg in den Eisenfäusten zuckte, wie zu lang ersehntem, frohem Fest herbei: und — „wo ein Aas ist, sammeln sich die Adler." *)

Aber Treffurts blutiges Pannier, wie stolz und lustig es auch wehte, ward von inn'rer Zwietracht und von äußern Stürmen bald zerrissen. Wenn der Stern erst im Zenith gestanden, sinkt er früher und später nächt'gen Schatten zu; und wenn der Wurm den Apfel erst zernagt, so schüttelt ihn des Windes leises Weh'n vom Baume. Die brüderlich zusammengestanden, wenn es fremder Wehr und fremder Beute galt, Hermann und Friedrich von Treffurt, hatten an dem eignen Heerd ein Feuer angeschüret, das mit wilden Flammen an den stolzen Zinnen ihrer Macht und ihres Glückes fraß. Hermann hatte in dem Jahre 1329 sich des Spangenberg, der seinem Bruder eigen war, mit listiger Gewalt bemächtigt. Friedrich aber, ob der schnöden Hinterlist mit Recht entrüstet, überrumpelte den Nordmannstein und überzog das ganze Treffurter Gebiet mit wilder Heeresmacht. Da flüchtete sich Hermann mit den Seinen in des Städtchens Kirche und verschanzte selbige gleich einer Beste. Als jedoch der Hader gütlich war geschlichtet worden, eilte er aus dem Versteck und fand in Frankreichs fernen Landen, wo nicht eine zweite Heimath, doch ein stilles, bald vergessenes Grab. **) Friedrich aber, als er 1334 das Kloster zu Burschla ***) — einem Dorfe unweit Treffurt, das mit vielen andern und sogar der Reichsstadt Mühlhausen die Schutzgerechtigkeit der Nordmannsteiner anerkannte — nicht nur in seinen Gerechtsamen verkürzt, sondern auch mit frevelhafter Hand befehdet hatte, suchte — o wie wunderbar in jener Zeit der fromme Glaube mild versöhnend an das wilde Leben grenzte! — in dem schwarzbekreuzten Ordenskleid der deutschen Ritter seines Herzens reuzernagten Frieden wieder.

Nun aber standen auf dem Schauplatz unserer Geschichte noch zwei Brüder gleiches Namens: Hermann von Treffurt. Mit dem Blute und den Schätzen ihrer Ahnen war auch deren Kampfeslust und Beutedurst auf sie vererbt und unter ihrer blutgetränk-

---

*) Galletti, Geschichte Thüringens, 3. Bd. S. 231.

**) Eine andere Kunde lautet dahin, daß er reumüthigen Sinnes in den Orden der Cistercienser und später der Bernhardiner getreten.

***) Großburschla (Brusslohum majus), eine Lieblingsstätte des deutschen Apostels, wurde schon im Jahr 969 von dem Abt zu Fulda mit einem Münster geschmückt, das, wenn auch heutiges Tages seiner Urbestimmung entfremdet, doch noch immer in den Namen: „Stift St. Bonifacii" fortlebt.

ten Geißel seufzten die benachbarten Gefilde. Da verkaufte jener deutsche Ordensritter seine Veste Spangenberg dem Landgrafen von Hessen. Dieß warf abermals den Feuerbrand der Zwietracht in den Schooß des Treffurter Geschlechtes. Und es haderte in offner und in stiller Fehde. Aber mit drohend gezucktem Schwerdte lauerte die Rache hinter seinem Rücken. Denn, die Gunst des Augenblicks erkennend und ergreifend, hatten sich die Landgrafen von Thüringen und Hessen mit dem Mainzer Erzbischof zu Schutz und Trutz verbunden und im Jahre 1337 ihre Schaaren vor die räuberische Stadt gelegt. Funfzehn Tage trugen ihre Bürger alle Gräuel einer wüthenden Belagerung. Aber seinem langverdienten Schicksal mochte Treffurt nicht entrinnen, und die Bürger gaben sich mit einer großen Summe Geldes in die Hände der vereinten Fürsten. Friedrich, der sein Spangenberg an Hessen abgetreten und dafür mit Bielstein war beliehen worden, ward verwundet und aus seinem festen Nordmannstein, der ihn nicht länger schützen und nicht länger bergen konnte, wehrlos und geächtet in die Welt gestoßen, die ihn einst gefürchtet und gehaßt und nun — den Armen — spottete und höhnte. Einsam und verlassen irrte er nach Wanfried, wo der greise Aar, aus seinem Neste aufgescheucht, in bitt'rer Noth sein müdes Haupt zum Schlummer neigte. *) Und in nicht minder leichtem Joche schmachteten und knirschten die Gebrüder Hermann, die ihr herbes Loos in Frankenberg **) gefesselt hielt. Als aber bald darauf der milde Landgraf Heinrich ihre Fesseln löste und die Stadt, die sie bisher geborgen, ihnen einer zweiten Heimath gleich vertraute, ach! da wuchsen allzuschnell die alten Adlerklauen wieder und der kaum verklungene Flügelschlag ruchloser Sitten umbrauste wild und schwer der Bürger Heerd und Ohr. Und als dieselben lang' geduldet, lang' geschwiegen, haben sie in grimmer Wuth das Schloß erstürmt und ihre Peiniger von dannen gejagt. ***) Etliche sagen, sie seien in solchem Lärme umgekommen und erschlagen worden. ****)

Anders aber flüstert um die letzten Tage eines dieser Ritter eine alte, weitbekannte Sage, die wohl Hermann's Namen bleibender als die Geschichte es gekonnt, mit leisen und doch unlöschbaren Zügen den Gedächtnißtafeln alter Zeiten eingegraben. †) Möge sie

---

*) „Das hat er an dem Kloster des heiligen Bonifacius verdient!" zürnt wohlgefällig der Chronist von Burschla.

**) Frankenberg an der Eder, ein Städtchen in der heutigen Provinz Oberhessen.

***) Christ. Braverus antiq. Fuldens p. 148. — Wilh. Dillichius in Chron. Hassiae II. 185.

****) Gerstenberger in seiner Frankenberger Chronik.

†) Noch jetzt in dem Volksmunde lebendig, klingt die Sage von dem Ritter Treffurt fast in jeder Chronik wieder. Becherer a. a. O. S. 337. Paullini Annal. Jsenac. p. 82. (mit der abweichenden Bemerkung, daß nicht Hermann, sondern Friedrich es gewesen, den die Sage meine); Win-

in schlichten Reim gekleidet, in dem sinnigen Gemüthe lieber Sagenfreunde stillen Anklang finden.

Ritter Treffurt.

Es war ein wilder Ritter, gestählt in manchem Strauß
Der zog, der Wandrer Schrecken, auf reiche Beute aus;
Doch nicht blos todte Schätze, er stahl auch Herzen gern
Und minnte abenteuernd, gefürchtet nah' und fern.

Und wo auf seiner Fährte ein reizend Frauenbild,
Da streift' der kühne Jäger wohl nach dem edlen Wild;
Und wenn die Gunst der Minne sich dauernd ihm versagt,
So hat er gier'gen Frevels Gewalt und List gewagt.

Doch ob aus jedem Blicke ihm glüht der Sünde Lust,
Sobald der Meßner läutet, da — kreuzt er Stirn und Brust
Und neigt mit frommer Demuth sich vor dem Gnadenborn
Und sühnt im frommen Wahne des Himmels Schmerz und Zorn. —

Und einst, vom nächt'gen Schleier gespensterhaft umwallt,
Durchströmt auf flücht'gem Rosse der Ritter Thal und Wald:
Er hat im Arm der Sünde gar minniglich gekos't,
Und achtet nicht des Pfades, nicht, wie die Windsbraut tos't.

Und als im süßen Sinnen er also irrt und träumt,
Was ist es, daß der Renner so trotzig wild sich bäumt?
Ach von des Hellersteines thurmsteiler Wand hinab,
Wie gähnt aus finsterm Schlunde ein tiefes Felsengrab!

Der Ritter, schier geblendet, erglüht im wilden Zorn
Und schlägt des Rosses Seiten mit blutig scharfem Sporn;
Und schäumend stürzt das treue sich in den jähen Tod: —
„O heil'ge Mutter Gottes, erbarm' dich meiner Noth!"

Der Ritter ruft's inmitten der grausen Höllenfahrt, —
Und sieh', die Gnadenreiche hat freundlich ihn bewahrt;
Das Schwert ist wohl gebrochen, gesprengt des Sattels Schooß,
Doch Roß und Reiter ruhen im schwellend weichen Moos.

Und in der Brust des Sünders erglüht's wie Himmelsschein,
Und zum Memento mori! wird ihm der Hellerstein.

---

kelmann a. a. O. II. 326; Spangenberg, Henneberg. Chron. S. 74, Sapp in seiner von Junker herausgegebenen Beschreibung der Stadt Eisenach, S. 22. — u. a. m.

Flugs tauscht er Helm und Schienen mit här'nem Mönchsgewand
Und nimmt statt Schwert und Becher das Crucifix zur Hand. —

So büßt in frommer Reue, so büßt er lang' und tief,
Bis ihn des Himmels Stimme versöhnt von hinnen rief.
Doch ob er auch begraben am still verruf'nen Ort,
Er lebet auf den Lippen des Volkes fort und fort. *)

Wie aber seiner Klosterbrüder ernstes, schauerliches Todtenamt, so wünscht und singt auch unser Herz ihm nach: „Requiescat in pace!"

Ob aber Hermann's jüngerer Bruder diesen Frieden schon auf Erden fand, vermögen wir nicht zu berichten. Nur die eine Kunde leuchtet aus der dämmernden Sagengeschichte jener fernen Zeit, daß Frankenberg, beschwichtigt durch landgräflichen Befehl, ihm wiederum gehuldiget und daß er dort, der letzte Sprosse eines mächtigen Geschlechtes, seine altersmüden Augen schloß.

Treffurt aber ward von nun an, eine Ganerbschaft**), den drei vereinten Siegern zugetheilt, die sie gewonnen, und erblühte unter mildem Schutze jener hehren Fürstenhäuser, in dem Sonnenschein des Friedens sich verjüngend, frisch und froh empor. Die stolze Veste aber, die ihr Felsenhaupt gleich einer Krone einst geziert, sie war gebrochen — ob in jenem harten Racheſtreite, also daß fünfhundert Jahre an den kühnen Trümmern schon genagt, ob später, weil verlassen und geächtet, allgemach verfallend und verwais't? — genug, ihr blutiger Stern ist erloschen, die Wucherblüthe ihrer Macht und ihres Glückes ist gewelkt, und in dem einsamen Gemäuer, noch Jahrhunderten mit seiner Felsenstirn trotzend, nistet, statt des früheren Geschlechts, lichtscheue Eulenbrut und krächzt um stille Mitternacht ihr schauerliches Todtenlied.

Das Städtchen aber, von den malerischen Bergruinen — seiner alten Schmach und seines alten Glückes stummen Zeugen — überragt, ist seit der jüngsten Zeit dem Königreiche Preußen einverleibt. Und ob es seine Herren, wie die Frauen ihr Gewand, auch oft gewechselt***); ob es manchmal wohl ein Erisapfel war, um

---

*) Er starb, nachdem er seine Lehen den Brüdern anheimgegeben und seine Schätze den Armen gespendet, in dem Barfüßerkloster zu Eisenach im Jahr 1347 und wurde, wie die Chronikenschreiber einhellig berichten und Paullini a. a. O. sich ausspricht: „Sepaltus in loco sordidissimo, intra moena scilicet et aedem B. Virg., quo satari ire solebant scholastici; hunc vero ipse sibi elegerat."

**) Ganerbschaft (condominium), dem alten Worte: „Gan", s. v. a. „Gemeinschaft", entstammend.

***) Treffurt ist nach und nach und nicht selten mehrfach getheilt im Besitze der Landgrafen und Kurfürsten von Hessen, der Kurfürsten und Herzöge von Sachsen, der Bischöfe von Mainz, der Landgrafen von Rothenburg und des ephemeren Königs von Westphalen gewesen.

dessen Schale, Fleisch und Kern sich mächt'ge Hände stritten, und ob in dem dreißigjährigen Verheerungskriege auch die kaiserlichen Generale Götz und Hatzfeld räuberisch in ihm gehaust: so spiegelt sich die finstere Vergangenheit in einer desto lichteren Zukunft und die Schmach, die sonst auf Treffurt ruhte, ist durch ihrer Bürger stillen Fleiß schon längst getilgt, und aus den Blüthenbäumen duften leise Stimmen, aus dem Werrastrome flüstert die Najade, aus des Thales grünen Matten nicken tausend Halme:

Gottes Aug' und Königshand:
Schirmen gnädig Stadt und Land!

H. Schwerdt.

Sachsenburg.

In dem nördlich gelegenen Theile des fruchtbaren schönen Thüringens, dort wo die Unstrut durch einen waldbegrenzten Engpaß zwischen den Bergketten der Hainleite, Finne und Schmücke zur güldnen Aue hinab ihren Lauf verfolgt, an der westlichen Pforte dieses Engpasses ragen über dem linken Ufer der Unstrut die Trümmern zweier Burgen empor, welche beide den Namen: Sachsenburg führen. Nach ihrer Lage wird die auf der Bergspitze weithin sichtbare — die obere und die tiefer am steilen Abhange des Bergfußes gelegene — die untere Sachsenburg genannt.

An der Felsenwand hin lehnt sich das Dorf gleiches Namens, dessen Bewohner vordem Paß-Männer hießen, weil sie den Engpaß zu bewachen hatten. Die Wellen der Unstrut und Wipper welche sich hier vereinigen, fließen langsam an dem Dorfe vorüber und scheinen in den mannigfachen Windungen ihres Flußbettes gern an dieser von der Natur reichgeschmückten Stelle zu verweilen. Durch das Dorf führt die belebte Kunststraße von Magdeburg nach Erfurt, deren Erneuerung und Erweiterung auch den Neubau einiger schönen Brücken jüngst zur Folge gehabt hat, so daß uns hier Natur und Kunst in lieblichem Vereine begegnen. Am westlichen Ende des Dorfes liegt die königl. Domaine mit den bedeutenden Ländereien, welche ehedem zur untern Burg gehörten. Von hier aus führt zwischen Obstpflanzungen der bequemere, aber weitere Weg zur Höhe. Folgen wir aber von dem östlichen Ende des Dorfes aus — dem kürzern, so steigen wir auf einem gebahnten Wege, von welchem ein Seitenweg zu dem links auf der Berghöhe über dem Dorfe gelegenen stattlichen Pfarrhause führt, rechts zu der unteren Burg empor, welche nur noch in einem starken Thurme, einigen den Hofraum umschließenden Ringmauern und verfallenen Gewölben besteht. Den Hofraum hat die Industrie zu einem Getreideacker gemacht. Eine Oeffnung der südlichen Ringmauer läßt uns aber in ein thurm-

artiges, tief abwärts gehendes Gebäude einen Blick thun, bei welchem unwillkührlich ein Schauer durch die Gebeine rieselt. Wir stehen vor dem noch nicht ganz verschütteten Burgbrunnen, der ehedem bis zum Spiegel der Unstrut hinab sich senkte und aus dessen Tiefe die hineingeworfenen Steine uns einen dumpfen Wiederhall zurückschicken.

Außerhalb der Ringmauern nimmt uns eine schattige Linde unter ihre Zweige auf, wo wir von der steilen Felsenhöhe hinab auf das Dorf mit seinen Gärten und belebten Wiesen blicken. Gegenüber südwärts erhebt sich die vor einiger Zeit noch mit Wald bestandene, jetzt kahle Schmücke, das nördliche Ende des bis nach Eckartsberga fortlaufenden Bergzugs, Finne genannt. Dem Silberstreife der Unstrut mit unserm Auge nach Osten folgend, sehen wir hinter dem schönrothen waldbewachsenen Berge das Kloster Oldisleben mit dem am Fuße desselben gelegenen großen Dorfe gleiches Namens hervorragen, während die weiße Kunststraße um die Schmücke südöstlich sich wendend, nach Schloßheldrungen hinweiset. Weiter hin nach Morgen windet sich die Unstrut durch fruchtbare Wiesen nach der güldenen Aue hin, von welcher wir die Gegenden um Sangerhausen und Allstädt erblicken, bis die blauen Höhen des mansfelder, erzreichen Gebirges den Horizont begrenzen.

Hier unter dieser Linde ist sonder Zweifel die Stelle, von welcher der Beschauer, wenn auch nicht die weiteste, doch die malerischste und romantischste Aussicht genießt. Wendet er sich nach Westen, so breitet sich vor ihm ein Wiesenteppich aus, der meilenlang von stattlichen Dörfern eingefaßt, einen wohlthuenden Anblick gewährt. — Südlich zunächst liegen vor ihm die zum ehemaligen Amte Sachsenburg gehörenden Dörfer Gorsleben, Etzleben, Büchel, Griefstedt, westlich das mit der obern Burg in geschichtlicher Beziehung stehende Dorf Cannewurf und hinter demselben das Städtchen Kindelbrück. Weit hinaus schweift der Blick über die viel bewohnten Hügelreihen bis zu den Thürmen und Wällen der 5 Meilen fernen Stadt Erfurt, hinter welchen sich am Horizonte das Thüringerwaldgebirge mit seinen hervorragenden Koppen erhebt. Der am westlichen Horizonte sichtbare blaue Zuckerhut, der Inselsberg, verkündet dem Reisenden auf die nächsten Tage regenfreie Witterung, und der im Süden näher als jene sich erhebende hohe Ettersberg erinnert uns, daß hinter ihm einst ein Wieland, Schiller und Göthe wohnten.

Wenden wir uns aber nordwärts, so winken uns die Thürme der obern Burg und mahnen zum Aufbruch. Bevor wir die zuletzt etwas steile Bahn zu denselben antreten, treffen wir ein zwischen beiden Burgen gelegenes Kirchlein, das von Linden umschattet, in der Mitte eines Friedhofs — wahrscheinlich in der Vorzeit die Burgkapelle, jetzt die Kirche der Dorfbewohner, auf solcher Höhe uns überrascht. Blicke nicht, lieber Wandrer, durch die ärmlichen Fensterscheiben in das düstre Innere dieses Kirchleins. — Bald wird es ganz verfallen, denn einem neuen, ihr näher Gelegenen sieht die kleine Gemeinde sehnlich entgegen; — aber aus den Umgebungen

des Kirchleins nimm ein Memento mori mit auf den Weg, damit du nicht beim Emporsteigen erhitzt, auf zugiger Höhe das Loos des Jünglings theilst, dessen Leichnam, hier entseelt gefunden, dort unter jenem Grabhügel, fern von der Heimath, seine Ruhestätte fand. —

Die Wälle sind erglimmt und wir stehen vor den beiden Trümmern, welche von ferne zweien Thürmen gleichen, in der Nähe aber nur einen Thurm und ein längliches Gebäude, dessen Westseite abgerundet ist, sehen lassen. Den Einblick in den hohen Thurm gestattet ein Durchbruch seiner starken Mauern, zum ursprünglichen Eingang führte nur aus dem Hause eine Brücke, wie die in einer Höhe von 20 Ellen befindliche Thüröffnung vermuthen läßt.

Die parallel laufenden, regelmäßigen Fensteröffnungen der Ruinen des Hauses verrathen, daß dieses Gebäude spätern Ursprungs ist.

Hier wollen wir, nachdem wir an der weiteren Aussicht uns geweidet und nordöstlich den über dem Walde sich emporreckenden Kyffhäuser begrüßt haben, unter den Trümmern dieser Burg die Jahrbücher der Geschichte aufschlagen und, wie mit dem Auge von der Nähe zur Ferne, an Clio's Hand mit unsrer Erinnerung aus der nächsten in die fernste Vergangenheit hinausschweifen, wo die Zeugnisse der Vorzeit in die Nebelferne der Sage sich verlieren. Spärlich sind die Blätter, die uns von den Schicksalen dieser beiden Burgen Kunde geben und nicht dem Leser der Geschichten einzelner Burgen sondern dem Forscher auf dem Gebiete der thüringischen Specialgeschichte gelingt es, einzelne hieher gehörende Körnlein zu finden. Was euer Begleiter einst in mußereichern Stunden der Vergangenheit gesammelt und gespart, will er Euch, liebe Leser, die ihr ihm, sei's im Geiste oder in der Wirklichkeit, hieher gefolgt seid, überantworten.

Bis zu welchem Zeitpunkte die obere Burg bewohnt gewesen, ist unbekannt. Die untere Burg, im vorigen Jahrhundert Sitz des churfürstlich sächsischen Justizamtes und Wohnung der Beamten, wurde in dem ersten Jahrzehende dieses Säculums wegen Baufälligkeit verlassen und nach und nach abgetragen, das Geschäftslocal und die Wohnung der Beamten aber in ein im Dorfe gelegenes landesherrliches Gebäude verlegt und ein Theil der verlassenen Burg nur noch als Gefangenanstalt benutzt.*)

Die mit diesem landesherrlichen Schlosse verbundenen Grundbesitzungen bildeten das oben schon als Domainenamt erwähnte Kammerguth. Außer diesem gehörten aber auch zur untern Burg**)

---

*) Struv politisches Archiv Theil III. p. 2013 u. ff.

**) Sie glich dem Schlosse Wendelstein wie dasselbe jetzt noch von der Mittagsseite zu sehen ist.

früher die freien Rittersitze derer von Hoff und Vitzthum von Eckstedt, ehe Churfürst Moritz mit denselben den Obersten Georg von Vitzthum belieh. Das Amt Sachsenburg, unter welcher Benennung nicht nur die untere Burg, sondern auch die zu dem Amtsbezirke gehörenden Dörfer Bilzingsleben, Griefstedt, Büchel, Etzleben, Gorsleben und Sachsenburg zu verstehen sind, gehörte, ehe es im Jahr 1815 an die Krone Preußen mit fiel, bis zum Jahre 1567 zurück dem Hause Sachsen albertinischer, vorher aber den Herzögen ernestinischer Linie. Letztere mußten es dem Churfürsten August von Sachsen nebst anderen Aemtern als Unterpfand für die auf die Schleifung des Schlosses Grimmenstein verwendeten Unkosten überlassen. Es wird dieses Amt als ein landesherrliches schon im Jahre 1445 erwähnt, als der Churfürst Friedrich **II.** mit dem Herzog Wilhelm **III.** sich in die ererbten väterlichen Länder theilten. Auf welche Weise es aber an die Herzöge von Sachsen gelangt ist, da bis zum Jahre 1382 die Grafen von Beichlingen die obere und untere Burg besessen, darüber findet sich nirgends eine Spur. Da wir aber nun die gefunden, welche beide Burgen zugleich besessen, so gehen wir auf die Geschichte der obern Burg zurück.

Die obere Sachsenburg gehört nicht zu dem Amte, sondern zu dem im Dorfe Cannewurf gelegenen Rittergute, mit welchem das einst in Thüringen reich begüterte, altadliche, mit Georg Ludwig im Jahr 1828 ausgestorbenen Geschlecht derer von Bendeleben beliehen war — oder vielmehr das adelich Bendelebensche Rittergut in C. gehörte als Burglehn zur obern Sachsenburg, so wie auch einige Sattelhöfe zu Gorsleben und Büchel.*)

Aus einem vorliegenden Lehnbriefe vom Jahre 1561, welchen der Herzog Johann Friedrich von Sachsen am Tage Aegidii zu Weimar dem Georg von Bendeleben ausgestellet hat, ergiebt sich, daß der Herzog Georg von Sachsen zuerst dem Hans von Bendeleben das Burglehn zu Sachsenburg mit 6 Hufen artbaren Landes, 100 Aeckern Holz, 2 Aeckern Weingarten, 2 Aeckern Hopfengarten mit Weide, Wiesen, Triften und Zinsen, dazu auch das obere Schloß zu Sachsenburg nebst Trift, 4½ Hufe Landes mit 9 Maltern und 8 Scheffeln Roggen- und Gersten-Zinsen in Bilzingsleben in Lehn gegeben, dabei aber das Oeffnungsrecht auf die Burg in Kriegszeiten, nach welchem er in dieselbe Besatzung legen konnte, wenn es nöthig, ausdrücklich sich vorbehalten hat. Von diesem Hans von Bendeleben hat es dessen Sohn Valten und nach dem Letzteren der Enkel Georg geerbt.

Im 16. Jahrhundert war demnach die obere Burg noch im Gebrauche und Vertheidigungszustande.

---

*) Struv politisches Archiv l. c.

Vor obengedachter Belehnung des von Bendeleben hatten im Laufe des 15. Jahrhunderts die Herzöge von Sachsen beide Burgen inne, aber am Ende des 14. Jahrhunderts schrieben sich die Grafen von Beichlingen Herren zu Sachsenburg. Unter den Urkunden des Klosters Oldisleben, welche Schamelius in seiner Beschreibung desselben aufbewahrt hat, finden sich zwei Schenkungsbriefe von Heinrich III. und Hermann I., Grafen zu Beichlingen und Herren zu Sachsenburg. Beide Brüder schenkten dem Kloster im Jahre 1360 eine Hufe Land in Capellendorf und 1363 eine halbe Hufe in der Flur zu Kannewurf. Ihr Vater Friedrich II. verpfändete im Jahre 1339 *) für 2000 Mark Silbers, die er den Erfurtern schuldete, an seine Oheime und Vettern, die Grafen Günther von Schwarzburg, Grafen Heinrich von Hohnstein und Herrn zu Sondershausen, welche in seine Schuld traten, den ihm zugehörigen Theil des Schlosses und der Stadt Frankenhausen, so wie das Oberhaus zu der Sachsenburg.

Dieser Friedrich war aber ein Sohn des Heinrich, Grafen von Beichlingen, welcher mit einer Gräfin Oda von Hohnstein, Tochter des Heinrich von Hohnstein, vermählt war. Durch diese Verbindung ist wahrscheinlich die Sachsenburg als Heirathsgut an die Grafen von Beichlingen gekommen, denn früher im Jahr 1319 besaßen der Vater der Oda und deren Oheim Dietrich, Graf von Hohnstein, die Sachsenburg als Eigenthum. Sie schenkten in demselben Jahre bei einer Sühne dem Landgrafen Friedrich I. (mit der gebissenen Wange) die Häuser zu der Sachsenburg, (seither ihr Eigenthum) und erhielten dieselben mit allen dazu gehörigen Gütern, wie sie Graf Otto von Anhalt gehabt, von dem Landgrafen wieder zum Lehn. **)

Dieses weiset uns auf die Besitzer der Sachsenburg im 13. Jahrhundert zurück, die Grafen von Anhalt. Mit einer Gräfin von Anhalt, Sophie hatte sich Dietrich II. Graf von Hohnstein vermählt und es ist sehr wahrscheinlich, daß durch diese die Sachsenburg an die Grafen von Hohnstein gelangt ist.

Die Grafen von Anhalt sind aber die frühsten Besitzer dieser Burg, welche geschichtlich nachgewiesen werden können. In dem Jahre 1299 noch verhandelte ein Otto, Graf von Anhalt, mit dem Abte des Klosters Oldisleben, und verkaufte 1293 an denselben einen Morgen Landes in Prisendorf. Sein Vater Johann von Anhalt verkaufte an dasselbe Kloster anno 1285 eine Hufe Landes und einen Hopfengarten am Holze für 25 Mark Silbers um fünf

*) Der Verpfändungsbrief steht in Müldners Historie des Klosters St. Georgi zu Frankenhausen. S. 24.

**) Tenzel. Vita et fota Friderici admorsi in Menk. Script. rer. germ. Tom. III.

Jahre früher ein Stück Wald um denselben Preis.*) Graf Bernhard von Anhalt und Herr zu Sachsenburg, Vater des Johann, verkaufte nicht, sondern verschenkte im Jahr 1267 an das Kloster einen Bauernhof zu Stusfort mit einem Morgen Landes. Bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts zurück weiset die thüringische Geschichte auf diese Grafen als Besitzer der Burg, obgleich sie nicht namentlich angeführt werden. Sie hatten dort ihre Vögte, welche durch Wegelagerungen und Räubereien in der Umgegend übel hausten, daher damals unsere Burg als Raubschloß ein Schrecken aller Reisenden und Anwohner, aber auch ein Gegenstand der Aufmerksamkeit der Landesherren war. Unter den Grafen von Anhalt ist es mehrmals zerstört worden.

Als Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meißen, nach dem ersten thüringischen Erbfolgekriege am 1. Juli 1249 mit den thüringischen Ständen einen Friedensvertrag zu Weißenfels abschloß, kamen beide Theile dahin überein, daß alle die seit des Landgrafen Raspe Tod wieder aufgebauten Raubschlösser, besonders Sachsenburg und Bitzenburg, wieder zerstört werden sollten. Vom Landgrafen Raspe waren im Jahr 1234 mehrere Raubnester zerstört, aber während des Kriegs wieder hergestellt worden, zu welchen auch Sachsenburg gehörte.

Ob der Beschluß ausgeführt worden, darüber findet sich kein Nachweis, aber 40 Jahre darnach wurde es als eine starke Veste vom Landgrafen Friedrich I. und Dietzmann wider den Kaiser Adolph von Nassau gebraucht.

Als der Kaiser Rudolph im letzten Jahrzehend des 13. Säculums 99 Raubschlösser zerstörte, brach er auch mit Hülfe der Erfurter die Sachsenburg. Eine anderweite Nachricht von späterer Zerstörung findet sich nirgends. Daß aber die gegenwärtige Ruine nicht aus jener Zeit in ihrer Verfallenheit liege, dafür zeugt schon ihre ganze Bauart und die Belehnung des Georg von Bendeleben im 16. Jahrhundert, wo sie noch brauchbar war. Es gewinnt vielmehr die Vermuthung Raum, daß die Gebäude im Laufe der letzten drei Jahrhunderte nach und nach immer mehr in Verfall gerathen seien, nachdem sie nicht mehr bewohnt worden sind und die Besitzer der dazu gehörenden Güter nach Cannewurf ihren Sitz verlegt haben.

Wenn wir aber weiter zurück in die Vorzeit des 13. Jahrhunderts gehen und fragen wollten: Wie gelangten die Askanier zum Besitze dieser Burg? — so läßt uns die Geschichte ohne sichere Aus-

---

*) Die Kaufurkunden s. in Schamelius Beschreibung des Benedictiner-Klosters Oldisleben.

** Die vollständige Urkunde in lateinischer Sprache findet sich im zweiten Theile der thüringischen Chronik von Falkenstein p. 907. unter Rabenswalde.

kunft, denn darüber, daß ein Graf Otto von Orlamünde im Jahr 1062 — 1067 sie als Allodialgut besessen und seine dritte Tochter Adelheid, welche der Graf Albrecht von Anhalt geheirathet, als väterliches Erbe ihrem Gemahl zugebracht haben soll, hat Schreiber dieses keinen geschichtlichen Nachweis finden können. Wahrscheinlicher ist, daß wie Scheidingen vom Stifte Bamberg, auch Sachsenburg den Grafen von Anhalt in Lehn gegeben worden sei.

Sagitar*) zählt alle die Vermuthungen der thüringischen Geschichtsschreiber seiner Zeit auf, welche die Erbauung der Sachsenburg mit dem Falle und der Theilung des Königreichs Thüringen, worüber im zweiten Bande dieses Werks S. 145 — 162 das Nähere schon gemeldet worden ist, so gern in Verbindung bringen. Es ist der Grund dieser Vermuthungen aber eben so wenig urkundlich zu beweisen, als die Sage, daß die untere Burg ihren Namen Haakenburg von einem Sachsen-Ritter, genannt: Er Hak, (von welchem die Herren von Hagk abstammen sollen) erhalten habe, weil dieser von den Sachsen zuerst in die neuerbaute Burg gesetzt worden sei.

So ungern man sich auch von einer langgehegten Meinung trennen mag, welche eine liebe Stätte mit dem Nimbus hohen Alterthums umgiebt, so muß sie doch der Geschichtsforscher auf das Gebiet der Sage verweisen, so lange nicht genügende Zeugnisse solcher Geschichtsschreiber, welche der Zeit des Erzählten nahe standen, für die Thatsache sprechen. Dahin gehöret aber folgende von Sagitar, Olear, Adelar Erich, Cyriakus Spangenberg und andern ungenannten Verfassern geschriebener Chroniken nacherzählte Sage. Als die Sachsen und Franken in das Königreich Thüringen sich getheilt und Erstere den nördlichen, über dem linken Ufer der Unstrut gelegenen Theil erhalten, die Franken aber sich die über der Unstrut gelegenen Salzquellen vorbehalten hatten, an welchen sie Frankenhausen mit einer Feste aufbauten, waren die Sachsen auch darauf bedacht, ihre Grenzen an der Unstrut zu sichern und erbauten auf der Höhe, der Finne gegenüber, die Grenzfeste Sachsenburg und weiter hinauf an der Wipper die Feste Sondershausen.

Durch diese Sage ist die Meinung weit verbreitet, daß Sachsenburg eine der ältesten Burgen Thüringens sei, doch giebt es Mehrere, deren höheres Alter geschichtlich erwiesen werden kann.

Nicht unerwähnt sollen aber bleiben einige Ueberbleibsel heidnischer Vorzeit, welche im Jahre 1819 hier in der Nähe aufgefunden wurden. In dem von der obern Burg westlich gelegenen königlichen Forste, welcher der Götzenhain genannt wird, erheben sich 7 Hügel, von

---

*) In s. Werke: Antiquitates regni thuringici lib. II. Cap. XII. §. 21. 22.

denen fünf in dem ebengedachten Jahre untersucht worden sind. Der Erste war ringsum von einer niedern Mauer aus unbehauenen zwei bis drei Ellen hohen Steinen in einem Umfang von 123 Fuß umgeben, enthielt viele Kohlen und Thierknochen und wurde als ein altdeutscher Opferheerd erkannt. Der zweite Hügel lieferte keine Ausbeute, aber desto mehr der dritte. Er hat einen Umfang von etwa 100 Schritten und nur 10 Fuß Höhe. Beim Umgraben fand man darin ein ziemlich erhaltenes Skelet, um welches gegen 300 kleine kegelförmige Thonstücken gelegt waren, außerdem zwei Dolche aus gegossenem Kupfer, ein keilförmiges Instrument von schwarzem Kiesel und drei Pfeilspitzen von Feuerstein. In zwei andern Hügeln wurde ein Hammer von Basalt und eine kupferne Nistel=Nadel gefunden. Da man neben den kupfernen und steinernen Waffen nichts von Eisen gefunden, so läßt sich den Gegenständen ein sehr hohes Alter beimessen. Nicht weit von diesen Hügeln findet sich ein 50 Schritte langes, 30 breites und 10 Ellen tiefes Bassin, bei dessen Untersuchung Urnen=Scherben und Knochen von Thieren, die dort geopfert worden sein mochten, in Menge hervorgegraben wurden.

Doch umgeben uns hier Denkmäler nicht blos heidnischer Vorzeit, sondern sogar Spuren vorweltlicher Erzeugnisse. In dem Kalksteine von bräunlichgelber Farbe finden sich Schaalthier=Versteinerungen, unter denen die Encriniten von Seesternen besonders merkwürdig sind. Man nennt sie hier zu Lande Bonifaciuspfennige, von denen die Sage geht, daß der Apostel der Thüringer mit denselben in Ermangelung des Geldes gezahlt habe.

Wie aber kommen auf diese Höhe Versteinerungen von Seethierchen? —

Ehe die Gewässer der Flußgebiete der Unstrut, Gera, Wipper, Lossa und Helbe, welche jetzt in engen Betten durch fruchtbare Thäler fließen, den Ausgang durch diesen Engpaß zu der tiefer gelegenen güldnen Aue gewinnen konnten, standen alle diese Thäler tief unter einer unübersehbaren Wasserfläche, aus welcher nur die Bergspitzen als Inseln emporragten. Wenn nun Wellen gegen die Küste laufen, so werfen sie mit Sand und Geröllen auch Schaalthiere und andere organische Substanzen ans Land und bilden Anhäufungen derselben, welche durch Kalk= und Schlammabsätze verkittet werden — so erklärt ein großer Naturforscher unserer Zeit *) die Versteinerungen der Meer=Schaalthiere. — Und erwägen wir, wie viele Jahrhunderte verfließen mußten, ehe jene Fluthen hier diese Bergkette aus einander sägten, so blieb zur Versteinerung der angeschwemmten Seesterne an dem Ufer, das wir jetzt als einen Berg erglimmen, Zeit genug übrig.

Gern knüpfte Schreiber dieser Mittheilungen an dieselben noch Sagen und Mährchen, die in dem Munde des Volks fortle=

---

*) Oken, allgemeine Naturgeschichte, I. Band.

ben und die Führer den Besuchern denkwürdiger Plätze zur Unterhaltung mittheilen. Aber Sachsenburg bietet in dieser Beziehung nichts dar.

Wir werfen noch einen Blick in die Runde der wunderschönen Natur und scheiden von dem öden Gemäuer mit dem Gedanken:

> Nimmer entfliehet dem Sturz, was Menschen, die Stolzen, erbauten.
> Ewig blüh'st du und schaffst herrliche Freuden, Natur!

Pfister.

Die drei Bergstädte

Andreasberg, Clausthal und Zellerfeld.

Glück auf! Glück auf! in der ewigen Nacht;
Glück auf! in dem furchtbaren Schlunde.
Wir klettern herab aus dem felsigten Schacht
Zum erzgeschwängerten Grunde.
Tief unter der Erde, von Grausen bedeckt,
Da hat uns das Schicksal das Ziel gesteckt.

Th. Körner.

Wenn ich mit meinen beiden Reisegefährten aus dem blumenreichen, lebenvollen Sommer mitten in den öden, einsamen Winter hinein versetzt worden wäre, hätten wir nicht mehr verwundert sein können, als da wir, vom Unterharze kommend, in den Oberharz einwanderten. Dort hatten wir uns in einem herrlichen Park zu befinden geglaubt und fröhlich waren wir über duftende Wiesen, unter schattigem Laubdache, welches ehrwürdige Eichen, schlanke Buchen, silberhäutige Birken, dunkle Rüstern und säuselnde Tannen in buntem Gemisch bilden, dahin gewandert, hatten uns erfreut an der stets wechselnden und reizenden Scenerie, wo bald eine freundliche Mühle und friedlich hinter Obstbäume versteckte Dörfer, bald ein romantisch an bebuschte Felsen hingelehntes Hüttenwerk, bald eine malerische Burgtrümmer das Auge ergötzt, wo jeder Berg eine entzückende Fernsicht gestattet, das schwellende Gras, in dem die aromatische Walderdbeere glüht, zum Niedersitzen einladet und Männer, Frauen und Kinder mit freundlichen, muntern Augen den Wanderer anblicken; — hier trug Alles einen nordischen Character. Durch

langweilige Tannen- und Fichtenwaldungen führte unser Weg auf erstorbenen Tannennadeln, auf falbem Moos oder Haidekraut, zwischen himmelhohen Bergen dahin, die in einförmiger und darum ermüdender Form zu beiden Seiten des Weges die riesigen Häupter erhoben; kein Ackerfeld, kein Fruchtbaum zeigte sich unsern spähenden Blicken und nur selten belebte sich die Gegend durch das Erscheinen eines rußigen Köhlers, der mit dem gewaltigen Schürbaume aus dem Gebüsch schritt, und dessen Anblick alle Räubergeschichten, die wir jemals gehört oder gelesen, in unserm Gedächtniß rege machte, oder durch einige Holzfäller, die, mit mächtigen Aexten bewaffnet, unsern Weg durchschnitten, und selbst die Gebäude, welche wir in dieser Wildniß antrafen, hatten wenig Einladendes, da die dürren Schindeln oder schwarzblauen Schieferplatten, mit denen sie gedeckt waren, und die verwitterten grauen Holzbekleidungen, allen ein überaus trauriges Ansehen verliehen. Endlich wurde es lebendiger um uns her. Bergleute mit blassen, ernsten Gesichtszügen schritten an uns vorüber, Holz- und Kohlenfuhren begegneten uns, Hirten mit wohlgenährten, spiegelblanken Heerden kamen den Weg daher, denn wir befanden uns in der Nähe von

Andreasberg,

der zweiten hannöverschen Bergstadt, die, ihre besten Gebäude sammt dem Rathhause in eine Schlucht verbergend, mit ihren meist kleinen unansehnlichen Häusern eben nicht verlockend zu uns herüberblickte. — Oede und kahl ist die Bergfläche, auf der sie sich hinerstreckt, und ohne den frischen, grünen Wiesenteppich, welchen die Andreasberger dem rauhen Boden umher abgezwungen haben, würde man die Lage der Stadt traurig nennen müssen, so heiter uns auch fast aus jedem Hause, an welchem wir vorüberschritten, die Gesänge der Vögel und besonders das Schmettern der Canarier entgegentönte. — Es leben hier gegen 4000 Menschen in 400 Häusern, von denen der Bergbau wenigstens tausend beschäftigt. Der Ackerbau, der sich nur auf Kartoffeln, Hafer, Gerste und Sommerroggen beschränkt, ist wegen der Rauhheit des Klima's natürlich sehr dürftig, dagegen macht die Rindviehzucht einen bedeutenden Nahrungszweig aus. Viele beschäftigt hier auch der Handel mit Vögeln, das Stricken und Spitzenklöppeln.

Dem Reisenden, dem es um schöne Gegenden oder Denkmale der Vorzeit zu thun ist, hat übrigens Andreasberg nichts Befriedigendes darzubieten, aber der Bergmann und der Mineralog findet hier seine Rechnung, denn so reiche Silbererze, als hier gefunden werden, hat keine andere Gegend des Harzes aufzuweisen. Als wir uns daher im Rathskeller etwas restaurirt und dann den dicht über der Stadt gelegenen Glockenberg, welcher die beste Ansicht der Stadt und der Umgegend darbietet, bestiegen hatten, beschlossen wir, auf

einige Stunden von dem freundlichen Lichte des Tages zu scheiden, suchten und erhielten bei dem zeitigen Bergsecretair die nöthige Erlaubniß, die Gruben befahren zu dürfen, und bald waren wir in Bergleute umgewandelt, bald flammten die Grubenlichter in unsern Händen, und mit fröhlichem „Glück auf!" fuhren wir ein in den tiefen, dunkeln Schacht, in die Zellen, in denen die Gnomen geheimnißvoll schaffen und weben.

Wir stiegen mit Grubenlichtern hinab in den schwarzen Schlund,
Der Führer selbst schwankt schüchtern vorbei an manchem Grund,
Und weist die sichern Stege und nennt und erklärt das Gestein,
Und führt auf verborgenem Wege uns tief in die ewige Nacht hinein!

Und wo der Weg sich weitet, und man sich sicher denkt,
Und langsam fürbaß schreitet, in Anschaun stumm versenkt,
Da wacht des Führers Spähen und schreit ein sorglich: Halt!
Und tausend Stimmen erstehen, und donnern dumpf nachäffend: Halt!

Aufschauert man und zittert und staunt tief unten an,
Behend vorangeklettert, den grubenkund'gen Mann.
„Herr! faßt ja fest die Leiter, am kleinen Finger das Licht,
Und schreitet muthig weiter, und stürzet in den Abgrund nicht!" —

Uns graust der mächt'gen Schlünde, an denen wir jetzt stehn;
Wir prüfen die Leiter behende, eh' wir hinuntergehn.
„Ach, guter Führer, die Leiter die knattert, wie man sie betritt;
Da steig' ein Andrer weiter; wir wagen fürder keinen Schritt!" —

„Ihr habt nichts zu befahren; der alte Valentin
Steigt schon seit sechzig Jahren darüber her und hin!" —
Und wie wir den Alten schauen, da spornet uns die Schmach,
Da faßt uns ein Vertrauen, und muthig steigen wir ihm nach.

Und gehn fürbaß betrachtend im hohlen, hallenden Grab,
Bald hoch hinauf, bald schachtend hinunter, bald seitab.
Wo hohe Gewölb' uns halten, und keinen Pfad wir späh'n,
Da schau'n wir schweigend den Alten schnell durch die Felsenritzen gehn.

So kommen wir in den Schlünden an eine Halle sehr.
Die Tiefen kann ergründen kein sterblich Auge mehr.
Wer mag den Anblick malen, wie unser schwirrend Licht
So wunderbar die Strahlen hier in der ew'gen Urnacht bricht!

Hier schreitet selber sachte der bergesalte Mann,
Und ruft: „Nehmt Euch in Achte!„ und streckt den Stab voran,
Und dann weist der Begleiter, daß wir es können schau'n,
Wie dort die Bergleut' sitzen und in die harten Felsen hau'n! —

Und es ward uns zu Muth, als senke sich die schwarze Decke auf uns nieder und aufathmend blickten wir empor. Schauriges Geräusch, Hämmern und Pochen schallte rings umher und Finsterniß, wie im Grabe, umfing uns, die wir uns wie willenlose Kinder führen ließen. — Und hier unten in den dunkeln Eingeweiden der Erde sitzt einsam der Bergmann beim schwachen Schimmer seines Grubenlichts und verrichtet für kärglichen Lohn mit emsigem Fleiße sein gefahrvolles Tagewerk. Doch von der frühesten Jugend auf daran gewöhnt, thut er mit Lust die grausige Arbeit und läßt sich nicht schrecken durch den gewaltsamen Tod der Gefährten, nicht durch den Hinblick auf ein sieches Leben, nicht durch den kurzen Athem und den schwindsüchtigen Husten vieler seiner ältern Genossen.

Der Bergbau theilt sich hier in den inwendigen und auswendigen Zug. Zum inwendigen Zuge gehören alle diejenigen Gruben, welche nordöstlich, zum auswendigen diejenigen, welche südöstlich von Andreasberg liegen. Die Gruben des inwendigen Zuges sind die wichtigsten und unter ihnen sind besonders bemerkenswerth: Catharina-Neufang, Samson, Abendröthe, Bergmannstrost und Gnade Gottes. Zu den Gruben des auswendigen Zuges gehören: Claus-Friedrich, Andreaskreuz und andere.

Wie lange die hiesigen Werke, und die Gruben des Oberharzes überhaupt, schon im Betrieb sind, ist ungewiß und herrschen darüber die verschiedenartigsten Ansichten. So viel ist übrigens ausgemacht, daß im Rammelsberge schon Jahrhunderte hindurch Bergbau betrieben wurde, ehe man in diesen Gegenden daran dachte, denn in keinem der Lehnbriefe und Urkunden über den Oberharz wird vor dem Jahr 1296 der Bergwerke erwähnt. Honemann (Alterth. des Harzes p. 35.) redet zwar ganz dreist von Gruben in früherer Zeit, allein sein Gewährsmann ist einzig und allein der Cantor von Bockenem, von dem Honemann selbst sagt: daß er nicht wisse, woher jener seine Nachrichten genommen habe. Im Jahr 1296 aber erhielten einige Privatpersonen Erlaubniß, hier nach Erz forschen zu dürfen und es ist wahrscheinlich, daß sich der Bergbau vom Rammelsberge aus immer weiter in den Oberharz hineinzog. Schon wurde es lebendig in den Bergen, schon bildete sich hier und da ein Bergörtlein nach dem andern, da brach eine furchtbare Pest herein, die gar gräßlich wüthete und ihre Opfer in solcher Schnelligkeit hinwegraffte, daß die Arbeiter in der Frühe des Morgens frisch und gesund hinabstiegen in die Tiefen der Erde, aber nimmer wieder herauskamen, sondern von der Seuche ergriffen, haufenweise niedersanken. Die Gruben, welche kaum erst recht in Gang gekommen waren, wurden nun liegen gelassen und erst lange nachher wieder aufgenommen, wobei man ganze Haufen von Menschengebeinen auffand. Im Jahr 1500 fing man an, die Eisengruben bei Grund zu betreiben, und einige zwanzig Jahre später wird von Andreasberg gesprochen.

Von Joachimsthal kamen nämlich im Jahr 1520 Bergleute nach dem Oberharz und zwar anfänglich in die Grafschaft Hohnstein, welche die damals regierenden Grafen Heinrich und Hans Ernst,

Gebrüder, Herren zu Lohra und Clettenberg, von den Herzögen zu Grubenhagen als ein Lehn inne hatten. Die beiden Grafen hatten in ihrer, über die Grafschaft Clettenberg herausgegebenen Bergfreiheit oder Bergordnung gestattet, daß ein Jeder Erze suchen und Bergwerke anlegen könne, wo er nur wolle, und dadurch wurde eine ungeheure Menge von Bergleuten herbeigelockt. Sie begannen in der Gegend, wo jetzt die Bergstadt Andreasberg steht, nach Erz zu schürfen. Die erste Zeche, welche sie fündig machten, wurde St. Andreaskreuz genannt, weil die Schürfer daselbst zwei über einander setzende Gänge antrafen, wovon es nach der uralten bergmännischen Redensart heißt: die Gänge machen ein Andreaskreuz, d. h. kreuzen sich, oder schneiden sich, von welchem Umstande noch jetzt geglaubt und oft auch durch die Erfahrung bestätigt wird, daß alsdann in der Gegend des Durchschnitts edle Anbrüche zu gewinnen sind. — Weil nun in der Gegend, wo jetzt der Markt ist, einige Quellen waren, so fing man an, sich dabei anzubauen. Von der zuerst aufgenommenen Zeche Andreaskreuz erhielt die entstehende Bergstadt den Namen Andreasberg. (cf. von Rohrs Denkw. des Oberharzes p. 260. Honemanns Alterthümer.) Besonders nahm die Stadt in den Jahren 1535 — 37 zu, in welcher Zeit zu Andreasberg überall eingeschlagen wurde, so daß einer vor dem andern oft keinen Raum hatte und viele Gewerke mit einander in Streit geriethen. Da die Ausbeute der Bergwerke sehr bedeutend war, so wurde an die Stelle der im Jahre 1537 errichteten hölzernen Kirche bereits im J. 1568 eine ganz neue von Steinen erbaut und mit Schiefern gedeckt und da die Grafen auch Alles thaten, was das Gedeihen der Bergwerke befördern konnte, so standen dieselben in dieser Gegend gar bald in der herrlichsten Blüthe.

Zu gleicher Zeit war man auch auf andern Punkten des Oberharzes ungemein thätig. Der leidenschaftliche Herzog Heinrich von Wolfenbüttel war, sammt seinem Sohne Julius, des Bergbaues selbst sehr kundig, und scheute weder Mühe noch Kosten, den Bergbau auf seinem Gebiete emporzubringen, fuhr, wie Rothmeier in seiner Chronik (P. III. Cap. 62. pag. 1008.) erzählt, selbst in die Bergwerke ein und feuerte mit Wort und That die Bergleute zum Fleiß und Eifer in ihrem beschwerlichen Geschäft an. Aus der Zeit, wo die Pest den Harz entvölkert hatte, sah man noch viele Pingen und Halden und an allen diesen Orten wurde von Neuem eingeschlagen und die alten Zechen wieder aufgenommen. Eben so eifrig betrieben die Magdeburger Gewerke den Bergbau und wirkten im Jahre 1532 beim Herzoge eine Bergfreiheit aus, in welcher den Bergleuten freie Wohnung, Sicherung vor jeder Gewaltthätigkeit, freie Wochenmärkte, freies Backen, Brauen und Schlachten ohne irgend eine Abgabe, zinsfreies Bauholz, so viel zu dem Grubenbau erforderlich sei, versprochen, und die Erlaubniß gegeben wurde, bauen zu dürfen, wo ein Jeder Lust habe. Diese Urkunde, in welcher sich der Herzog nur den Vorkauf der Metalle vorbehielt und die Hoffnung aussprach, daß er in Zeiten der Noth kräftige Unterstützung

von den Härzern erwarte, wurde kaum bekannt, als aus den fernsten Gegenden Deutschlands erfahrene Bergleute herbeikamen, die das gefährliche Handwerk mit Lust trieben und eine Grube nach der andern eröffneten. Zu Andreasberg, welches sich vor allen andern Orten auszeichnete, waren damals über hundert Gruben im Gange. So reiche Schätze aber auch aus dem Schooße der Erde an das Licht gefördert wurden, dennoch wuchs die Begier mit dem Gewinn und die Bergleute wurden streng untersucht, sobald sie die Gruben verließen und hart wurden sie bestraft, wenn das Geringste bei ihnen gefunden wurde.

Ein alter Steiger zu Andreasberg, erzählt die Sage, hatte einst mehrere überaus reiche Erzstufen bei Seite gelegt, denn er fürchtete, der Bau möchte schlechter und ärmer werden, der Landesherr die Lust zum Fortbau verlieren und die vielen Bergleute in Noth und Elend gerathen, und hoffte mit diesem zurückgelegten Silber das Fehlende zu ersetzen und immer gleichen Gewinn hervorzubringen. Allein einige seiner Feinde und besonders ein gewisser Veit Bauer, den die Bergleute, sowohl seiner Strenge als seines häßlichen Aeußern wegen nur den Scheußlichen nannten, hatten es bemerkt, konnten und wollten nicht glauben, daß der Steiger aus der besten Absicht von der Welt das Silber zurückgelegt habe und klagten ihn an. Das Gericht verurtheilte ihn zum Tode. Der Unglückliche betheuerte umsonst seine Unschuld, — er wurde ergriffen und auf den Richtplatz geführt. — Als er nun niederkniete, um den tödtlichen Streich zu empfangen, da erhob er noch einmal das bleiche Antlitz und sprach zu den umherstehenden Bergleuten: so gewiß bin ich unschuldig, als mein Blut sich in Milch vewandeln und der Bau der Gruben aufhören wird. Wann in dem gräflichen Hause, dem diese beiden Bergwerke zugehören, ein Sohn geboren wird, mit Glasaugen und Rehfüßen, und er bleibt am Leben, so wird der Bau wieder beginnen, stirbt er aber nach seiner Geburt, so bleiben sie auf ewig verschüttet. — Als er diese Worte gesprochen, erhob der Scharfrichter das breite Richtschwert und das Haupt des Steigers flog in den Sand. Statt des Blutes aber sprangen zwei Milchströme, weiß wie der Schnee des Gebirges, aus dem Rumpfe in die Höhe und ein Schrei des Entsetzens ertönte unter den Versammelten, denn die Unschuld des Steigers war nun erwiesen und Flüche und Drohungen wurden laut gegen die Richter, deren Ungerechtigkeit den Rechtschaffenen getödtet und ihn zu Verfluchung der Bergwerke gereizt habe. Als nun aber wirklich die beiden reichsten Andreasberger Gruben, der große Johann und der goldene Altar, eingingen, erreichte die Unzufriedenheit den höchsten Grad. Es ward zwar nicht lange nachher ein junger Graf mit Glasaugen und Rehfüßen geboren, aber er starb gleich nach der Geburt und die schönen Silbergruben sind nie wieder aufgethan und verschüttet geblieben bis auf den heutigen Tag.

So wurde jede Veruntreuung, jedes Versehen, hart bestraft und selbst der Herzog hatte keine Nachsicht und züchtigte mit eigener

Hand den Schuldigen, wenn er, wie es oft geschah, die Gruben befuhr. Einst war er in der Grube Neufang und da der Berghauptmann Jakob Reinhard ein Versehen begangen hatte, zog der Herzog das Schwert und hätte ihn erstochen, wenn sich nicht des Herzogs Kammerjunker, Ostwald Todtenbach, dazwischen geworfen und dem Berghauptmanne Gelegenheit zur Flucht gegeben hätte.

Des Herzogs Kriegsunglück und seine Flucht nach Baiern wirkten später nachtheilig auf die Bergwerke ein. Die Bürger von Goslar, welche schon lange mit eifersüchtigen, neidischen Blicken zugesehen hatten, wie sich die Bergstädte erhoben, benutzten den Augenblick, wo der Schützer derselben fern war, verbrannten Kirchen und Gebäude, die nicht im Schutze der Ringmauern lagen, ergriffen die herzoglichen Beamten, schleppten sie zu den Schmelzhütten und warfen sie in die glühenden Oefen. Alle Gräuel verübten sie mit thierischer Lust und wütheten so lange, bis Jünglinge, Männer und Greise von Zellerfeld, Grund und Gittelde sich erhoben und die Unmenschen aus den Bergen hinaustrieben. Nicht lange nachher kehrte auch der Herzog in sein Land zurück, eilte, sobald es seine Geschäfte erlaubten, nach dem Harze und brachte schnell Alles wieder in den frühern Stand.

In der Gegend, wo jetzt Clausthal seine zahlreichen Gebäude ausbreitet, da, wo früher die Hütte eines Eremiten, später ein zum benachbarten Kloster Zelle gehöriges Kirchlein stand, trieb zu derselben Zeit Herzog Ernst II. von Grubenhagen den Bergbau, beschenkte Clausthal mit seiner ersten Bergfreiheit und eiferte Herzog Heinrichen in jeder Beziehung nach. Dieser starb im Jahr 1568, doch hatte sein Tod durchaus keinen nachtheiligen Einfluß auf das Bergwesen, da sein Sohn Julius dasselbe mit gleichem Eifer, aber mit noch größerer Besonnenheit als der Vater betrieb, selbst manche bedeutende Verbesserung und Erfindung, — wie z. B. die der nassen Puchwerke, — machte und die Salzquellen bei der alten Harzburg untersuchen und ein Salzwerk erbauen ließ, das noch heute nach ihm „Juliushall" genannt wird und im Stande ist, den ganzen Harz mit Salz zu versorgen. Bis zum Jahr 1577 brachten ihm die Bergleute ungeheure Schätze zu Tage, allein eine Pest, die abermals verheerend das Gebirge durchzog, endete plötzlich diese Glanzperiode, schlachtete eine ungeheure Menschenmenge, daß die Mehrzahl der Häuser leer stand, hemmte den Verkehr und gab zu den größten Unordnungen Veranlassung, indem die Bergknappen unthätig umherschweiften, in die verödeten Wohnungen eindrangen, dieselben beraubten und die Bergbeamten, welche sich solchem Unfug widersetzten, tödteten oder wenigstens verjagten. (cf. Honemanns Alterth. des Harzes II. p. 153.) In dieser bösen Zeit hatte Andreasberg besonders viel zu leiden und Jahre vergingen, ehe es sich wieder erholen und nur einigermaßen den frühern Standpunkt einnehmen konnte.

Als im Jahr 1593 die Grafen von Hohenstein ausstarben, fiel Andreasberg sammt dem Flecken Lauterberg und dem Schloß und

Amt Scharzfels als ein voralterliches Lehen an Herzog Wolfgang von Grubenhagen. Er that ebenfalls viel für die Bergwerke, so daß, als er am 14. März 1595 zu Herzberg starb, sein Ableben allgemein bedauert wurde und die Bewohner des Harzes folgende Verse auf ihn sangen.

Wie traurig' steht der Tannenbaum,
Wie heulen und weinen alle Bäum'.
Wie hängt der Bergmann seinen Kopf,
Geht traurig fort, der arme Tropf!
Den Köhlern ist entfallen der Muth,
Der Holzhauer auch traurig thut.

Der Glaser Gesang hat sich gelegt,
Die Hirten all' sind hochbewegt,
Die Hütten trauern und sind fast still,
Die Schneidmühl' auch nichts schaffen will.

Von wegen daß ihm dieser Herr
Abgangen ist, und ihn nicht mehr
Zum Schutz und ein Regierer han,
Des trauert jetzt ein Jedermann!

Dem Herzog Wolfgang folgte sein Bruder Philipp, da derselbe aber seinen Bruder nur um ein Jahr überlebte, so bemächtigte sich Herzog Julius des ganzen Harzes und gab erst im Jahr 1616, auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers, die Grubenhagenschen Landestheile an die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, und Christian von Celle wurde nun der Besitzer.

Der dreißigjährige Krieg führte eine traurige Zeit für die Bergleute herbei, da die Gewerke im flachen Lande, in deren Händen sich die meisten Gruben befanden, verarmten und Pest und theure Zeit, die schrecklichen Gefährtinnen des Krieges, die Bewohner des Harzgebirges auf das Aeußerste brachten. Das Elend erreichte aber den höchsten Grad, als Tilly mit seinen wilden Schaaren über das Gebirge zog, allenthalben die größten Gräuel verübte, in Grund, Zellerfeld, Wildemann und Lautenthal plünderte und Clausthal brandschatzte, was sich später mehrere Male wiederholte. — Da das Bergwesen in dieser Schreckenszeit ganz gesunken war, hob man das Bergamt zu Andreasberg auf und die Gruben wurden nur durch den Eifer und die Anstrengung des damaligen Oberbergmeisters Georg Illing vor gänzlichem Verfall gesichert.

Im Jahr 1635 starb Herzog Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel und durch den Vergleich zu Meinersen erhielten die Herzöge aus der dannenbergischen Linie, August der Jüngere und Julius Ernst, das Fürstenthum Wolfenbüttel, — die Herzöge aus der cellischen Linie, August der Aeltere, Friedrich und Georg, Göttingen und Calen-

berg, — und die Herzöge aus der haarburgischen Linie, Wilhelm und Otto, Hoym, Diepholz, Regenstein, Blankenburg und Hohenstein. Zugleich wurde festgesetzt, daß die Städte und Bergwerke Zellerfeld, Wildemann, Lautenthal, Grund, Juliushall, Gittelde u. s. w. allen drei Linien angehören und abwechselnd ein Jahr von der cellischen und ein Jahr von der wolfenbüttelschen Linie regiert werden sollten. Diesen unter der Hoheit der drei Linien stehenden District nannte man die Communion, und daher entstand die Eintheilung in den einseitigen und Communionharz. Als im Jahr 1642 die haarburg'sche Linie ausstarb, erhielt Braunschweig-Lüneburg 4/7, Braunschweig Wolfenbüttel 3/7 der Einkünfte der Communion. Im Jahr 1788 trat Braunschweig-Wolfenbüttel seine Dreisiebentel an Hannover, welches dadurch den ganzen Oberharz sammt den sieben Bergstädten bekam, ab, erhielt aber dagegen die Saline Juliushall und 7000 Morgen Waldung als wirkliches Eigenthum.

Im siebenjährigen Kriege mußte der Oberharz abermals Vieles erdulden und die Gewerkschaften allein über 30,000 Thlr. Kriegssteuern erlegen; später aber wurden die Wunden geheilt und die trefflichsten Einrichtungen getroffen, das Wohl der Bergleute und des Hüttenwesens zu befördern. Es wurden Cassen und Büchsen angelegt zum Besten verunglückter Berg- und Hüttenleute, Forstschulen blühten empor, Mineraliensammlungen und Modellkammern wurden eingerichtet und keine Kosten gescheut, wenn es galt, nützliche Maschinen einzurichten, vortheilhafte Kunstbaue anzulegen und den Flor des Gebirges immer mehr zu steigern.

Die Bergwerke zu Andreasberg enthalten des Schönen, Kostbaren und Bemerkenswerthen sehr viel und die Reichthümer, die in den beiden Hochöfen der Silberhütte, welche südlich von der Stadt liegt und sich in neueren Zeiten sehr zu ihrem Vortheile umgewandelt hat, bereits verschmolzen sind, lassen sich kaum berechnen. Vom Jahr 1565 bis 1570 wurden allein über 30,039 Mark Silbers daselbst gemacht und nur von den beiden Zechen St. Georg und Hilfe Gottes, die andern ungerechnet, fielen von Trinitatis 1561 bis Luciä 1583, mithin in 22 Jahren, 215,688 Thlr. Ausbeute. Auch wurden damals hier, außer vielen reichen, rothgüldigen und weißgüldigen Erzen, gediegenem und gewaschenem Silber, noch verschiedene andere recht bewunderungswürdige Arten von Erzen gewonnen. So traf einst der Steiger auf St. Georgszeche eine Druse an, in der sich ein fließendes Erz befand, welches weiß und wie Buttermilch aussah. Davon schöpfte man etwas heraus und that es in ein Glas. Als es nun in der Luft gestanden hatte, wurde es trocken, ganz einem weißen Thone ähnlich, und es fand sich beim Probiren, daß der Centner über 100 Mark Silber hielt. Aus dieser einzigen sogenannten Buttermilchsdruse erhielt man bedeutende Ausbeute.

Auf der Zeche Theuerdank wurde ein Erz gefunden, welches so mild war, daß es mit den Händen zerrieben und zusammengeballt werden konnte. In der Grube war es weiß, an der Luft wurde es blau und weich wie Thon. Die Bergleute, welche auf diesem Erz

arbeiteten, mußten vor dem Ausfahren Schuhe und Strümpfe abwaschen, weil der von den Erzen abgesonderte Schlamm, der daran hängen blieb, einen reichen Silbergehalt hatte. Ebenso wurde man auch gewahr, daß das trübe Wasser, welches von den Stollen ablief, Gras und Laub versilberte, weshalb vor den Stollen einige Vertiefungen gemacht wurden, wo sich das Trübe setzen mußte. Für eine einzige schöne Stufe dieses Erzes bot ein Juwelier aus Leipzig 500 Thlr. und man fand in derselben 62½ Mark Silber. — Eine besonders merkwürdige Stufe fand man in späteren Jahren, an der, auswendig herum, dicke, derbe, rothgüldige Knospen saßen, die aber inwendig aus lauter gediegenem Silber bestanden, welches wie verrostetes Eisen aussah und allein, ohne das rothgüldige und sonstige Erz, 80 Pfund wog. Die ganze Stufe war 99 Pfund schwer und wurde das gediegene Silber daran auf 1635 Thlr., die völlige Stufe hingegen auf 1672 Thlr. an Werth geschätzt. Sie wurde in die Kunstkammer nach Hannover geschickt. — Außerdem fand man, und findet man auch noch heute, Kreuzsteine, Kalkspathe, wegen ihrer schönen und mannichfaltigen Crystallisation sehr geschätzt, Kanonendrusen, Analzime, Ichthyophthalme, Datholithen, Anthrakonit, gediegenen Arsenik, Arseniksilber, braune und rothe Bergblende, Bleischweif, rothen Erdkobalt, Fahlerz, Flußspath, Haarkies, Kupfernickel, Magnetkies, Rothgüldigerz, gediegenes Silber, theils in Zacken und Blättern, theils als köstliches Rothgülden mit rubinfarbnen Knospen, Spiesglas, strahliges Grauspiesglanzerz, Zundererz von schwarzer Farbe u. s. w. Die Gebirgsart, in welcher diese Schätze gefunden werden, ist durchgängig ein bläulich schwarzer, feinkörniger Thonschiefer.

Nachdem wir Alles beschaut und uns Alles hatten erklären lassen, verließen wir befriedigt die unterirdische Welt und wandten uns zum freundlichen Lichte des Tages zurück.

Die Geschichte der Stadt selbst ist sehr dürftig und nur folgende Vorfälle sind vermögend, die Aufmerksamkeit zu fesseln, und den Leser zu unterhalten.

Eine der wichtigsten Rollen in der Geschichte Andreasbergs spielt eine Räuberbande.

Hanns Bartold und Hanns Unterberg, ein Predigerssohn aus Osterwiek, verübten mit ihrer Rotte viel Unfug auf dem Gebirge. Unterberg wurde zwar endlich in Clausthal gefangen genommen, nach Osterode gebracht und enthauptet, aber Hanns Bartold ließ sich durch das schreckliche Ende seines Gefährten nicht schrecken, verband sich mit einigen verwegenen Männern, Hackenberg und Pigge, um sich an dem braunschweigschen Erbmarschall von Oldershausen, den er tödtlich haßte, rächen zu können, nahm demselben 400 Schafe weg und setzte durch Brandbriefe die Bergstädte in Angst und Schrecken. Als er endlich im Jahr 1576 von seinen eigenen Spießgesellen erschossen und sein Bruder Andreas gefangen genommen und lebendig gerädert wurde, frohlockten die Bewohner des Harzes; allein die Bande hielt sich unter zwei Andreasbergern, dem Walzer Welcker und

Die drei Bergstädte

Andreasberg, Clausthal und Zellerfeld.

Glück auf! Glück auf! in der ewigen Nacht;
Glück auf! in dem furchtbaren Schlunde.
Wir klettern herab aus dem felsigten Schacht
Zum erzgeschwängerten Grunde.
Tief unter der Erde, von Grausen bedeckt,
Da hat uns das Schicksal das Ziel gesteckt.

Th. Körner.

Wenn ich mit meinen beiden Reisegefährten aus dem blumenreichen, lebenvollen Sommer mitten in den öden, einsamen Winter hinein versetzt worden wäre, hätten wir nicht mehr verwundert sein können, als da wir, vom Unterharze kommend, in den Oberharz einwanderten. Dort hatten wir uns in einem herrlichen Park zu befinden geglaubt und fröhlich waren wir über duftende Wiesen, unter schattigem Laubdache, welches ehrwürdige Eichen, schlanke Buchen, silberhäutige Birken, dunkle Rüstern und säuselnde Tannen in buntem Gemisch bilden, dahin gewandert, hatten uns erfreut an der stets wechselnden und reizenden Scenerie, wo bald eine freundliche Mühle und friedlich hinter Obstbäume versteckte Dörfer, bald ein romantisch an bebuschte Felsen hingelehntes Hüttenwerk, bald eine malerische Burgtrümmer das Auge ergötzt, wo jeder Berg eine entzückende Fernsicht gestattet, das schwellende Gras, in dem die aromatische Walderdbeere glüht, zum Niedersitzen einladet und Männer, Frauen und Kinder mit freundlichen, muntern Augen den Wanderer anblicken; — hier trug Alles einen nordischen Character. Durch

langweilige Tannen- und Fichtenwaldungen führte unser Weg auf erstorbenen Tannennadeln, auf falbem Moos oder Haidekraut, zwischen himmelhohen Bergen dahin, die in einförmiger und darum ermüdender Form zu beiden Seiten des Weges die riesigen Häupter erhoben; kein Ackerfeld, kein Fruchtbaum zeigte sich unsern spähenden Blicken und nur selten belebte sich die Gegend durch das Erscheinen eines rußigen Köhlers, der mit dem gewaltigen Schürbaume aus dem Gebüsch schritt, und dessen Anblick alle Räubergeschichten, die wir jemals gehört oder gelesen, in unserm Gedächtniß rege machte, oder durch einige Holzfäller, die, mit mächtigen Aexten bewaffnet, unsern Weg durchschnitten, und selbst die Gebäude, welche wir in dieser Wildniß antrafen, hatten wenig Einladendes, da die dürren Schindeln oder schwarzblauen Schieferplatten, mit denen sie gedeckt waren, und die verwitterten grauen Holzbekleidungen, allen ein überaus trauriges Ansehen verliehen. Endlich wurde es lebendiger um uns her. Bergleute mit blassen, ernsten Gesichtszügen schritten an uns vorüber, Holz- und Kohlensuhren begegneten uns, Hirten mit wohlgenährten, spiegelblanken Heerden kamen den Weg daher, denn wir befanden uns in der Nähe von

Andreasberg,

der zweiten hannöverschen Bergstadt, die, ihre besten Gebäude sammt dem Rathhause in eine Schlucht verbergend, mit ihren meist kleinen unansehnlichen Häusern eben nicht verlockend zu uns herüberblickte. — Oede und kahl ist die Bergfläche, auf der sie sich hinerstreckt, und ohne den frischen, grünen Wiesenteppich, welchen die Andreasberger dem rauhen Boden umher abgezwungen haben, würde man die Lage der Stadt traurig nennen müssen, so heiter uns auch fast aus jedem Hause, an welchem wir vorüberschritten, die Gesänge der Vögel und besonders das Schmettern der Canarier entgegentönte. — Es leben hier gegen 4000 Menschen in 400 Häusern, von denen der Bergbau wenigstens tausend beschäftigt. Der Ackerbau, der sich nur auf Kartoffeln, Hafer, Gerste und Sommerroggen beschränkt, ist wegen der Rauhheit des Klima's natürlich sehr dürftig, dagegen macht die Rindviehzucht einen bedeutenden Nahrungszweig aus. Viele beschäftigt hier auch der Handel mit Vögeln, das Stricken und Spitzenklöppeln.

Dem Reisenden, dem es um schöne Gegenden oder Denkmale der Vorzeit zu thun ist, hat übrigens Andreasberg nichts Befriedigendes darzubieten, aber der Bergmann und der Mineralog findet hier seine Rechnung, denn so reiche Silbererze, als hier gefunden werden, hat keine andere Gegend des Harzes aufzuweisen. Als wir uns daher im Rathskeller etwas restaurirt und dann den dicht über der Stadt gelegenen Glockenberg, welcher die beste Ansicht der Stadt und der Umgegend darbietet, bestiegen hatten, beschlossen wir, auf

einige Stunden von dem freundlichen Lichte des Tages zu scheiden, suchten und erhielten bei dem zeitigen Bergsecretair die nöthige Erlaubniß, die Gruben befahren zu dürfen, und bald waren wir in Bergleute umgewandelt, bald flammten die Grubenlichter in unsern Händen, und mit fröhlichem „Glück auf!“ fuhren wir ein in den tiefen, dunkeln Schacht, in die Zellen, in denen die Gnomen geheimnißvoll schaffen und weben.

Wir stiegen mit Grubenlichtern hinab in den schwarzen Schlund,
Der Führer selbst schwankt schüchtern vorbei an manchem Grund,
Und weist die sichern Stege und nennt und erklärt das Gestein,
Und führt auf verborgenem Wege uns tief in die ewige Nacht hinein!

Und wo der Weg sich weitet, und man sich sicher denkt,
Und langsam fürbaß schreitet, in Anschaun stumm versenkt,
Da wacht des Führers Spähen und schreit ein sorglich: Halt!
Und tausend Stimmen erstehen, und donnern dumpf nachäffend: Halt!

Aufschauert man und zittert und staunt tief unten an,
Behend vorangeklettert, den grubenkund'gen Mann.
„Herr! faßt ja fest die Leiter, am kleinen Finger das Licht,
Und schreitet muthig weiter, und stürzet in den Abgrund nicht!“ —

Uns graust der mächt'gen Schlünde, an denen wir jetzt stehn;
Wir prüfen die Leiter behende, eh' wir hinuntergehn.
„Ach, guter Führer, die Leiter die knattert, wie man sie betritt;
Da steig' ein Andrer weiter; wir wagen fürder keinen Schritt!“ —

„Ihr habt nichts zu befahren; der alte Valentin
Steigt schon seit sechzig Jahren darüber her und hin!“ —
Und wie wir den Alten schauen, da spornet uns die Schmach,
Da faßt uns ein Vertrauen, und muthig steigen wir ihm nach.

Und gehn fürbaß betrachtend im hohlen, hallenden Grab,
Bald hoch hinauf, bald schachtend hinunter, bald seitab.
Wo hohe Gewölb' uns halten, und keinen Pfad wir spähn,
Da schau'n wir schweigend den Alten schnell durch die Felsenritzen gehn.

So kommen wir in den Schlünden an eine Halle sehr.
Die Tiefen kann ergründen kein sterblich Auge mehr.
Wer mag den Anblick malen, wie unser schwirrend Licht
So wunderbar die Strahlen hier in der ew'gen Urnacht bricht!

Hier schreitet selber sachte der bergesalte Mann,
Und ruft: „Nehmt Euch in Achte!„ und streckt den Stab voran,
Und dann weist der Begleiter, daß wir es können schau'n,
Wie dort die Bergleut' sitzen und in die harten Felsen hau'n! —

Und es ward uns zu Muth, als senke sich die schwarze Decke auf uns nieder und aufathmend blickten wir empor. Schauriges Geräusch, Hämmern und Pochen schallte rings umher und Finsterniß, wie im Grabe, umfing uns, die wir uns wie willenlose Kinder führen ließen. — Und hier unten in den dunkeln Eingeweiden der Erde sitzt einsam der Bergmann beim schwachen Schimmer seines Grubenlichts und verrichtet für kärglichen Lohn mit emsigem Fleiße sein gefahrvolles Tagewerk. Doch von der frühesten Jugend auf daran gewöhnt, thut er mit Lust die grausige Arbeit und läßt sich nicht schrecken durch den gewaltsamen Tod der Gefährten, nicht durch den Hinblick auf ein sieches Leben, nicht durch den kurzen Athem und den schwindsüchtigen Husten vieler seiner ältern Genossen.

Der Bergbau theilt sich hier in den inwendigen und auswendigen Zug. Zum inwendigen Zuge gehören alle diejenigen Gruben, welche nordöstlich, zum auswendigen diejenigen, welche südöstlich von Andreasberg liegen. Die Gruben des inwendigen Zuges sind die wichtigsten und unter ihnen sind besonders bemerkenswerth: Catharina-Neufang, Samson, Abendröthe, Bergmannstrost und Gnade Gottes. Zu den Gruben des auswendigen Zuges gehören: Claus-Friedrich, Andreaskreuz und andere.

Wie lange die hiesigen Werke, und die Gruben des Oberharzes überhaupt, schon im Betrieb sind, ist ungewiß und herrschen darüber die verschiedenartigsten Ansichten. So viel ist übrigens ausgemacht, daß im Rammelsberge schon Jahrhunderte hindurch Bergbau betrieben wurde, ehe man in diesen Gegenden daran dachte, denn in keinem der Lehnbriefe und Urkunden über den Oberharz wird vor dem Jahr 1296 der Bergwerke erwähnt. Honemann (Alterth. des Harzes p. 35.) redet zwar ganz dreist von Gruben in früherer Zeit, allein sein Gewährsmann ist einzig und allein der Cantor von Bockenem, von dem Honemann selbst sagt: daß er nicht wisse, woher jener seine Nachrichten genommen habe. Im Jahr 1296 aber erhielten einige Privatpersonen Erlaubniß, hier nach Erz forschen zu dürfen und es ist wahrscheinlich, daß sich der Bergbau vom Rammelsberge aus immer weiter in den Oberharz hineinzog. Schon wurde es lebendig in den Bergen, schon bildete sich hier und da ein Bergörtlein nach dem andern, da brach eine furchtbare Pest herein, die gar gräßlich wüthete und ihre Opfer in solcher Schnelligkeit hinwegraffte, daß die Arbeiter in der Frühe des Morgens frisch und gesund hinabstiegen in die Tiefen der Erde, aber nimmer wieder herauskamen, sondern von der Seuche ergriffen, haufenweise niedersanken. Die Gruben, welche kaum erst recht in Gang gekommen waren, wurden nun liegen gelassen und erst lange nachher wieder aufgenommen, wobei man ganze Haufen von Menschengebeinen auffand. Im Jahr 1500 fing man an, die Eisengruben bei Grund zu betreiben, und einige zwanzig Jahre später wird von Andreasberg gesprochen.

Von Joachimsthal kamen nämlich im Jahr 1520 Bergleute nach dem Oberharz und zwar anfänglich in die Grafschaft Hohnstein, welche die damals regierenden Grafen Heinrich und Hans Ernst,

Gebrüder, Herren zu Lohra und Clettenberg, von den Herzögen zu Grubenhagen als ein Lehn inne hatten. Die beiden Grafen hatten in ihrer, über die Grafschaft Clettenberg herausgegebenen Bergfreiheit oder Bergordnung gestattet, daß ein Jeder Erze suchen und Bergwerke anlegen könne, wo er nur wolle, und dadurch wurde eine ungeheure Menge von Bergleuten herbeigelockt. Sie begannen in der Gegend, wo jetzt die Bergstadt Andreasberg steht, nach Erz zu schürfen. Die erste Zeche, welche sie fündig machten, wurde St. Andreaskreuz genannt, weil die Schürfer daselbst zwei über einander setzende Gänge antrafen, wovon es nach der uralten bergmännischen Redensart heißt: die Gänge machen ein Andreaskreuz, d. h. kreuzen sich, oder schneiden sich, von welchem Umstande noch jetzt geglaubt und oft auch durch die Erfahrung bestätigt wird, daß alsdann in der Gegend des Durchschnitts edle Anbrüche zu gewinnen sind. — Weil nun in der Gegend, wo jetzt der Markt ist, einige Quellen waren, so fing man an, sich dabei anzubauen. Von der zuerst aufgenommenen Zeche Andreaskreuz erhielt die entstehende Bergstadt den Namen Andreasberg. (cf. von Rohrs Denkw. des Oberharzes p. 260. Honemanns Alterthümer.) Besonders nahm die Stadt in den Jahren 1535 — 37 zu, in welcher Zeit zu Andreasberg überall eingeschlagen wurde, so daß einer vor dem andern oft keinen Raum hatte und viele Gewerke mit einander in Streit geriethen. Da die Ausbeute der Bergwerke sehr bedeutend war, so wurde an die Stelle der im Jahre 1537 errichteten hölzernen Kirche bereits im J. 1568 eine ganz neue von Steinen erbaut und mit Schiefern gedeckt und da die Grafen auch Alles thaten, was das Gedeihen der Bergwerke befördern konnte, so standen dieselben in dieser Gegend gar bald in der herrlichsten Blüthe.

Zu gleicher Zeit war man auch auf andern Punkten des Oberharzes ungemein thätig. Der leidenschaftliche Herzog Heinrich von Wolfenbüttel war, sammt seinem Sohne Julius, des Bergbaues selbst sehr kundig, und scheute weder Mühe noch Kosten, den Bergbau auf seinem Gebiete emporzubringen, fuhr, wie Rothmeier in seiner Chronik (P. III. Cap. 62. pag. 1008.) erzählt, selbst in die Bergwerke ein und feuerte mit Wort und That die Bergleute zum Fleiß und Eifer in ihrem beschwerlichen Geschäft an. Aus der Zeit, wo die Pest den Harz entvölkert hatte, sah man noch viele Pingen und Halden und an allen diesen Orten wurde von Neuem eingeschlagen und die alten Zechen wieder aufgenommen. Eben so eifrig betrieben die Magdeburger Gewerke den Bergbau und wirkten im Jahre 1532 beim Herzoge eine Bergfreiheit aus, in welcher den Bergleuten freie Wohnung, Sicherung vor jeder Gewaltthätigkeit, freie Wochenmärkte, freies Backen, Brauen und Schlachten ohne irgend eine Abgabe, zinsfreies Bauholz, so viel zu dem Grubenbau erforderlich sei, versprochen, und die Erlaubniß gegeben wurde, bauen zu dürfen, wo ein Jeder Lust habe. Diese Urkunde, in welcher sich der Herzog nur den Vorkauf der Metalle vorbehielt und die Hoffnung aussprach, daß er in Zeiten der Noth kräftige Unterstützung

von den Harzern erwarte, wurde kaum bekannt, als aus den fernsten Gegenden Deutschlands erfahrene Bergleute herbeikamen, die das gefährliche Handwerk mit Lust trieben und eine Grube nach der andern eröffneten. Zu Andreasberg, welches sich vor allen andern Orten auszeichnete, waren damals über hundert Gruben im Gange. So reiche Schätze aber auch aus dem Schooße der Erde an das Licht gefördert wurden, dennoch wuchs die Begier mit dem Gewinn und die Bergleute wurden streng untersucht, sobald sie die Gruben verließen und hart wurden sie bestraft, wenn das Geringste bei ihnen gefunden wurde.

Ein alter Steiger zu Andreasberg, erzählt die Sage, hatte einst mehrere überaus reiche Erzstufen bei Seite gelegt, denn er fürchtete, der Bau möchte schlechter und ärmer werden, der Landesherr die Lust zum Fortbau verlieren und die vielen Bergleute in Noth und Elend gerathen, und hoffte mit diesem zurückgelegten Silber das Fehlende zu ersetzen und immer gleichen Gewinn hervorzubringen. Allein einige seiner Feinde und besonders ein gewisser Veit Bauer, den die Bergleute, sowohl seiner Strenge als seines häßlichen Aeußern wegen nur den Scheußlichen nannten, hatten es bemerkt, konnten und wollten nicht glauben, daß der Steiger aus der besten Absicht von der Welt das Silber zurückgelegt habe und klagten ihn an. Das Gericht verurtheilte ihn zum Tode. Der Unglückliche betheuerte umsonst seine Unschuld, — er wurde ergriffen und auf den Richtplatz geführt. — Als er nun niederkniete, um den tödtlichen Streich zu empfangen, da erhob er noch einmal das bleiche Antlitz und sprach zu den umherstehenden Bergleuten: so gewiß bin ich unschuldig, als mein Blut sich in Milch vewandeln und der Bau der Gruben aufhören wird. Wann in dem gräflichen Hause, dem diese beiden Bergwerke zugehören, ein Sohn geboren wird, mit Glasaugen und Rehfüßen, und er bleibt am Leben, so wird der Bau wieder beginnen, stirbt er aber nach seiner Geburt, so bleiben sie auf ewig verschüttet. — Als er diese Worte gesprochen, erhob der Scharfrichter das breite Richtschwert und das Haupt des Steigers flog in den Sand. Statt des Blutes aber sprangen zwei Milchströme, weiß wie der Schnee des Gebirges, aus dem Rumpfe in die Höhe und ein Schrei des Entsetzens ertönte unter den Versammelten, denn die Unschuld des Steigers war nun erwiesen und Flüche und Drohungen wurden laut gegen die Richter, deren Ungerechtigkeit den Rechtschaffenen getödtet und ihn zu Verfluchung der Bergwerke gereizt habe. Als nun aber wirklich die beiden reichsten Andreasberger Gruben, der große Johann und der goldene Altar, eingingen, erreichte die Unzufriedenheit den höchsten Grad. Es ward zwar nicht lange nachher ein junger Graf mit Glasaugen und Rehfüßen geboren, aber er starb gleich nach der Geburt und die schönen Silbergruben sind nie wieder aufgethan und verschüttet geblieben bis auf den heutigen Tag.

So wurde jede Veruntreuung, jedes Versehen, hart bestraft und selbst der Herzog hatte keine Nachsicht und züchtigte mit eigener

Hand den Schuldigen, wenn er, wie es oft geschah, die Gruben befuhr. Einst war er in der Grube Neufang und da der Berghauptmann Jakob Reinhard ein Versehen begangen hatte, zog der Herzog das Schwert und hätte ihn erstochen, wenn sich nicht des Herzogs Kammerjunker, Ostwald Todtenbach, dazwischen geworfen und dem Berghauptmanne Gelegenheit zur Flucht gegeben hätte.

Des Herzogs Kriegsunglück und seine Flucht nach Baiern wirkten später nachtheilig auf die Bergwerke ein. Die Bürger von Goslar, welche schon lange mit eifersüchtigen, neidischen Blicken zugesehen hatten, wie sich die Bergstädte erhoben, benutzten den Augenblick, wo der Schützer derselben fern war, verbrannten Kirchen und Gebäude, die nicht im Schutze der Ringmauern lagen, ergriffen die herzoglichen Beamten, schleppten sie zu den Schmelzhütten und warfen sie in die glühenden Oefen. Alle Gräuel verübten sie mit thierischer Lust und wütheten so lange, bis Jünglinge, Männer und Greise von Zellerfeld, Grund und Gittelde sich erhoben und die Unmenschen aus den Bergen hinaustrieben. Nicht lange nachher kehrte auch der Herzog in sein Land zurück, eilte, sobald es seine Geschäfte erlaubten, nach dem Harze und brachte schnell Alles wieder in den frühern Stand.

In der Gegend, wo jetzt Clausthal seine zahlreichen Gebäude ausbreitet, da, wo früher die Hütte eines Eremiten, später ein zum benachbarten Kloster Zelle gehöriges Kirchlein stand, trieb zu derselben Zeit Herzog Ernst II. von Grubenhagen den Bergbau, beschenkte Clausthal mit seiner ersten Bergfreiheit und eiferte Herzog Heinrichen in jeder Beziehung nach. Dieser starb im Jahr 1568, doch hatte sein Tod durchaus keinen nachtheiligen Einfluß auf das Bergwesen, da sein Sohn Julius dasselbe mit gleichem Eifer, aber mit noch größerer Besonnenheit als der Vater betrieb, selbst manche bedeutende Verbesserung und Erfindung, — wie z. B. die der nassen Puchwerke, — machte und die Salzquellen bei der alten Harzburg untersuchen und ein Salzwerk erbauen ließ, das noch heute nach ihm „Juliushall" genannt wird und im Stande ist, den ganzen Harz mit Salz zu versorgen. Bis zum Jahr 1577 brachten ihm die Bergleute ungeheure Schätze zu Tage, allein eine Pest, die abermals verheerend das Gebirge durchzog, endete plötzlich diese Glanzperiode, schlachtete eine ungeheure Menschenmenge, daß die Mehrzahl der Häuser leer stand, hemmte den Verkehr und gab zu den größten Unordnungen Veranlassung, indem die Bergknappen unthätig umherschweiften, in die verödeten Wohnungen eindrangen, dieselben beraubten und die Bergbeamten, welche sich solchem Unfug widersetzten, tödteten oder wenigstens verjagten. (cf. Honemanns Alterth. des Harzes II. p. 153.) In dieser bösen Zeit hatte Andreasberg besonders viel zu leiden und Jahre vergingen, ehe es sich wieder erholen und nur einigermaßen den frühern Standpunkt einnehmen konnte.

Als im Jahr 1593 die Grafen von Hohenstein ausstarben, fiel Andreasberg sammt dem Flecken Lauterberg und dem Schloß und

Amt Scharzfels als ein voralterliches Lehen an Herzog Wolfgang von Grubenhagen. Er that ebenfalls viel für die Bergwerke, so daß, als er am 14. März 1595 zu Herzberg starb, sein Ableben allgemein bedauert wurde und die Bewohner des Harzes folgende Verse auf ihn sangen.

Wie traurig steht der Tannenbaum,
Wie heulen und weinen alle Bäum'.
Wie hängt der Bergmann seinen Kopf,
Geht traurig fort, der arme Tropf!
Den Köhlern ist entfallen der Muth,
Der Holzhauer auch traurig thut.

Der Glaser Gesang hat sich gelegt,
Die Hirten all' sind hochbewegt,
Die Hütten trauern und sind fast still,
Die Schneidmühl' auch nichts schaffen will.

Von wegen daß ihm dieser Herr
Abgangen ist, und ihn nicht mehr
Zum Schutz und ein Regierer han,
Des trauert jetzt ein Jedermann!

Dem Herzog Wolfgang folgte sein Bruder Philipp, da derselbe aber seinen Bruder nur um ein Jahr überlebte, so bemächtigte sich Herzog Julius des ganzen Harzes und gab erst im Jahr 1616, auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers, die Grubenhagenschen Landestheile an die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, und Christian von Celle wurde nun der Besitzer.

Der dreißigjährige Krieg führte eine traurige Zeit für die Bergleute herbei, da die Gewerke im flachen Lande, in deren Händen sich die meisten Gruben befanden, verarmten und Pest und theure Zeit, die schrecklichen Gefährtinnen des Krieges, die Bewohner des Harzgebirges auf das Aeußerste brachten. Das Elend erreichte aber den höchsten Grad, als Tilly mit seinen wilden Schaaren über das Gebirge zog, allenthalben die größten Gräuel verübte, in Grund, Zellerfeld, Wildemann und Lautenthal plünderte und Clausthal brandschatzte, was sich später mehrere Male wiederholte. — Da das Bergwesen in dieser Schreckenszeit ganz gesunken war, hob man das Bergamt zu Andreasberg auf und die Gruben wurden nur durch den Eifer und die Anstrengung des damaligen Oberbergmeisters Georg Illing vor gänzlichem Verfall gesichert.

Im Jahr 1635 starb Herzog Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel und durch den Vergleich zu Meinersen erhielten die Herzöge aus der dannenbergischen Linie, August der Jüngere und Julius Ernst, das Fürstenthum Wolfenbüttel, — die Herzöge aus der cellischen Linie, August der Aeltere, Friedrich und Georg, Göttingen und Calen-

berg, — und die Herzöge aus der haarburgischen Linie, Wilhelm und Otto, Hoym, Diepholz, Regenstein, Blankenburg und Hohenstein. Zugleich wurde festgesetzt, daß die Städte und Bergwerke Zellerfeld, Wildemann, Lautenthal, Grund, Juliushall, Gittelde u. s. w. allen drei Linien angehören und abwechselnd ein Jahr von der cellischen und ein Jahr von der wolfenbüttelschen Linie regiert werden sollten. Diesen unter der Hoheit der drei Linien stehenden District nannte man die Communion, und daher entstand die Eintheilung in den einseitigen und Communionharz. Als im Jahr 1642 die haarburg'sche Linie ausstarb, erhielt Braunschweig-Lüneburg 4/7, Braunschweig Wolfenbüttel 3/7 der Einkünfte der Communion. Im Jahr 1788 trat Braunschweig-Wolfenbüttel seine Dreisiebentel an Hannover, welches dadurch den ganzen Oberharz sammt den sieben Bergstädten bekam, ab, erhielt aber dagegen die Saline Juliushall und 7000 Morgen Waldung als wirkliches Eigenthum.

Im siebenjährigen Kriege mußte der Oberharz abermals Vieles erdulden und die Gewerkschaften allein über 30,000 Thlr. Kriegssteuern erlegen; später aber wurden die Wunden geheilt und die trefflichsten Einrichtungen getroffen, das Wohl der Bergleute und des Hüttenwesens zu befördern. Es wurden Cassen und Büchsen angelegt zum Besten verunglückter Berg- und Hüttenleute, Forstschulen blühten empor, Mineraliensammlungen und Modellkammern wurden eingerichtet und keine Kosten gescheut, wenn es galt, nützliche Maschinen einzurichten, vortheilhafte Kunstbaue anzulegen und den Flor des Gebirges immer mehr zu steigern.

Die Bergwerke zu Andreasberg enthalten des Schönen, Kostbaren und Bemerkenswerthen sehr viel und die Reichthümer, die in den beiden Hochöfen der Silberhütte, welche südlich von der Stadt liegt und sich in neueren Zeiten sehr zu ihrem Vortheile umgewandelt hat, bereits verschmolzen sind, lassen sich kaum berechnen. Vom Jahr 1565 bis 1570 wurden allein über 30,039 Mark Silbers daselbst gemacht und nur von den beiden Zechen St. Georg und Hilfe Gottes, die andern ungerechnet, fielen von Trinitatis 1561 bis Luciä 1583, mithin in 22 Jahren, 215,688 Thlr. Ausbeute. Auch wurden damals hier, außer vielen reichen, rothgüldigen und weißgüldigen Erzen, gediegenem und gewaschenem Silber, noch verschiedene andere recht bewunderungswürdige Arten von Erzen gewonnen. So traf einst der Steiger auf St. Georgszeche eine Druse an, in der sich ein fließendes Erz befand, welches weiß und wie Buttermilch aussah. Davon schöpfte man etwas heraus und that es in ein Glas. Als es nun in der Luft gestanden hatte, wurde es trocken, ganz einem weißen Thone ähnlich, und es fand sich beim Probiren, daß der Centner über 100 Mark Silber hielt. Aus dieser einzigen sogenannten Buttermilchsdruse erhielt man bedeutende Ausbeute.

Auf der Zeche Theuerdank wurde ein Erz gefunden, welches so mild war, daß es mit den Händen zerrieben und zusammengeballt werden konnte. In der Grube war es weiß, an der Luft wurde es blau und weich wie Thon. Die Bergleute, welche auf diesem Erz

arbeiteten, mußten vor dem Ausfahren Schuhe und Strümpfe abwaschen, weil der von den Erzen abgesonderte Schlamm, der daran hängen blieb, einen reichen Silbergehalt hatte. Ebenso wurde man auch gewahr, daß das trübe Wasser, welches von den Stollen ablief, Gras und Laub versilberte, weshalb vor den Stollen einige Vertiefungen gemacht wurden, wo sich das Trübe setzen mußte. Für eine einzige schöne Stufe dieses Erzes bot ein Juwelier aus Leipzig 500 Thlr. und man fand in derselben 62½ Mark Silber. — Eine besonders merkwürdige Stufe fand man in späteren Jahren, an der, auswendig herum, dicke, derbe, rothgüldige Knospen saßen, die aber inwendig aus lauter gediegenem Silber bestanden, welches wie verrostetes Eisen aussah und allein, ohne das rothgüldige und sonstige Erz, 80 Pfund wog. Die ganze Stufe war 99 Pfund schwer und wurde das gediegene Silber daran auf 1635 Thlr., die völlige Stufe hingegen auf 1672 Thlr. an Werth geschätzt. Sie wurde in die Kunstkammer nach Hannover geschickt. — Außerdem fand man, und findet man auch noch heute, Kreuzsteine, Kalkspathe, wegen ihrer schönen und mannichfaltigen Crystallisation sehr geschätzt, Kanonendrusen, Analzime, Ichthyophthalme, Datholithen, Anthrakonit, gediegenen Arsenik, Arseniksilber, braune und rothe Bergblende, Bleischweif, rothen Erdkobalt, Fahlerz, Flußspath, Haarkies, Kupfernickel, Magnetkies, Rothgüldigerz, gediegenes Silber, theils in Zacken und Blättern, theils als köstliches Rothgülden mit rubinfarbnen Knospen, Spiesglas, strahliges Grauspiesglanzerz, Zundererz von schwarzer Farbe u. s. w. Die Gebirgsart, in welcher diese Schätze gefunden werden, ist durchgängig ein bläulich schwarzer, feinkörniger Thonschiefer.

Nachdem wir Alles beschaut und uns Alles hatten erklären lassen, verließen wir befriedigt die unterirdische Welt und wandten uns zum freundlichen Lichte des Tages zurück.

Die Geschichte der Stadt selbst ist sehr dürftig und nur folgende Vorfälle sind vermögend, die Aufmerksamkeit zu fesseln, und den Leser zu unterhalten.

Eine der wichtigsten Rollen in der Geschichte Andreasbergs spielt eine Räuberbande.

Hanns Bartold und Hanns Unterberg, ein Predigerssohn aus Osterwiek, verübten mit ihrer Rotte viel Unfug auf dem Gebirge. Unterberg wurde zwar endlich in Clausthal gefangen genommen, nach Osterode gebracht und enthauptet, aber Hanns Bartold ließ sich durch das schreckliche Ende seines Gefährten nicht schrecken, verband sich mit einigen verwegenen Männern, Hackenberg und Pigge, um sich an dem braunschweigschen Erbmarschall von Oldershausen, den er tödtlich haßte, rächen zu können, nahm demselben 400 Schafe weg und setzte durch Brandbriefe die Bergstädte in Angst und Schrecken. Als er endlich im Jahr 1576 von seinen eigenen Spießgesellen erschossen und sein Bruder Andreas gefangen genommen und lebendig gerädert wurde, frohlockten die Bewohner des Harzes; allein die Bande hielt sich unter zwei Andreasbergern, dem Balzer Welcker und

Hermann Scheffer. Diese wurden so frech, daß sie dem gelehrten Edelmanne, Achaz von Veltheim, förmliche Fehde ankündigten und drohten, ihn und seine Unterthanen mit Schwefel, Pech, Feuer und Brand anzugreifen, denen, die sich nicht mit Geld lösen könnten, Hände und Füße abzuhauen, auch keines Menschen oder Viehes zu schonen. Der von Veltheim war in nicht geringe Angst versetzt und klagte deshalb bei dem kaiserlichen Kammergerichte zu Speier, welches auch, durch überall angeheftete Bogen, die Räuber auf einen bestimmten Tag vor sich forderte. Schon nach einigen Tagen aber waren diese Vorladungen abgerissen und Niemand wußte, wohin sie gekommen.

Da sich die Weiber der beiden Anführer, Welcker und Scheffer, zu Andreasberg befanden, so lauerte man ganz ins Geheim im Walde und an allen Wegen, welche nach der Stadt führten, ob nicht die Männer unter dem Schleier der Nacht kämen, ihre Weiber und Kinder zu sehen; doch so sehr man sich auch bemühte, der Feinde habhaft zu werden, — Niemand erschien. Gleichwohl aber waren die Räuber von diesen heimlichen Nachstellungen unterrichtet und darüber ungemein erbittert, denn man fand eines Morgens an dem Rathhause zu Andreasberg einen Zettel angeheftet, der Folgendes enthielt:

> Ihr günstigen, weisen Herren von Andreasberg! Es nimmt mich Wunder, daß Ihr mich bei Nacht und Nebel im Harz sucht. Könnt Ihr die Nacht nicht schlafen? Ich hätte das nicht zu Euch verhofft, daß Ihr mich aus dem Schlaf jagen solltet. Ich bin derer von Veltheim öffentlicher Feind, und Euer Feind nicht. Dasmal soll Euch vergeben sein, aber thut's nicht mehr.
>
> Balzer Welcker.

Man ließ sich aber durch seine Worte nicht einschläfern und Jedermann war auf seiner Hut.

Als der Termin, zu welchem sie vor das kaiserliche Gericht geladen waren, verlaufen war und Niemand sich gestellt hatte, wurden sie abermals, bei Vermeidung unfehlbarer Achtserklärung, vorbeschieden.

Da in dieser letzten Vorladung gesagt war, die Räuber seien, außer den Veltheimen, auch dem Berghauptmann, Asmus Helder, feind, welches jedoch nicht der Fall war, so schrieben die Räuber einen trotzigen Brief an den Berghauptmann, worin sie ihn der Verleumdung anklagten, da sie nie etwas feindseliges gegen ihn unternommen und verlangten: daß er bei dem kaiserlichen Gerichte diese Lüge widerrufen solle.

Asmus Helder, der Berghauptmann, war eben im Begriff, mit den Seinigen nach Sundhausen, einem Dorfe zwischen Sondershausen und Nordhausen, und von letzterm nur eine Stunde entfernt, zu reisen, denn er hatte in demselben ein adeliges Gut gekauft. Er sagte daher zu der Ehefrau des Hermann Scheffer, welche den Droh-

brief überbracht hatte: daß er mit ihrem Manne und den Seinigen nie im Bösen etwas zu schaffen gehabt und daß er an dem Ausdrucke im kaiserlichen Schreiben ganz unschuldig sei, und schickte die Frau, unter weitern gütigen Zureden, wieder nach Hause.

Denselben Nachmittag trat Helder seine Reise nach Sundhausen an und fuhr mit seiner Frau und zwei Söhnen auf einem Wagen den Weg nach Lauterberg hin. Obwohl er gewarnt war, sich vor der Rotte in Acht zu nehmen, hatte er dennoch keine Begleitung bei sich, weil er hoffte, daß die Räuber von seiner Abreise nicht unterrichtet sein möchten. Kaum war er aber bis ins Koboldsthal gekommen, so stürzten Balzer Welcker und Hermann Scheffer mit ihren Genossen, die schon lange im Gebüsch auf ihn gelauert hatten, hervor, hielten den Wagen an, schlugen den Berghauptmann, seine Frau und seine Kinder fast todt und raubten alle Sachen, die sich auf dem Wagen vorfanden, als: Gürtel, Schwerter, Büchsen und Taschen, Kleinodien, Geld u. s. w. Der älteste Sohn Helders, Siegmund, wagte es, sich zur Wehr zu stellen und kämpfte, wie ein gereizter Löwe, aber ein Schuß eines der Raubgesellen streckte ihn todt zu Boden, während Andere den über den Fall seines Sohnes jammernden Vater fortschleppten, drohten, ihn, seine Frau und seinen zweiten Sohn auch umzubringen, und ihn nicht eher losließen, bis er versprach, den Feinden binnen zwei Tagen noch hundert Goldgülden zu entrichten.

Betäubt und mit zerrissenem Herzen setzte der Berghauptmann mit den Seinigen seinen Weg nach Lauterberg fort, woselbst er den Leichnam seines Sohnes, welchen er mit sich genommen, unter allgemeiner Theilnahme zur Erde bestattete.

Balzer Welcker aber ließ sich öffentlich verlauten: „Daß er mit dem Berghauptmann nur gekurzweilet, um seiner Sachen einen Anfang zu geben; es wären aber noch Etzliche auf Andreasberg vorhanden, deren er mächtig zu werden hoffte und mit welchen er alsdann einen andern Ernst brauchen wolle;“ wodurch Alles in Furcht gerieth, weil Keiner wissen konnte, ob er nicht unter die „Etzlichen“ gehörte.

Der Berghauptmann Helder sowohl als der Magistrat zu Andreasberg berichteten Alles an den Grafen Volkmar von Hohnstein und baten um schleunige Hülfe und um Ergreifung kräftiger Maßregeln; aber der dringendsten Vorstellungen ungeachtet, geschah dennoch nichts. Helder blieb deshalb in Sundhausen und kehrte nie wieder nach Andreasberg zurück, die Räuber aber unterhandelten förmlich mit der Regierung und es ist höchst wahrscheinlich, daß sie ungestraft geblieben sind, da sich keine weitern Nachrichten über diese Angelegenheiten finden.

Die Justiz auf den Bergstädten scheint überhaupt sehr schwach gehandhabt worden zu sein, denn schon wenige Jahre später entstanden gefährliche Unruhen und Anfeindungen in Andreasberg, welche der Substitut des Predigers Funck erregte und die gleich Anfangs mit etwas mehr Energie leicht hätten unterdrückt werden können.

Schon der Prediger Funck hatte sich durch einige in seiner Predigt vorkommende Worte einen mächtigen Feind zugezogen. Funck war nämlich, trotz seines Alters, immer noch sehr feurig und seine Worte ergriffen die Zuhörer so gewaltig, daß sie auch die verstocktesten Gemüther erschütterten. Am dritten Osterfeiertage des J. 1588 nahm er Gelegenheit, in der Predigt zu erwähnen: „daß der Satan anjetzt die Leute zu allerhand Sünden antreibe und sie durch seine Lügen und Werkzeuge, die Crystallengucker, zu verbittern und einander zu hetzen suchte.“ Ein damaliger Rathsverwandter, Namens Michael Prössel, deutete solches auf sich und schickte nach geendigter Predigt, als der Pfarrer Funck eben beim Mittagsessen am Tisch saß, durch seine Magd einen polnischen Groschen, welchen diese mit den Worten auf den Tisch warf, daß solcher das Trinkgeld dafür sei, daß der Herr Pfarrer ihn, den Prössel, in der Kirche vor Jedermann so trefflich ausgeschrieen hätte. — Funck lachte, aber der erzürnte Prössel bot Alles auf, den alten Mann zu stürzen, was oft zu den ärgerlichsten Auftritten Veranlassung gab, da die ganze Stadt theils für Funck theils für Prössel Partei nahm. Endlich wurde Funk in seinem sechzigsten Jahre in den Ruhestand versetzt und erhielt einen gewissen Johann Beustershausen zum Substituten. Bei der Einführung des neuen Predigers wurde festgesetzt, daß der alte Funck wöchentlich drei Gulden, Beustershausen aber zwei Gulden haben sollte, was Letzterer auch wohl zufrieden war. Kaum aber hatte er seine Stelle einige Zeit verwaltet, so beschwerte er sich über seine geringe Besoldung und verlangte mehr. Man machte ihn darauf aufmerksam, daß er ja nur für die Besoldung, die ihm verabreicht würde, angenommen sei, er müsse daher Geduld haben, bis der alte Funck stürbe, worauf er sogleich den ganzen Gehalt bekommen solle; aber obgleich man ihm freundlich geantwortet, ihm auch noch 25 Malter Brennholz, die Benutzung zweier Wiesen und einen Krautgarten bewilligte, klagte er doch bei dem geistlichen Obergericht zu Osterode und es entspann sich nun ein sehr gehässiger Streit zwischen ihm nnd dem Rathe. Beusterhausen suchte das Volk für sich zu gewinnen und erzählte der Gemeinde von der Kanzel herab die Streitsache nach seiner Weise, wobei er die Worte gebrauchte: „daß einige vom Rath, die so viel nütze wären, als wenn man einen Klotz hinsetzte, ihn gerne vertreiben wollten und zu solchem Ende einen großen Packen Lügen, welche einer, der ihm nicht weit wohnte, zusammengeschrieben, nach Osterode abgeführt hätten.“ — Da er, seiner Amtspflicht zuwider, auf der Kanzel persönlich geworden war, auch auf öffentlichen Biergelagen zechte und sich oft unanständig und ärgerlich aufführte, zeigte dies der Rath an und Beusterhausen bekam einen derben Verweis. Er kehrte sich aber so wenig daran, daß er nicht lange nachher abermals auf der Kanzel anzügliche Reden wider den Rath vorbrachte und sogar, da er erfahren hatte, daß etliche von den Rathsverwandten zur Beichte gehen wollten, an den Rath schrieb: daß er sie noch nicht zulassen könnte und sie sich überhaupt des Beichtstuhls und des heiligen Abendmahls so lange enthalten möch-

ten, bis sie sich mit ihm berechnet, ihm seinen sauer verdienten Lohn gegeben und alles das, worüber er sich bereits beschwert, abgestellt hätten. — Diese Art einer Selbstrache machte denn doch Aufsehen und da er sich bei der einfallenden Pestzeit ausdrücklich weigerte, zu den Kranken zu gehen, so wurde er endlich, nachdem man sich überzeugt hatte, daß alle Warnungen vergeblich seien, abgesetzt.

Nun ging Beusterhausen von Haus zu Haus und hetzte die Einwohner auf, was ihm auch, mit Hülfe eines Bürgers, Namens Peter Schmidt, so gut gelang, daß der Rath überall die fürchterlichsten Drohungen hörte und der Prediger von Lauterberg, der Beustershausens Dienst versehen mußte, mehrere Male unglimpflich behandelt wurde. An einem Sonntage fand er sogar einen großen Prügel auf dem Altare und als an demselben Tage der Richter Thomas Kirchberger in seinen Kirchenstand trat, erschrak er nicht wenig, darin eine mit Lumpen bedeckte Gestalt anzutreffen, welche ihm Beustershausens Anhänger zum Possen hineingesetzt hatten. Da die Unruhen immer bedenklicher wurden und sich die Bürger an den Herzog Christian von Celle mit der Bitte wandten, doch den Beustershausen wider einzusetzen, so ließ man es, um ein Blutbad zu verhüten, mit dem Vermahnen geschehen: daß die Bürgerschaft der Obrigkeit gehorchen, der Prediger Beustershausen aber sich aller fernern Streitigkeiten enthalten solle.

Weiter ist aus den Annalen der Stadt nichts Merkwürdiges zu berichten, nur dürfte noch der Erwähnung werth sein, daß die Stadt sehr oft das Unglück hatte, von Feuersbrünsten heimgesucht zu werden. Ein Blitzstrahl, der im J. 1796 zündete, zerstörte fast die ganze Stadt und raubte Tausenden Obdach und Vermögen.

Der Morgen leuchtete anmuthsvoll durch die von Nachtthau erfrischte Landschaft, als wir am andern Tage Andreasberg verließen. Um die Bergstirnen schwammen blaßgoldene Schleier halbdurchsichtiger Wölkchen. Jede Blume, jeder Halm trug seinen Thautropfen, wie einen Diamant, und wie die Sonne höher stieg, trat Leben in die todten Nebel, die in den Tiefen der Thäler ruhten. Gleich duftigen, zartgewebten Vorhängen, welche von einer unsichtbaren Hand regiert werden, zogen sich die weißen Nebelmassen an den Thalwänden hinauf und lösten sich, so wie sie am Rande der Felsen angekommen, in den Strahlen der steigenden Sonne unmerklich verdunstend auf. Von den lichtgrünen Wiesen wehte der Waldkräuter würziger Duft und auf den thaublitzenden Matten stand das Wild und äsete friedlich. Der Weg zog sich in ein zusammengedrücktes, von hohen Bergen verdunkeltes Thal, welches sich in zwei andere Thäler spaltete und aus jedem rauschte uns ein Bach entgegen, der eine „die Sieber" der andere „die Steinrenne" geheißen, und beide strömten murmelnd und flüsternd zusammen und flossen vereinigt weiter. Zwischen steilen, düstern Bergen liegt hier

die Steinrenner Hütte,

eine im J. 1788 angelegte hannöversche Eisenhütte, welche nur aus

einem Hohenofen besteht und auf welcher daher auch nur Roheisen producirt wird. In der Gegend umher liegen auch die vorzüglichsten Eisensteinsgruben, welche für die Steinrenner- und Königshütte betrieben werden, als: die Michaelszeche, Neues Glück, obere Steinrenne, mittlere Steinrenne u. s. w. Einen possirlichen Anblick gewähren die hiesigen Grubenarbeiter, denn von dem feinen, ockerigen Rotheisenstein sind alle Kleider und Gesichter hochroth gefärbt und man wird durch die grellgeschminkten Wangen unwillkührlich an die Hauptperson der Straßenkomödie erinnert. — Bei dieser Steinrenner Hütte führt der eigentliche Weg nach Clausthal links ab, wir beschlossen aber den Pfad einzuschlagen, der einige Stunden lang an der Wand des Rehberges hinläuft und sich dessen zufälligen Biegungen anschmiegt. Links rauscht der zwischen behauenen Granitblöcken eingeengte

Rehbergergraben.

Gerade über demselben ragen die wilden Gebirgsmassen des Rehberges empor, während sich rechts das Gebirge jäh hinabstürzt und ein Thal bildet, dessen dunkle Waldesnacht der Blick des Wanderers kaum zu ergründen vermag und in dessen Tiefe die wilden Wellen der Oder brausen. Schäumend stürzen sie sich über herabgefallene Felsenstücke, umtosen schauerlich das zackige Geklipp und umranken mit wogenden Armen das höhere Gestein, während weißer Schaum himmelan spritzt. Bei jeder Wendung auf diesem Wege gewahrt der Wandrer immer neue, immer gleich wilde Gebirgsansichten, unter denen

die Rehbergerklippe

ein wahres Schweizerstück genannt zu werden verdient, und die sich durch den gewaltigen Eindruck, den sie auf das Gemüth des Beschauers macht, auszeichnet. Gleich hinter dem rauschenden Graben strecken sich seine starren, gigantischen Zacken in furchtbarer Höhe zu dem Himmel empor und die über einander gestürzten Granittrümmer mit gelben und grauen Flechten, schwarzglänzenden Beeren und purpurnen Blumen des Fingerhuts geschmückt, gewähren ein ergreifendes Bild der furchtbarsten Zerstörung. Im Hintergrunde aber steht trotzig und kühn der mit himmelanstrebender finsterer Tannenwaldung bedeckte Hahnenklee, ein mächtiger Bergriese, dessen vielfach zerklüftete Felsen Verderben drohend auf das darunter liegende Thal herabblicken.

Eine Sage, der düstern, wilden Gegend angemessen, haftet an dieser Felsenwand des Rehberges und berichtet Folgendes:

In den grauen Tagen der Vorzeit hauste in dieser Wildniß ein gewaltiger Nimrod, hart und rauh wie der Felsen, auf welchem seine Wohnung stand. Das blutige Waidwerk war seine Lust und täglich jagte er mit seinem Troß durch den Wald, daß von dem Klaffen der Hunde und dem Schall der Hörner das Gebirge widerhallte und die tausendstimmige Echo wach wurde in den Geklüften der Felsen. Selbst der Gottesfrieden des Sonntags war nicht vermögend, die Mordlust des Jägersmannes zu zügeln und ihn an der Verfolgung der schlanken Thiere des Waldes zu hindern. Ein frommer Einsiedler ermahnte ihn oft, nicht mit seinem Gelärm die friedliche Stille des Sabbaths zu stören, aber die Worte des Greises fanden das Ohr des Waidmann's verschlossen und von Spott und Hohngelächter des Unholdes begleitet, schlich der Eremit betrübt nach seiner Klause zurück.

Der Abend eines schönen, blauen Octobersonntags senkte sich auf das Gebirg hernieder, die Gipfel der dunkeln Tannen auf Felsensteinen und Bergspitzen tauchten sich in den goldenen Glanz des Abendrothes, auf der ganzen Gegend lag ein tiefes Schweigen, nur die Wellen der Oder murmelten in der Ferne ihr ewiges Lied, nur das scheue Wild verließ sein sicheres Versteck, trat vorsichtig, mit leisen, langsamen Schritten aus dem Gebüsch und suchte zwischen den feuchten Kräutern des Bodens die würzige Nahrung. Da ertönte plötzlich das Getöse der Jagd in der Ferne, die friedlich äsenden Thiere flogen scheu in das Dickicht zurück und mit jeder Secunde mehrte sich das Lärmen. Ein schneeweißes Reh flog mit der Schnelligkeit des Windes über die Berge, verfolgt von Jägern zu Fuß und Roß, und umringt von der klaffenden Meute der blutgierigen Hunde. Der Boden erdröhnte unter den Hufen der muthigen Pferde und unter den Tritten der keuchenden Menschen, die Berge hallten wider vom wilden Halloh der Reiter, von dem Knallen der Peitschen und dem Klirren der Waffen. Das gehetzte Reh stöhnte und entrann nur mit Aufbietung der letzten Kräfte den wüthenden Verfolgern.

Keuchend nach den steilsten Zinken
Fliegt es, nach dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken
Und verschwunden ist der Pfad;
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Das edle Thier stand athemlos an dem Abgrunde, der noch jetzt nach ihm die Rehbergerklippe genannt wird und schreckte zitternd vor dem unbekannten, schwarzen Schlunde zurück. Und lauter als zuvor donnerte der wilde Jagdruf, in immer gefährlicherer Nähe tönten die Hörner, gieriger fielen die Rüden ihre Beute an und von Todesangst gepeinigt, wagte das Reh den gräßlichen Sprung und stürzte sich in die schaurige Tiefe hinab.

Da entstand plötzlich ein seltsames Licht, ein blendender Glanz umschimmerte das gequälte Thier und unsichtbare Götterhände trugen

es sanft herab in das sichere Thal. Die Jäger aber, sammt Rossen und Hunden, wurden von magischer Gewalt getrieben, dem Thiere nachzufolgen. Von den Felszacken herab stürzte der ganze Troß in die Tiefe und große Granitblöcke und hohe Fichten sanken ihm nach und begruben die zerschmetterten Leichname in ewige Nacht.

Von jener Zeit an aber ist es nicht geheuer in diesen Bergen und der Fuß des einsamen Wanderers eilt scheu vorüber, wenn das Gestirn des Tages in fernem Westen erloschen ist und die Nacht auf ihrem schwarzen Rosse durch das Gebirge jagt. Denn zur Stunde der Mitternacht, wenn der Uhu mit schwerem Fittich über dem Thale schwebt, wenn das Gekreisch der Nachtvögel aus den Spalten der Felsen ertönt, wenn das phantastische Mondlicht die dürren Stämme der Bäume in graue gespenstige Gestalten umwandelt, — da huschen, wie Geister der Nacht, riesige Jägergestalten durch das Gebüsch, es beginnt in der dunkeln Nacht der Tannen zu flüstern und zu brausen und ein dumpfes Getöse rauscht heran wie schwellende Meereswellen.

Und von dem hohen Berge
Da zieht der Jäger aus,
Und mit ihm Riesen, Zwerge,
Viel Spuk und Höllengraus.

Da schwanken Schreckgestalten
Mit Schwertern und Geschoß,
Durch Zweig' und Felsenspalten,
Zu Fuß und hoch zu Roß.

Hier grinsen Wuthgesichter,
Dort droht ein langer Arm,
Hier formenlos Gelichter,
Dort Wolf und Bärenschwarm.

Wir schritten in dem Thale, in welchem ein poetisches Grauen weht, weiter. Rings umher schwarzer Tannenwald und düstere, schaurige Bergwände, amphitheatralisch über einander gegipfelt. Außer einzelnem Vogelgekreisch, außer dem Flüstern der Tannenzweige und dem Hämmern des Spechts an den Baumstämmen, grauenvolles Schweigen rings umher. — Schon begann uns unheimlich zu werden in der menschenleeren Wildniß, als wir endlich den Oderdamm erreichten und bald mit freudiger Ueberraschung vor einem schönen, großen, rings von dunkeln Tannen umgebenen Wasserspiegel standen. Es war

der Oderteich,

nach meinem Gefühl, einer der interessantesten Punkte des Harzes. Kein Werk der Natur, ein Werk der Kunst ist dieser Teich, aber

seine Erbauer haben sich durch dieses Cyclopenwerk unsterblich gemacht. — Es fehlte den Andreasbergschen Hüttenwerken sehr häufig an den nöthigen Wassern, und oft, wenn die Hitze des Sommers die Bäche austrocknete, mußte gänzlich gefeiert werden. Da hielten die Bergmeister Rath mit einander, wandten sich dann nach der Gegend, wo die Oder in vielen kleinen Quellen hervorsprudelt, und begannen ihr Werk. Gleich den Titanen, wälzten sie ungeheure Granitblöcke herbei, thürmten sie aufeinander und zogen quer durch die Enge des Thals einen Riesendamm, 325 Fuß lang, 60 Fuß hoch und unten 70, oben 50 Fuß breit. Starke Eisenklammern verbanden die Felsen mit einander, zerfallener Granitsand und Moos füllten die etwaigen Lücken aus, und hinter diesem mächtigen, unzerstörbaren Damme sammelten sich nun die Wasser und bildeten einen Teich von 5000 Fuß Länge, 500 Fuß Breite und 60 Fuß Tiefe. Dieses ungeheure Wasserbecken, dem kein anderes auf dem Harze gleich kommt, ist, wenn es ganz angefüllt ist, vermögend, ein volles halbes Jahr die nöthigen Wasser zu liefern, selbst wenn es in dieser Zeit keinen einzigen Tropfen Zuwachs erhielte. 40,000 Thlr. hatte das Riesenwerk, welches im Jahre 1714 begonnen und 1722 beendigt wurde, gekostet, aber seit 118 Jahren hat es auch die trefflichsten Dienste geleistet und nur die Hitze des Jahrs 1822 war vermögend, die ungeheure Wassermasse zu verzehren und den Teich auszutrocknen.

Wir standen noch und freuten uns des schönen Anblicks, den die stille Wasserfläche, in welcher sich der blaue Himmel und die dunkeln Tannen abspiegelten, gewährte; als die Gegend lebendiger wurde. Wir hörten Peitschenknall und das Rufen vieler Stimmen. Bald wurden mehrere stark bespannte Lastwagen mit ihren Führern sichtbar und ehe dieselben im Hintergrunde verschwanden, war die Gegend schon wieder durch einige Wanderer belebt; denn über dem Damm läuft die Harzstraße von Andreasberg und Clausthal nach dem Unterharz und Thüringen. — Wir verließen unsern romantischen Standpunkt und verfolgten den Weg, welcher sich am Bruchberge hinzieht, und wendeten uns dann rechts nach dem

Sperberheier Damm,

der für Clausthal dasselbe leistet, was der Rehberger Graben für Andreasberg. Er wurde in den Jahren 1733 und 34 aufgeführt, kostete 30,000 Thlr., ist gegen 50 Fuß hoch, oben eben so breit und 200 Ruthen lang. Das Wasser des Gerlachsbaches wird in ihm auf einem 1½ Stunde langen Wege in den Hausherzbergteich geleitet und neben demselben läuft auf dem Damme hin ein für Fußgänger sehr bequemer Pfad nach Clausthal. Der Dammkrug, wo der Aufseher dieser Wasserleitung wohnt, war bald erreicht und über Altenau wanderten wir nach der größten Stadt des Harzes, nach

Clausthal,

welches nur durch den Zellbach von

Zellerfeld,

geschieden ist und mit dieser nur Eine Stadt auszumachen scheint. Beide Orte, rings von frischem, duftendem Wiesengrün umgeben, liegen 1955 F. über der Meeresfläche, aber immer noch 1749 F. unter der Brockenspitze und erstrecken sich in einer Ausdehnung von mehr als einer halben Stunde auf einem kahlen Bergzuge hin, während sich die Hauptstraße Clausthals südlich in die Bergabhänge hinabsenkt. Die im benachbarten Bärenbruch entspringende Innerste bewässert Clausthal, fließt dann, mit dem Zellbache vereinigt und durch Stollen- und Teichwasser vergrößert, weiter, treibt die Frankenscharner Hütte und deren Pochwerke, tritt bei Langelsheim aus dem Harze, führt aber eine solche Menge von Pochsand und dergl. bei sich, daß das Wasser ungenießbar, ja dem Viehe tödtlich ist und bei Ueberschwemmungen die Aecker verdirbt.

Namen und Entstehung leitet Clausthal von einer Clause her, aus welcher später eine Kapelle wurde, in der die Bergarbeiter ihren Gottesdienst hielten, weshalb Herzog Ernst II. von Grubenhagen als er der Stadt im Jahr 1556 ein Stadtsiegel ertheilte, diese Clause in dasselbe aufnahm, um an die Entstehung des Ortes zu erinnern. Als nämlich die in den früheſten Zeiten wegen der Pest liegen gebliebenen Bergwerke „zur Claus", oder „in den Clausthälern" wieder aufgesucht wurden, strömten so viele Bergleute hinzu, daß eine Stadt entstand, die, von der alten Clause, „Clausthal" genannt wurde.

Aus der Geschichte der Stadt sind nur einige Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege der Erzählung werth.

Gleich im Anfange dieses Krieges wurde Clausthal durch einen eichenen Pflock vor großer Gefahr geschützt. Es näherte sich nämlich der Stadt der nicht im besten Rufe stehende Parteigänger Hillfeld mit seinen Reitern. Da der Eingang oben vor der Oströder Straße mit einem Schlagbaum verschlossen war, begehrte Hillfeld, mit seinen Reitern eingelassen zu werden. Man schlug es ihm anfänglich mit vieler Höflichkeit ab, als er aber Anstalt machte, Gewalt zu brauchen, fand man nicht für gut, das Aeußerste abzuwarten, und unterhandelte mit ihm. Da er feierlich versicherte, nichts Feindseliges gegen die Stadt unternehmen zu wollen, so öffnete man ihm den Schlagbaum und er ritt mit den Seinigen in die Stadt ein. Die Bürger, welche von seinen friedlichen Gesinnungen nichts wußten, erschraken nicht wenig, als sie ihn heranreiten sahen und ein Bürger, Bastel Löwe, welcher auf der Osteröder Straße wohnte, griff nach seiner Büchse, um den Anführer der feindlichen Schaaren zu tödten.

Da aber das Gerücht allgemein verbreitet war, als sei der Hillfeld kugelfest, so lud er einen eichenen Pflock, dem, der Sage nach, kein Zauber und kein Festmachen widerstehen kann, in seine Büchse und schoß sie auf den Hillfeld ab. Ohne einen Laut von sich zu geben, sank dieser vom Rosse. Die Rathsherren, welche mit Hillfeld unterhandelt hatten, standen erstarrt und fürchteten, seine Reiter würden nun rasend werden und den Tod ihres Anführers in ihrem Blute rächen; allein diese hatten plötzlich allen Muth verloren und mißtrauisch und in der Besorgniß, man wolle sie nur in das Innere der Stadt locken und dort ermorden, wandten sie ihre Rosse, jagten davon und kehrten auch nicht wieder zurück.

Am 19. März 1626 erscholl plötzlich der Schreckensruf, daß die Kaiserlichen die Feldwache beim Heiligenstock, (einem der höchsten Berge der Umgegend), geworfen hätten und sich mit starken Schritten der Stadt näherten. Es war gerade der Sonntag Lätare und die meisten Einwohner der Stadt in der Kirche, als die Sturmglocken vom Rathhause erklangen. Bei diesem Schreckenstone stürzten die Leute haufenweise aus der Kirche und der Prediger Luppius schloß mit den Worten: „Ach, daß es Gott erbarme, daß es so weit soll mit uns kommen sein!“ seine kaum angefangene Predigt und entließ seine Zuhörer unter Ermahnung zum Gebet und feierlichen Segenssprüchen. — Graf Solms, die Hauptleute Hollstein und Schulz und der Major von Mitschefal waren angewiesen, die Stadt zu vertheidigen, allein sie ergriffen, so sehr sie auch vorher mit ihrer Tapferkeit geprahlt hatten, feige die Flucht. Kaum waren sie auf einer Seite hinaus, so zogen auf der andern die Kaiserlichen ein. An der Spitze derselben ritt auf einem kleinen, weißen Klepper ein kleines Männchen. Es hatte ein kurzes Wämschen von grünem Atlas mit zerschnittenen Aermeln und eben solche Beinkleider an, trug ein kleines Hütchen mit vier Krempen, auf welchem eine große, blutrothe Feder stak, die sich bis auf die Lenden herunter neigte. An einem kleinen Degen hing ein ungeheures Schlachtschwert und am Sattel eine kleine Pistole. Dieses possirlich aussehende Männchen war — der fürchterliche Tilly. — Er schickte, sobald er zu Clausthal angekommen war, einen Trompeter vor Zellerfeld, dasselbe zur Uebergabe aufzufordern, da aber die Zellerfelder denselben erschossen, ehe er nur seinen Auftrag ausrichten konnte, wurde Tilly wüthend, befahl den Einwohnern von Clausthal, grüne Tannenzweige auf die Hüte zu stecken, um sie, bei der Verwirrung, die sich erheben werde, von den Zellerfeldern unterscheiden zu können, und ließ angreifen. Obgleich, wie schon gesagt, alle Soldaten, welche die Bergstädte hatten vertheidigen sollen, geflohen waren, wagten es die Zellerfelder dennoch, die Waffen zu ergreifen und sich den eindringenden Feinden entgegenzuwerfen. Der Geschworne, Thomas Merten, erwies sich, als Stadthauptmann und Fähnrich, ungemein tapfer und die Zellerfelder haben Ursach, auf diesen Mann eben so stolz zu sein, wie die Griechen auf ihren Leonidas. Von vierzehn Kugeln durchbohrt, stand der Held noch immer und zeigte den Feinden das muthige Antlitz,

und als er vom starken Blutverluste so erschöpft war, daß er sich nicht mehr aufrecht erhalten konnte, wickelte er sich fest in die Fahne, und sank todeswund damit zu Boden, wo er von den erbitterten Feinden mit den Kolben vollends erschlagen wurde. Der eisenherzige Tilly aber, der dem Kampfe mit Verwunderung zugeschaut hatte, bedauerte laut, daß sich der tapfere Mann, allen Anerbietungen zum Trotz, nicht ergeben habe, denn es sei sein eifrigster Wunsch gewesen, ihn in seine Dienste zu bekommen, und ritt mißvergnügt in sein Quartier. — Als Merten gefallen war, hatte der Kampf ein Ende, der Sieg war entschieden und die Sieger begingen die gräßlichsten Frevel, was Tilly auch ruhig geschehen ließ.

Zwischen den Clausthalern und Zellerfeldern herrschte seit dieser Zeit Feindschaft, denn die Zellerfelder gaben den Clausthalern Schuld, sie hätten dem Tilly bei der Eroberung Zellerfelds beigestanden und auch an der Plünderung Theil genommen. Jahrhunderte hindurch hat sich dieser Haß erhalten und selbst die Jugend war feindselig gegen einander gesinnt. So wurde es z. B. Sitte, daß allemal im Frühjahre, wenn der Clausthaler Kuhhirte zum ersten Male das Vieh auf die Brennerhöhe trieb, die Berg- und Schuljugend beider Städte eine förmliche Schlacht mit einander lieferte, in welcher von beiden Seiten so lange mit Steinen auf einander geworfen wurde, bis die eine Parthei die andere in die Flucht getrieben hatte, welches harmlose Privatvergnügen natürlich nie ohne Blut oder lebensgefährliche Beschädigungen ablief. Auch durfte sich eben so wenig zu Clausthal ein Zellerfelder, als zu Zellerfeld ein Clausthaler Junge ohne Gefahr, mißhandelt zu werden, sehen lassen und die Obrigkeit hat genug zu thun gehabt, um diese Kämpfe der kräftigen Bergjugend nur einigermaßen zu unterdrücken.

Die Stadt zählt in 1000 Häusern gegen 10,000 Einwohner und hat manches ansehnliche Gebäude aufzuweisen z. B. das Amthaus, die Münze, das Rathhaus, die Berg- und Forstschule und zwei Kirchen. Johann Friedrich Löwen, ein Dichter des vorigen Jahrhunderts und einer der ersten, welche die Romanze bei uns einführten, wurde hier im J. 1729 geboren.

Wo die letzten Häuser von Clausthal aufhören, fangen die ersten von Zellerfeld an. Das Merkwürdigste aus seiner Geschichte läßt sich mit wenigen Worten berichten.

Der Sage nach zerstörte Bonifaz hier ein Götzenbild und stiftete an dessen Stelle eine Capelle oder Zelle, woraus später ein Kloster wurde, welches unter dem Erzbischof von Mainz stand. Es wird in alten Urkunden monasterium in cellis, monasterium cellae und coenobium montis cellae genannt und war Benedictinerordens. Die Aebte wurden von dem Stifte Simonis und Judae zu Goslar gewählt und vom Erzbischofe bestätigt. Durch Abnahme der Bergwerke und überhand nehmende Räubereien kam es im 15. Jahrhundert so herunter, daß Papst Eugenius im Jahr 1431 den Dechanten der Kirche zum heiligen Kreuz zu Nordhausen den Befehl ertheilte, die Abtei Zelle mit der Kirche Simonis und Judae zu

Goslar auf ewig zu vereinigen und seit dieser Zeit wird seiner nicht weiter gedacht.

Im Jahr 1538 wurde auf das verfallene Mauerwerk des alten Klosters Zelle die erste Kirche gebaut und bei dem Aufräumen des Platzes fand man viele Grabsteine, Spangen, Münzen und andere Dinge.

Im Jahr 1563 besuchte Herzog Heinrich der Jüngere, der große Bergwerksfreund mit seiner zweiten Gemahlin Sophie, einer Tochter des Königs Sigismund von Polen, von der Staufenburg aus, die Bergwerke des Oberharzes und kam auch nach Zellerfeld, wohin ihn die Knaben von Wildemann, mit hölzernen Säbeln bewaffnet, begleitet hatten. Die Bergleute von Zellerfeld erhielten vom Herzoge Bier und Wein und waren überaus fröhlich. Die Zellerfelder Knaben aber sahen mit neidischen Blicken, daß der Herzog und seine Gemahlin freundlich zu den Knaben von Wildemann herablächelten, die sich vor dem Hause, in welchem der Herzog abgestiegen war, aufgestellt hatten. Sie bewaffneten sich daher in der Geschwindigkeit auf gleiche Weise, stellten sich jenen gegenüber und machten Miene, einander anzugreifen. Um dem Herzoge ein Vergnügen zu machen, beschloß man, dem Dinge freien Lauf zu lassen. Der Angriff begann. Die Buben wurden aber bald so hitzig und schlugen so wild auf einander ein, daß auf beiden Seiten Blut floß und bald hier, bald da einer gefährlich verwundet zu Boden sank. Die Väter und Anverwandten der Verwundeten mengten sich nun mit ins Spiel und es entstand eine ernsthafte Rauferei, die gefährliche Folgen hätte herbeiführen können, wenn nicht der Herzog zum Fenster herausgerufen und befohlen hätte, die Streitenden mit Gewalt aus einander zu bringen, was denn nach langer Bemühung auch endlich geschah.

Ein gefährlicher Auftritt fand im Jahr 1607 statt. Zwei Bergleute, Martin Weiß und Peltz, hatten einen Meuchelmord begangen und sollten enthauptet werden. Am 21. Januar war auf dem Markte vieles Volk versammelt, um die Execution mit anzusehen. — Der Scharfrichter Siemon von Denckershausen hieb zuerst dem Weiß glücklich das Haupt ab, aber den Peltz hieb er in die Schulter. Die Zuschauer murrten und der Scharfrichter wurde dadurch so ängstlich, daß er noch fünf Hiebe thun mußte, ehe es ihm gelang, den Kopf herunter zu bringen. Hierüber waren die Berg- und Hüttenleute so erzürnt, daß sie mit dem Geschrei: „Schlagt ihn todt! schlagt ihn todt!" auf den Scharfrichter eindrangen und sich seiner zu bemächtigen suchten. Meister Siemon machte sich aus dem Staube, aber ein Theil des Volkes zerriß den Mantel, den er zurückgelassen und brach das Richtschwert in Stücken, und ein anderer Theil verfolgte den Flüchtling durch das Rathhaus bis auf die Frohnveste, wo er sich auf die Wächterstube verschloß. Der wüthende Haufe nahm, um dem Verhaßten beizukommen, eine Diele in der Wächterstube auf, zog denselben unter einem Bette hervor, unter welches er sich verborgen hatte, und schlug ihn, obgleich er vieles Geld bot,

wenn man ihn leben lassen wollte, auf der Stelle todt. Seinen Leichnam warfen die Rasenden durch das Fenster der Frohnveste auf die Straße, wo er mit wahrer Tigerwuth mit Aexten, Hacken und dergl. in tausend Stücken gehackt wurde. Der Tumult wurde mit jedem Augenblicke größer und man besorgte mit Recht, daß das wüthende Volk die Häuser der wohlhabenden Bürger stürmen und plündern und eine förmliche Revolution entstehen möge. Der Berghauptmann Löhneisen glaubte, die Gemüther würden sich schon von selbst wieder besänftigen, da aber eine bedenkliche Botschaft über die andere kam und das Schreien und Toben der Menge in sein Ohr drang, gerieth er doch in Verlegenheit und sann vergeblich auf ein Mittel, den Zorn der Leute zu beschwichtigen. Zufällig befand sich der Prediger Luppius bei dem Berghauptmanne und dieser gab den Rath, man möchte die Leichname der armen Sünder feierlich, in Begleitung der Schüler, begraben lassen. Löhneisen glaubte nicht, daß dieser geringe Umstand etwas zur Beruhigung des Volks beitragen werde, da er aber kein besseres Mittel wußte, und die Gefahr immer drohender wurde, so ließ er es geschehen. Und das Mittel war von der besten Wirkung. Denn wie der Prediger Luppius sammt seinem Amtsgehilfen Andreä und den sämmtlichen Schülern auf dem Markte erschien, die Leichen aufgehoben und unter Gesang fortgetragen wurden, da wurde es still, und die Bergburschen und alles Volk folgten dem Zuge auf den Kirchhof nach, wo auch der zerfleischte Scharfrichter begraben wurde. — Löhneisen war froh, daß die Sache so gut ablief, berichtete aber augenblicklich alles an den Herzog Heinrich Julius, der sogleich Befehl gab, die Sache streng zu untersuchen und die Rädelsführer gefangen nach Seesen zu bringen. Die Hauptschuldigen waren: ein Zimmergeselle und zwei Bergburschen. Der erstere wurde gerädert und aufs Rad geflochten, die beiden andern enthauptet und viele von den Minderschuldigen auf ewige Zeiten des Landes verwiesen.

Zellerfeld zählt in 400 Häusern ungefähr 4000 Einwohner, ist ziemlich regelmäßig gebaut, und seine Markt- oder Sanct Salvatorkirche ist ein massives, ganz mit Kupfer gedecktes Gebäude, in welcher sich eine nicht unbeträchtliche Bibliothek, welche ihr ein Superintendent Calvör vermachte, befindet und die besonders viel kirchengeschichtliche Werke enthält. Einige berüchtigte Bücher vom Teufelsbannen finden sich ebenfalls, aber an neuern Werken fehlt es fast gänzlich. An dieser Kirche stand gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts als Superintendent der bekannte Schwärmer Ziehen. Er prophezeihte, daß zu Ostern des Jahres 1786 das Ende der Welt kommen werde und brachte nicht nur großes Schrecken unter das Volk, sondern machte selbst die Gelehrten aufmerksam, so daß sich eine Menge Federn über ihn und seine Weissagungen in Bewegung setzten.

Früher hatte Zellerfeld sein besonderes Bergamt, aber im Jahr 1817 wurde es mit Clausthal vereinigt, wo eine Berghauptmannschaft und ein Bergamt ist. Die Berghauptmannschaft, welche die

Aufsicht über den ganzen Harzhaushalt und das sämmtliche Dienstpersonale, so wie über die königlichen Hauptcassen hat, besteht aus dem Berghauptmanne, zwei Oberbergräthen und einem Assessor; — das Bergamt, welchem die Verwaltungsangelegenheiten, die specielle Aufsicht über sämmtliche Werke und Forsten, anvertraut ist, theilt sich in die Herren von der Feder oder die Studirten, und in die Herren vom Leder oder die Praktiker. Zu den Herren von der Feder gehören: der Bergrath, Bergsyndikus, Zehntner, Bergsecretair, Oberhütteninspector, Assessoren, Hüttenraiter, Bergregistrator und einige Auditoren; zu den Herren vom Leder hingegen: der Oberbergmeister und die Bergmeister, der Markscheider, Maschinendirector, Obergeschworner und Geschworne, Puchverwalter, Maschineninspector und Einfahrer. Mehrere dieser Herren besitzen treffliche Mineraliensammlungen und gestatten Fremden recht gern die Besichtigung derselben.

Die sogenannte Bremerhöhe, welche von einem Köhler Bremer, der auf ihr sein Kohlhai gehabt, den Namen erhalten haben soll, ist eines Besuches werth, da sie einen Ueberblick über die beiden Schwesterstädte und die umliegende Gegend gestattet. Tilly ließ auf derselben eine Schanze anlegen, die zum Theil noch zu erkennen ist.

Der bemerkenswertheste Punkt in der Umgegend Clausthals ist

die Frankenscharner Silberhütte,

welche im Jahr 1554 erbaut wurde, von den fränkischen Metzgern, die an diesem Platze ihre Fleischbuden hatten, ihren Namen empfing, und vortrefflich eingerichtet ist. Zu ihrer Besichtigung bedarf man eines vom Hauptmann ausgestellten Erlaubnißscheins. An einer ununterbrochenen Reihe von Pochwerken wandert man vorüber, umwimmelt von rüstigen Knaben, welche jeden Vorübergehenden mit dem Titel: „Herr Vetter!" beehren und um eine Gabe bitten. Um sie zufrieden zu stellen, versehe man sich mit kleiner Münze oder mache sich darauf gefaßt, aus hundert Kehlen den Spottruf zu hören: „Der Herr Vetter hat Stroh in der Ficke!" — Die Frankenscharner Hütte ist zwar ¾ Stunden von Clausthal entfernt, aber schon in der Ferne kündigt sie sich durch eine erkrankte Vegetation an. Die Blei- und Arsenikdämpfe, welche den Frankenscharner Hütten unaufhörlich entsteigen, wälzen sich wie düstere Wetterwolken umher und vergiften alles Pflanzenleben so, daß in der ganzen Umgegend kein Grashalm grünt und kein Busch zu sehen ist. Die Hüttenwerke sind sehr bedeutend und die Brenn-, Schmelz- und Treibhütten, die Röst-, Saiger-, Puch-, Kohlen- und Spritzenhäuser, Schmieden, Magazine, Mühlen und Schoppen, über welche sich das Hüttenhaus erhebt, scheinen ein Städtchen auszumachen. Die gewaltigen Oefen dieser Hütten, in denen die Flamme nie erlischt, verbreiten eine infernalische Hitze, und wenn man die dürren, ausgedörrten Schmelzer betrachtet, welche mit todtblassem Antlitze, das die schreckliche Glut, in der sie leben, nicht mehr zu röthen vermag,

wenn man das unheimliche Pochen, Hämmern und Klopfen hört, so glaubt man sich in den Orkus versetzt.

> Vom Rasseln der Räder,
> Von dem Pfeifen der Bälge, vom wilden Donner des Hammers,
> Schallt ein lautes, vermischtes Gebrüll in die hohlen Gebirge,
> Und die Gegend umher erfüllt ein betäubender Nachhall.
> Nie ermüdet Vulkan, den Hohenofen zu feuern,
> Welcher in unaufhörlichen Strömen von glühenden Erzen
> Sich ergießt. Indeß daß bei der versengenden Hitze
> Munter der Hüttenmann geht. Ihm fahren die sprühenden Funken
> Um das bloße Gesicht, und Flammen folgen dem Fußtritt.

Mit einem geheimen Schauder verließen wir die bleichen Hüttenarbeiter und diese großartigen Werkstätten, in denen immer gegen 200 Menschen beschäftigt sind, und kehrten nach Clausthal zurück.

Von Clausthal sowohl, wie von Zellerfeld, gilt dasselbe, was bereits von Andreasberg gesagt ist. Es giebt nämlich auch hier des Bemerkenswerthen mehr unter, als über der Erde; deshalb beschlossen wir, heute zu rasten und den andern Morgen eine der hiesigen Gruben zu befahren, welche in zwei Reviere oder Züge eingetheilt werden, in den Thurm-Rosenhöfer und den Bergstädter Zug und die Amethyst, geradschaligen Bargt, Bergkrystall, Bittersalz, Grünbleierz, Bleischweif, braune und gelbe Blende, Braunspath, spathigen Eisenstein, Spießglanzblei u. s. w. enthalten. Nach einer Angabe vom Jahr 1776 wurden damals jährlich aus den Clausthaler Gruben 8 — 900,000 Ctr. Erz gefördert, welche sich durch das Scheiden, Pochen und Waschen bis auf 124,000 Ctr. verminderten. Diese erforderten zum Schmelzen 120,000 Ctr. Kohlen, und zum Rösten und Treiben 50,000 Ctr. Holz. Sie lieferten 120 Ctr. Silber, 80 Ctr. Kupfer, 48,000 Ctr. Blei und Glätte und nach Abzug des Gewichts der beigemischten Zuschläge, 31,800 Ctr. Schlacken, so daß 214,000 Ctr. als Dämpfe, und zwar 169,000 Ctr. aus den brennbaren und 45,000 Ctr. aus den mineralischen Stoffen verflogen. Die herrschende Gebirgsart ist auch hier, wie bei Andreasberg, Grauwacke vom gröbsten bis zum feinsten Korne, so wie Thonschiefer.

Wir suchten erst spät unser Lager, aber noch schwebte die Dämmerung über der Stadt, als wir schon wieder durch die Straßen schritten, welche ein scharfer Morgenwind durchstrich. Unser Führer trieb zur Eile und so setzten wir unsern Weg rasch fort, kamen an vielen Schachten mit ihren Gaipeln vorüber uud hörten durch die Morgenstille das taktförmige, geheimnißvolle Leben der Wasserkünste. Von allen Seiten strömten die Bergleute nach ihren Gruben und eine Schaar rüstiger Bergknappen, welche an uns vorüberzog, sang mit tönender Stimme einen alten, beliebten Bergreigen:

Wacht auf, wacht auf!
Der Steiger kommt!
Er hat sein Grubenlicht
Schon angezünd't.

Schon angezünd't.
Es gibt ein'n Schein;
Und damit fahren wir
In's Bergwerk hinein.

In's Bergwerk hinein,
Wo die Bergleut' sein;
Und da graben sie das Silber und das Gold
Aus Felsenstein.

Der Eine gräbt das Silber,
Der Andere das Gold;
Und dem schwarzbraun Mädelein,
Dem sein sie hold.

Ade, Ade,
Du süße Braut!
Komm, reiche mir die Hand jetzt auf's Neu',
Und bleib mir treu!

Ade, ade,
Du süße Braut!
Und komme ich nicht wieder aus dem Schacht,
Dann gute Nacht! —

Kaum war der Gesang beendet, so befanden wir uns in der Nähe der reichen Gruben Dorothee und Caroline. Ich bin den Carolinen immer gut gewesen und eine Caroline macht mir noch heute mein Haus zu einem Paradiese; aber ich mußte mit Heine gestehen, daß die Caroline, vor welcher wir jetzt standen, die schmutzigste sei, welche ich je gesehen, und so wandten wir uns zu der Dorothee, die eine sehr bequeme Einfahrt hat und daher von Reisenden besonders häufig besucht wird. — Im Zechenhanse waren die Bergleute bereits versammelt und der Obersteiger sprach bei den flimmernden Grubenlichtern das Frühgebet. Während desselben herrschte tiefe Stille und nach Beendigung desselben stimmten Alle dem Einzigen, der sie auf dem gefahrvollen Tagewerke beschützen konnte, einen Lobgesang an, dann knieeten sie nieder und sprachen leise und andächtig ein Vaterunser.

Man kann sich eines geheimen Grauens, einer innern Angst nicht erwehren, wenn man die dunkelgekleideten, ernsten Männergestalten betrachtet, wie sie hinabfahren in den finstern Schlund der

Erde, wie sie bei dem schwachen Scheine ihres Lämpchens auf gebrechlicher, halbverfaulter Leiter in die dunkle Tiefe hinabklimmen. Still und in uns gekehrt standen wir da und blickten nach dem Eingange der Grube, in welchem ein Bergmann nach dem andern verschwand, da trat unser Führer zu uns heran und sprach:

Kommt, Freunde, kommt! Fest tretet in die Fahrten,
Die senkrecht stehn;
Getrost hinab! damit wir die verwahrten
Erdschätze sehn.

Kein Räderrasseln, auch kein Donner eines Schusses
Schreck Euch zurück!
Vertraut dem Grubenlicht, der Leuchte Eures Fußes
Und Bergmannsglück!

Wir schritten auf den Fahrschacht zu, aus welchem die erste Fahrt oder Leiter hervorsah, betraten die zerbrechlichen Sprossen und schritten, uns fest anklammernd, behutsam an der steilen Wand hinunter. „Achtung!" rief von Zeit zu Zeit der Führer, wenn eine besonders gefährliche Stelle zu passiren war, und noch behutsamer, als vorher, kletterten wir in die immer wachsende Finsterniß hinab und wahrten unsere Hände, welche das Schachtgestänge, ein Pumwerk, welches das Wasser aus den Tiefen hebt, bedrohte, indem es, in gleichförmiger Bewegung, immer dicht neben uns auf und nieder stieg. Endlich verließ der Fuß die letzte Sprosse und mit einem „Gottlob!" und dem seligen Gefühl einer überstandenen Gefahr fühlten wir wieder festen Boden unter uns und streckten mit Wohlbehagen die erlahmten Kniee. Aber auf dem kalten, nassen Kothe der Schachtsohle war an kein Ausruhen zu denken, der Führer trieb zum Weitergehen und so durchschritten wir die langen Strecken, bald eng, bald weit, bald hoch, bald niedrig, nur erleuchtet durch eine Menge Grubenlichter und nur erfüllt mit schaurigem Geräusch. Das Rasseln der Ketten, das Stöhnen der Pumpen, das Knarren der Kunstgestänge, das Halloh der Bergleute, das Krachen des Gestein's, das Rauschen der Wasser und das unaufhörliche Klopfen und Klingen der Schlägel und Eisen bilden eine schreckliche Musik, welche durch das Rollen des unterirdischen Donners, wenn die Felsen mit Pulver gesprengt werden, von Zeit zu Zeit unterbrochen und übertäubt wird. Bergleute mit ihren erzbeladenen Karren eilten an uns vorüber, dort arbeiteten andere mit Fimmel und Fäustel, hier, „vor Ort", engeingeschlossen vom unterirdischen Gestein, zusammengekauert oder knieend, in der unbequemsten Stellung, begannen andere an dem Gestein, wo es so fest ist, daß der härteste Stahl nichts über dasselbe vermag, ihre saure und Geduld prüfende Arbeit und bohrten im Schweiße ihres Angesichts ein Loch in den Felsen. — „Es wird angesteckt!" tönte uns aus einer Halle, in die wir eben eintreten

wollten, entgegen. Der Führer hatte kaum Zeit, uns hinter eine Felsenwand zu schieben, als ein Blitz die dunkle Nacht zerriß, ein entsetzlicher Schlag erfolgte, als sei die Erde geborsten, der Boden unter unsern Füßen zitterte, als rüttelte der Bergesfürst an den Grundvesten der Erde, weißer Dampf uns umwallte und die klopfende Brust beengte. Lange rollte der Donner in den weiten Höhlungen und Gängen dieser unterirdischen Welt, dann wurde es wieder ruhiger, der Dampf verzog sich, wir athmeten freier und lächelnd über unsere Aengstlichkeit geleitete uns der Führer zu den blinkenden Trümmern, welche, durch die Gewalt des Pulvers abgesprengt, den Boden bedeckten.

„Sie sehen, meine Herren, nahm der Führer das Wort, wie mühsam der Bergmann sein Brod verdient und welchen großen Gefahren er ausgesetzt ist. Gewiß möchten Sie nicht hier unten sitzen, einsam, verlassen,

Von der menschlichen Hülfe so weit,

und nur besucht von dem Berggeiste, der sich sonst gar häufig sowohl in diesen, als auch in andern Gruben hat sehen lassen!"

„Der Berggeist?" frugen wir neugierig. „Habt Ihr ihn selbst schon gesehen? wie sieht er aus?"

„Der Berggeist oder Bergmönch", berichtete unser Führer, „wird gar oft in der Tiefe gesehen und meistentheils erscheint er als ein Riese in einer schwarzen Mönchskutte. Einmal ist er eine ganze Zeit lang des Freitags erschienen, hat das ausgegrabene Erz aus einem Eimer in den andern geschüttet und einem Arbeiter, der über diese vergebliche Arbeit zürnte, den Hals umgedreht und ein andermal zwölf Bergleute angehaucht, daß sie sogleich todt liegen geblieben sind. Hier in diesen Gruben, in denen sie sich jetzt befinden, hat er einmal einen bösen Steiger, der die armen Bergleute quälte, bestraft, denn als dieser zu Tage fuhr, stellte er sich, ihm unsichtbar, über die Grube, und als er empor kam, drückte ihm der Geist mit den Knieen den Kopf zusammen."

„Aber", fuhr unser Cicerone nach einer Pause fort, „der Bergmönch erscheint nicht immer als strafender Geist, er hat auch gar oft den Bergleuten Gutes gethan und vor einigen fünfzig Jahren ist er hier zwei Bergleuten erschienen. Diese arbeiteten immer gemeinschaftlich und einstmals, als sie anfuhren, und „vor Ort" kamen, sahen sie an ihrem Geleucht, daß sie nicht genug Oel zu einer Schicht auf den Lampen hatten. — Was fangen wir da an? sprachen sie zu einander. Geht uns das Oel aus, so daß wir im Dunkeln sollen zu Tag fahren, sind wir gewiß unglücklich, da der Schacht schon gefährlich ist. Fahren wir aber jetzt gleich aus, um von Haus Oel zu holen, so straft uns der Steiger, und das mit Lust, denn er ist uns nicht gut! — Wie sie also besorgt standen, sahen sie ganz fern in der Strecke ein Licht, das ihnen entgegen kam. Anfangs freuten sie sich, als es aber näher kam, erschraken sie gewal-

tig, denn ein ungeheurer, riesengroßer Mann ging, ganz gebückt, in der Strecke herauf. Er hatte eine große Kappe auf dem Kopfe und war auch sonst wie ein Mönch angethan, in der Hand aber trug er ein mächtiges Grubenlicht. Als er bis zu den beiden, die in Angst da still standen, geschritten war, richtete er sich auf und sprach: „Fürchtet Euch nicht, ich will Euch kein Leides anthun, vielmehr Gutes", nahm ihr Geleucht und schüttete Oel von seiner Lampe darauf. Dann aber ergriff er ihr Gezäh und arbeitete ihnen in einer Stunde mehr, als sie selbst in der ganzen Woche bei allem Fleiß gearbeitet hätten. „Nun", sprach er, „sagts keinem Menschen je, daß Ihr mich gesehen habt", und schlug zuletzt mit der Faust links an die Seitenwand; sie that sich aus einander und die Bergleute erblickten eine lange Strecke, ganz von Gold und Silber schimmernd. Und weil der unerwartete Glanz ihre Augen blendete, so wendeten sie sich ab, als sie aber wieder hinschauten, war Alles verschwunden. Hätten sie ihre Hacke oder sonst irgend nur einen Theil ihres Gezäh's hineingeworfen, so wäre die Strecke offen geblieben und es wäre ihnen viel Reichthum und Ehre geworden; aber so war es vorbei, wie sie die Augen davon weggewendet. Doch blieb ihnen auf ihrem Geleucht das Oel des Berggeistes, das nicht abnahm und darum noch immer großen Vortheil gewährte. Aber nach Jahren, als sie einmal am Sonnabend mit ihren guten Freunden im Wirthshaus zechten und sich lustig machten, erzählten sie die ganze Geschichte und am Montag Morgen, als sie anfuhren, war kein Oel mehr auf der Lampe und sie mußten nun jedesmal wieder, wie die andern, frisch anschütten!"

Wir folgten dem erzählenden und erklärenden Führer überall nach und gelangten bald an einen der innern Eingänge des tiefen

Georgstollens,

durch welchen die, die Grube befahrenden Reisenden gewöhnlich wieder an das Licht des Tages gefördert werden.

Dieser Stollen ist eines der großartigsten, kühnsten und vortheilhaftesten Werke, die jemals im Innern der Erde unternommen worden sind und tausend Schwierigkeiten setzten sich der Vollendung desselben entgegen. Viele Gruben waren nämlich so tief, daß es in einigen Gruben gar nicht mehr möglich war, ihre Grundwasser herauszuschöpfen, während in andern die Hebung derselben durch Künste immer kostbarere und beschwerlicher wurde. Mit Schrecken blickten die Bergleute in die Zukunft und sahen voraus, daß der Bergbau in dieser Gegend bald ganz erliegen werde. Da kam der damalige Berghauptmann von Reden auf die kühne Idee, einen Stollen zu treiben, der drei Stunden lang und 36,541 Fuß durch das Gebirge hinansteigend, die Gruben von ihren Wassern befreie; allein die Behörden zweifelten an dem glücklichen Erfolge dieser kostspieli-

gen Unternehmung, Jahre vergingen, und immer gefährlicher, immer droheuder zeigten sich die Gewässer in der Tiefe der Erde. Reden aber sparte keine Mühe, seine Idee zu realisiren und setzte es endlich beim Könige Georg III. durch, der auch den größten Theil der Kosten, die sich am Ende des Werks auf 412,142 Thlr. beliefen, auf sich nahm. Am 26. Juli des Jahres 1777 schlug Reden unter Musik, Kanonendonner und Freudengeschrei des Volks in den Felsen bei Grund ein, von wo der Stollen durch das Gebirge hinaufgeführt werden sollte. Der Bergmeister Stelzner, dann von Trebra und endlich der Berghauptmann von Meding leiteten den Bau, ließen auch von der entgegengesetzten Seite, von den Gruben her, entgegenarbeiten und Luftlöcher ansetzen, durch welche das losgearbeitete Gestein zu Tage gefördert werden konnte. Trotz des größten Fleißes und der angestrengtesten Arbeit gingen 22 lange Jahre dahin, ehe das Werk vollendet wurde, und erst am 5. September 1799 wurde der Stollen durchschlägig, d. h. man durchbrach das letzte Gestein welches die sich entgegenarbeitenden Berglente noch von einander trennte. „Glück auf!" riefen die Bergleute mit freudig glänzenden Augen, „Glück auf!" rief der Oberbergmeister und Alle umarmten sich, während der Donner der Kanonen durch die Berge hallte, die Bergmusikanten den Choral: Nun danket alle Gott! spielten, sämmtliche Beamte sich anschickten, den Stollen zu befahren, und alle Bergleute, festlich geschmückt, mit brennenden Grubenlichtern, grünen Schachthüten und flatternden Bergfahnen, nach dem Mundloche zogen. Der Oberbergmeister wurde mit einer Ehrenmedaille beschenkt, der Geschworne, welcher sich bei der Arbeit besonders hervorgethan hatte, wurde zum Bergmeister erhoben, der alte Bergmann Schmid, der einzige, welcher von denen, die den Bau mit begonnen, noch am Leben war, wurde Steiger und Stollenaufseher über Tage, und ein großes fröhliches Mahl unter Gezelten krönte das Fest zu Ehren des großen Sieges über das widerspenstige Gestein. — Groß war die Mühe, groß der Aufwand gewesen, welchen der Bau gekostet, aber die Vortheile, die er gewährt, sind auch unverkennbar. Eine große Menge von Wasserkünsten und Kunstschachten haben seitdem eingestellt, viele eingegangene Zechen wieder aufgenommen und mehrere Gruben von Neuem verfolgt werden können, da die Grundwasser aus den tiefen Gesenken nun durch diesen tiefen Stollen abgeleitet werden. Die Fortdauer des Bergbaues, der Wohlstand und Unterhalt der Harzer ist gerettet und so lange man Bergbau auf dem Harze treibt, wird man sich gewiß auch dankbar der Urheber dieses trefflichen Baues erinnern. (cf. Beschreibung von dem merkwürdigen Bau des tiefen Georgstollens am Oberharz, von J. B. Gotthard, dem Jüngern. Wernigerode 1801.)

Während uns der Alte mit den Feierlichkeiten, welche bei der Eröffnung des Stollens statt gefunden, und mit den Vortheilen, welche er gewährte, ausführlich bekannt machte, waren wir unter Clausthal und der Marktkirche der Stadt und unvermerkt einige Stunden lang auf dem feuchten Boden, in dessen Mitte das Wasser

hinabrieselte, hingewandert, als uns plötzlich frische Luft und das helle Licht des Tages entgegenströmte. Immer heller wurde es um uns her und mit dem stolzen Gedanken, wie des Menschen Kraft und Muth im Kampf mit der Natur den Sieg erringt, verließen wir das mit einem stattlichen Portale aus Sandstein geschmückte, mit goldenen Inschriften gezierte und mit Linden umpflanzte Mundloch des Stollens, und begrüßten freudig das sonnige Licht, das uns, nach den Wundern der Tiefe, doppelt reizend erschien. Mit Verwunderung aber erblickten wir dicht vor uns die Häuser des Bergstädtchens.

Grund,

welches wenigstens zwei Stunden von Clausthal entfernt ist und zwischen hohen Bergkuppen eingezwängt liegt. Es zählt ungefähr tausend Einwohner und hängt fast mit dem aus 60 Häusern bestehenden Dörfchen Laubhütte zusammen. Schon früh wurde hier Bergbau betrieben und noch jetzt sind mehrere Gruben im Gange. Der Iberg und der Winterberg, zwei Kalksteinköpfe, enthalten Eisenstein, der mit vielen Corallengewächsen durchwebt ist und nesterweise vorkommt. Das Erz ist hier leicht zu gewinnen, denn weil das Gebirge fest ist, hat man fast gar keine Zimmerung nöthig. Der merkwürdigste Gegenstand, in der Nähe des Städtchens ist jedoch

der Hübichenstein,

eine halbe Stunde südwestlich gelegen. 120 Fuß hoch ragt dieser gewaltige Felsenriese am Fuße des Ibergs empor und schaut stolz über die dunkeln Tannen, welche ihn umgeben, in das Land hinaus. Noch hat kein menschlicher Fuß ihn bestiegen und nur der Bergadler horstet auf seiner stolzen Scheitel. Der neben ihm emporstrebende kleinere Felsengipfel hingegen nimmt Besuche an und gewährt eine liebliche Aussicht nach Osterode hin. Geologen suchen aus den Madreporen, Corallengewächsen, Fungiten und andern Wassergeschöpfen mit welchen beide Felsen durchflochten sind, ihren Ursprung aus einer ehemaligen Seegegend zu erweisen. Jedenfalls sollte kein Harzreisender diese Felsengebilde unbesucht lassen.

Abends trafen wir wieder in Clausthal ein und suchten, ermüdet von den gehabten Anstrengungen, zeitig unser Lager, besonders da wir gesonnen waren, gleich in der Frühe des morgenden Tages die Stadt zu verlassen und unsern Wanderstab in andere Gegenden zu tragen, aber unser freundliche Wirth rieth uns, noch einige Stunden zu warten, da eben Sonnabend sei, wo alle zum Bergwesen gehörigen Arbeiter ihre Löhnung ausgezahlt erhielten. Und in der

That war es ein interessantes Schauspiel, die vielen Hunderte fröhlicher Menschen zu sehen, wie sie nach einer Woche voller Mühe und Arbeit mit heitern Blicken den Lohn ihres Fleißes in Empfang nahmen, wie sie mit Weib und Kind hineilten an die verlockend aufgestellten Buden, für ihre blanken Münzen die Bedürfnisse des Lebens eintauschten und mit den leuchtenden Augen zu sagen schienen:

Was wir der Tiefe geraubt, hier ist es, nehmet den Plunder,
Bald erreicht ihn der Fluch, hat ihn der Wucher gezwickt! —

C. Duval.

Die Altenburg und der Dörrberger Grund,

(obere Theil des Thals der wilden Gera).

Obgleich Karl der Große die Südthüringer aus ihren Wohnsitzen führte und diese mit Franken besetzte, so blieb doch das reiche Land südlich vom Thüringerwald in vielfacher Verbindung mit dem nördlich gelegenen, jetzt nur noch Thüringen geheißen, während jenes den Namen Frankenland erhielt. Diese Verbindung wurde später unter den Hohenstaufen noch lebhafter; es gingen nicht nur Heerstraßen aus dem nördlichen Deutschland durch die Thäler des Thüringerwaldes nach Franken, sondern von dort her, vorzüglich von Augsburg und Nürnberg, diesen Repräsentanten des mittelalterig-deutschen Gewerbs- und Handelsgeistes, diesen gewaltigen Niederlagen der Kunstproducte und Befriedigungsmittel des aus Italien und dem Oriente eingewanderten jungen Luxus, ging der nicht unbedeutende Handelszug durch das genannte Gebirge. Der rohe Geist der Habsucht und Schlemmerei, der nach dem unglücklichen Ende des Hohenstaufengeschlechts in Deutschland unter den ritterlichen Familien einriß, der Neid, mit welchem sie das Emporblühen der Städte und des Handels betrachteten, der Haß gegen den Niedriggebornen, der in bessern Mitteln war, als sie, rief jene Menge von Raubschlössern hervor, deren theilweise noch sichtbare Ruinen uns jetzt meist in eine romantische Stimmung versetzen. Leider zeichnete sich der thüringische Adel durch dieses Unwesen besonders aus, so daß sich der Kaiser Rudolf von Habsburg, der Ordnung und Friedensstifter Deutschlands, als 72jähriger Greis genöthigt sah, auf dem großen Reichstage, den er 1290 in Erfurt hielt, neun und zwanzig Raubritter, die in Ilmenau (und jedenfalls in der Umgegend dieser Stadt) gehaust und ergriffen, hinrichten zu lassen, weil sie den gebotenen Landfrieden gebrochen hatten. In demselben Jahre ließ Rudolph 66 Raubschlösser am Thüringerwalde und dem Harze zerstören. Von

jener Zeit schreiben sich viele Burgruinen oder wenigstens der Name der Burgen, der an dem Berge, der Stätte ihrer ehemaligen Existenz haften geblieben ist. Man sieht es in der Regel den Bergen sogleich an, welch einer abscheulichen Bestimmung ihre Häuser gedient haben. Sie liegen stets am Eingange oder in der Mitte von Thälern, durch welche eine Handelsstraße über das Gebirge zog; der Berg ist steil und möglichst isolirt, der Raum, auf welchem die Baulichkeiten standen, meist sehr beschränkt, so daß man ihnen den Namen Raubnester mit Fug und Recht beilegen konnte. Hier sollen in der Kürze nur drei derselben erwähnt werden, der Reinsburg an der rechten Seite der Gera, südöstlich von Plaue, der Altenburg, an der rechten Seite der kleinen oder wilden Gera im Dörrberger Grund, und der Krachenburg links am Ausgange des Schmalwassergrundes und das ganze Thal beherrschend, in welchem Spitter, Apfelstädt, Mittelwasser und Schmalwasser zusammenströmen. Ich schließe aus dem Umstande, daß die Geschichte von den Besitzern und der Zerstörung dieser Burgen nichts weiß, daß sie zu denen gehörten, welche Rudolf zerstörte; zwar halte ich den Waldenfels im Schmalwassergrund, die Ruinen Schwarzwald im Ohrethal, den Hermannstein, rechts am Ausgange des Badewassergrundes, den Scharfenberg im Thale der Ruhla für nichts weiter als Raubschlösser des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, die nur entweder dem Schicksale der Zerstörung durch kaiserliche Gewalt entgingen, oder später wieder aufgebaut wurden, weshalb wir von ihnen historische Nachrichten, meist aus späterer Zeit aufzuweisen haben. Die Beschreibung der Reinsburg mag einer besondern kleinen Abhandlung aufbewahrt bleiben; die der Krachenburg eröffnet am Schicklichsten die Darstellung des romantischen Dietharzergrundes, und so soll hier nur von der Altenburg die Rede sein. An der Stelle, wo das Thal der kleinen oder wilden Gera aus dem höhern Gebirg oder der ältern Formation, dem Porphyr, in die jüngere, die Muschelkalkberge übertritt, liegt auf dem Mittelgliede beider, dem bunten Sandsteine, der große gothaische Ort Gräfenroda. Das Thal, in den Porphyrbergen oben und in den Muschelkalkbergen unten sehr eng, dehnt sich zwischen den Sandsteinhügeln aus und wird äußerst heiter und freundlich. Alles athmet hier Leben und Thätigkeit. Thalaufwärts liegen die zu Gräfenrode gehörigen Kiehnrußhütten, Potaschen- und Pechsiedereien, Ziegel- und Kalkbrennereien, die zusammen sich aus der Ferne wieder wie ein kleines ärmliches Dorf ausnehmen. Eine gute Viertelstunde weiter im Thale hinauf kommen wir an das Schwarzburger Forsthaus, dort oft das Stutzhaus*) genannt, das mit einem Gasthofe, einer Mahl-, einer Schneidemühle und mehren Wohnhäusern wiederum eine kleine Kolonie auszumachen scheint, und am Fuße des großen Walsberges oder Walds-

*) Doch hat auch Arlesberg im Volksmunde immer den Namen „das Stutzhaus" und im Ohregrund führt ein Dörfchen denselben Namen.

berges, am Einfluß der Lütsch in die kleine oder wilde Gera, auf einer schmalen Zunge des Schwarzburg-Sondershäusischen Gebiets liegt. Eine kleine Viertelstunde weiter leuchtet uns am rechten Berghange, dicht am Fuße des hohen Gebirges das gothaische Dörfchen Dörrberg entgegen, welches dem nun sich öffnenden engen Thale der wilden Gera im Volksmunde den Namen des Dörrberger Grundes gegeben hat. Dörrberg hat nur 10 Häuser; der Weg in den Grund läßt es links auf der Anhöhe liegen. Ein tiefes, äußerst freundliches Thal, von den hoch und höher aufsteigenden Bergen gebildet, ladet uns ein, die wilde Gera, im hohen Sommer ein unschuldiges klares Wasser scheint sich über ihr Epitheton zu wundern, das sie im Frühling nur allzu sehr rechtfertigt, wovon das breite steinige, zerrissene, jetzt trockene Flußbett zu beiden Seiten des tiefern bewässerten genugsam Zeugniß giebt. Schreitet man von der am Flusse unter Dörrberg gelegenen Schneidemühle weiter Thal aufwärts, so erblickt man vor sich an der rechten Seite des Thals wiederum in der Entfernung einer kleinen Viertelstunde einen Berg, der sich durch seine ungewöhnliche Gestalt von allen übrigen auszeichnet und das Auge auf sich zieht. Näher gekommen sieht man seine abentheuerliche Kegelform noch deutlicher, große Felsenmassen schimmern durch die Fichtenwaldung mit der er bepflanzt ist, man erräth, daß es gewaltige Kolosse sein mögen, die sich an zwei Stellen bis zur Spitze des Berges über einander thürmen. Es ist ein weißer Porphyr, der so malerisch in das Thal herableuchtet. Dies ist der Berg der Altenburg, vom Volke der nächsten Umgegend nur „das Raubschloß" genannt, obgleich man kaum noch auch nur geringfügige Spuren von Mauerwerk findet.*) Der Berg fällt ins Thal sehr steil ab und es bedarf keiner geringen Anstrengung, ihn von dort aus zu erklimmen. Leichter ersteigt man ihn, wenn man den an seiner Südseite nach Gehlberg hinaufführenden Weg bis zur Höhe des Rückens verfolgt, durch den er mit dem Gebirgszuge zusammenhängt, und auf diesem bis an die Kuppe geht, die dann immer noch einen rüstigen Steiger verlangt. Die Mühe wird nicht sonderlich belohnt. Der Blick ins Thal ist durch die hohen Bäume beschränkt, von der Ruine kaum noch die letzte Spur; nur auf dem Scheitel

---

*) Dr. Herzog, wie Dr. Völker sprechen in ihren Handbüchern über den Thüringerwald von „Ueberresten eines alten Schlosses, von verfallenem Gemäuer, von Mauern, die von ältern Flötzkalkstein erbauet seien;" ich muß gestehen, daß ich von dem Allen nie etwas habe entdecken können. Ich sah nur die nackten Felsen und unbedeutende Reste von Mörtel und zerstreuten Mauersteinen der von Völker bezeichneten Art, das frühere Vorhandensein einer Mauer bezeichnend, von der vielleicht seit Jahrhunderten nichts mehr besteht. Wie oft ich überhaupt die Angaben der beiden genannten Herren auf meinen vielfachen Fußwanderungen ins Gebirge (ihre Bücher begleiten mich stets) als falsch erprobte, ist kaum zu glauben. Oft traute ich meinen Augen nicht, wenn ich an Ort und Stelle ihre Beschreibung mit dem Objecte verglich. Unbedingt darf man keinem ein Wort glauben. L. St.

erkennt man an einigen Vertiefungen, daß hier die Burg stand, die sich übrigens auf diesem, für ein Ritterschloß wie geschaffenen Berg herrlich ausgenommen haben muß. Gerade gegenüber zwischen dem Walsberg und dem Tragberge stürzt die Sieglitz herab in die wilde Gera. Durch den Sieglitzgrund führt ein Fahrweg nach Oberhof hinauf, der in frühern Zeiten ein Verbindungsweg zwischen Thüringen und Franken sein mochte. Die edeln Herrn auf der Altenburg überschauten eine große Strecke des Thals und des Sieglitzgrundes, und nichts konnte ihren Blicken entgehen, was des Weges zog. *) Das Thal der wilden Gera wird aufwärts enger, wilder, romantischer; der Fußweg läuft zuweilen an den Thalgehängen hin, unten schlängelt sich der Fluß über Steingeröll, an den Bergwänden steht hie und da der Porphyr in malerischen Felsen zu Tage, eine Lohmühle, weiter hinauf eine Mahlmühle, zu Gehlberg gehörig, und endlich eine Schneidemühle sind die einzelnen und einsamen Gebäude in dem zwei Stunden langen Grunde. An der östlichen Seite fällt eine enge schauerliche Schlucht ein. Verfolgt man sie, so gelangt man an die Kehltholswand, wo der „Gebrannte Stein" steht, ein harter beträchtlicher Porphyrfelsen durch welchen ein merkwürdiger gegen 80 Schritte langer Stollen getrieben ist, ein uraltes Denkmal früherer Thätigkeit im Gebirge, denn durch diesen Stollen ging der alte Flötzgraben, eine ganz seltsame Anlage, wohl 5 bis 600 Jahre alt und der Bewundrung werth. Wenn ich in einem andern Artikel von den Mühlsteinbrüchen reden werde, werde ich Näheres über diese alte merkwürdige Erscheinung beibringen. Dieser Stollen allein ist Belohnung genug, den auch außerdem interessanten Gebrannten Stein aufzusuchen. Nur wage sich kein Fremder in die schauerliche Waldeinsamkeit dieser Gründe, Klüfte und Berge ohne Führer. Jene sind tief und düster, diese steil und rauh und gewähren selten eine weite Aussicht, stundenlang keine menschliche Wohnung, und wie leicht kann man sich verirren. Ueber der Schneidemühle, die nur eine Viertelstunde unter Gehlberg liegt, öffnen sich zwei düstre, waldbewachsene wilde Thalschluchten, die rechts ist der Langengraben, die links der Geragrund. Die Gera entspringt dicht unter dem Schneekopf in einem tiefen, dunkeln Kessel, dem Schneetiegel, hinter welchem noch ein zweiter, weit finsterer Abgrund liegt, die Hölle genannt, in welchen man durch eine tiefe Schlucht gelangt, und der durch die von allen Seiten schauerlich steil abfallenden Bergwänden gebildet wird, der Langenbach entsteht aus der Vereinigung des

---

*) Wie bereits bemerkt, die Geschichte weiß nichts von dieser Burg, ihr Andenken hat sich nur im Volke erhalten, aber dieses weiß auch nicht einmal eine eigenthümliche Sage davon. Die, welche man hier erzählen hört, daß im Berge große Gewölbe mit vollen Weinfässern und andern Schätzen liegen, nach welchen man früher gegraben, wodurch die Vertiefungen auf dem Berge entstanden, wiederholt sich fast bei allen Burg- und Klosterruinen, als daß man hier besondern Werth darauf legen könnte.

Schmückegrabens und des Sattelbachs, die schäumend aus dem höchsten Gebirge herabstürzen. Im Grunde nimmt sie ein Floßteich wie ein großer Kessel auf. Wer noch nie in solchen Gebirgsgründen war, kann sich kaum eine richtige Vorstellung von ihrem wilden Ansehen machen. Oft nur zehn bis zwölf Schritte breit, von mächtigen Fichten, Buchen, Eichen ꝛc. bestanden, dicht belaubt, von einem Bach durchströmt, der, wie man am steinigen Bette desselben sieht, oft die Fläche des ganzen Grundes ausfüllt und seine tobende Kraft an den Felsenstücken und mächtigen Blöcken versucht, die von den Bergen herabgestürzt sind, die Berghänge zu beiden Seiten beängstigend steil, waldbewachsen, die daran hängenden Felsen drohend, der Himmel über uns zuweilen nur einige Fuß breit, das Plätschern des Bachs, der Schall einer Holzaxt, der Schrei eines Waldvogels die einzigen Laute, die das Ohr empfängt, so gleichen diese Gründe Gräbern, die uns von der Menschenwelt trennen. Die Meisten, welche auf den schönen Chausseen jetzt den Thüringerwald passiren, oder Schwarzburg, Reinhardsbrunn, Wilhelmsthal besuchen, ahnen nicht, welche schauerliche Wildniß in den tiefen Schlünden an der Nordseite des Schneekopfs wohnt, und wenn sie plötzlich in einen derselben versetzt würden, würden sie in den nordamerikanischen Urwäldern aber nicht in der Mitte des kultivirten geleckten Deutschlands zu sein wähnen. Aber außer dem Jäger, der sein Revier durchstreift, dem Köhler, der seine Nomadenhütte in diesen Gründen aufschlägt, dem Holzhacker, dessen Axt hier Licht und Zugang schafft, dem Harzscharrer, der der Kiehnruß- und Pechhütte das Material zuführt, betritt selten eines andern Menschen Fuß die schauerliche Einsamkeit dieser Wildnisse. Nur ein Dichter, dessen Herz von der Gesellschaft mißhandelt worden ist, flüchtet es oft in diese schweigenden Wälder, begräbt es in diese tiefen Schluchten, wo es allein mit Gott, mit der Natur und sich beschäftigt ist, und das Andenken an die Menschenwelt Stunden lang aus dem Gedächtniß verwischt, das wehmüthige Glück, den ewigen Täuschungen, der Schmach einer ins Fratzenhafte verzerrten Kultur auf ein Paar Tage entronnen zu sein, mit vollen Zügen genießend.*) Wer das Schauerlich-schöne liebt und den Schneekopf von der thüringischen Seite besteigen will, der wähle keinen der beiden gewöhnlichen Wege durch den Ohregrund über Oberhof, oder durch den Geragrund über Arlesberg, und Gehlberg (einer derselben läßt sich immer als Rückweg betreten) sondern gehe durch den Dörrberger Grund, den Langenbach und Schmückegraben, oder Sattelbach hinauf. Auch durch den Schneetiegel kann man gehen, doch ist jener Weg düster-romantischer. Und welch' ungeheurer Kontrast! Aus der Nacht dieser wil-

*) Vor funfzig Jahren verfaulte in diesen Gründen noch das Holz, weil man es nicht herausschaffen konnte, und vor 150 Jahren hauste der Bär noch hier.

den Thäler zum heitern Licht des Berges, aus dem düstern Grabe zum hellen Himmel, aus der beklemmenden Beschränktheit zur freien weiten, lachenden Aussicht! Ich grüße dich, lieber Wandrer! Wer durch die Thäler zu den Bergen steigt, dem bin ich Freund und gewogen. Laß Dir meine Liebe gefallen; weise sie nicht kalt, stolz und höhnisch zurück, wie Leute, die fort und fort in Städten wohnen, und nur nach den Bergen sehen, wenn sie das Wetter beurtheilen wollen.

Ludwig Storch.

Eingesendete Bemerkungen
zu
dem Artikel Wernigerode in Thüringen und der Harz 16s Heft Seite 183 ff.

S. 185. Die Naturaliensammlung ist nicht mehr im Waisenhause, sondern mit der Bibliothek verbunden und zwar schon seit der Verlegung derselben in den ehemaligen Orangerie-Saal, was schon im J. 1827 geschehen ist. Dieser Saal ist derselbige, in welchem das Echo war, das aber durch die neue Einrichtung verloren gegangen ist.

S. 190. Die Geschichte von der Veranlassung des Denksteins erfordert eine ordentliche Berichtigung, denn so erzählt ist sie eine abentheuerliche Unwahrheit in allen ihren Theilen. Ein Schuß ist auf diese Entfernung nicht möglich, und nichts hat sich so zugetragen, wie die Beschreibung erzählt. Dieses Ereigniß kann kürzlich so beschrieben werden:

Im J. 1777 ging der damals regierende Graf Heinrich Ernst mit seiner Gemahlin und einer verwittweten Frau von Horn († 1814) auf einem an der Mitte des Schloßberges hinziehenden Weg spazieren, und schoß einen oberwärts stehenden Hirsch, welcher den Berg herunter stürzte. Der Graf und die Gräfin eilen vorbei, die Frau von Horn aber fällt, und fast in demselben Augenblick der 340 Pfund schwere Hirsch auf dieselbe. Schnaubend fällt er dieselbe mit seinem Geweihe an. Der begleitende Jäger ist nicht stark genug, ihn abzubringen, und erst mit Hülfe eines andern dazuspringenden Mannes gelingt es, die arme Frau unter dem Hirsch herauszubringen, und — das ist die eigentliche Veranlassung zum Denkstein — ohne alle Beschädigung.

S. 190 unten. Der Luchs und der grimmige Wolf sind keineswegs oft gesehene Gäste im Brocken- (besser Harz-) Gebirge. Der vorletzte Wolf wurde im J. 1749 geschossen, der nächste, von dem hier weitläufig berichtet wird, im J. 1798 und außer dem Luchs 1817 noch ein zweiter bei Seesen im Braunschweigschen, außer diesen aber keines dieser Raubthiere.

S. 193. Die Eisensteingruben auf dem Büchenberge liegen theils innerhalb der Grafschaft Wernigerode, theils im Hannoverschen Gebiet. Erstere liefern den Eisenstein ausschließlich an das gräflich Stolberg-Wernigerödische Hüttenwerk zu Ilsenburg.

Das Braunsteinerz wird nicht auf dem Büchenberg gewonnen, sondern im Hohnsteinischen Forst (S. 190 oben) aber der Debit wird meist vom Büchenberge aus besorgt.

Die Rudelsburg und Schloß Saaleck.

Es war ein wunderherrlicher, goldner Morgen, als ich von Jena aus durch das anmuthige Saalthal nach den Ruinen der Rudelsburg wanderte. Der Sommer hatte sich wie ein blühender Jüngling in das Thal gelagert mit seinen Blüthenlocken und Fruchtgehängen und schaute freundlich aus den klaren Wellen der Saale heraus; die ganze Natur war nichts als Klang und Duft, nichts als Blumen- und Farbenpracht und in lieber freundlicher Stimmung führte mich mein Pfad durch lauter gesegnete Fluren, über schmaragdne Wiesen, durch goldne Aehrenfelder und freundliche Obstwäldchen, deren Zweige sich vom Segen des Sommers zu neigen begannen, durch Dörfer mit ihren freundlichen, gastlichen Häusern bis zum Fuße des Berges, auf dem die Ruinen der Rudelsburg thronen.

Die Lage der Burg ist sehr romantisch. Im Saalthal — ohnstreitig einer der schönsten Parthien Thüringens — ohnfern von Kösen, an der südlichen Grenze des königl. Preuß. Herzogthums Sachsen, im Naumburger Kreise, liegt sie auf einem ziemlich hohen Berge, an dessen Fuße die Saale schäumend strömt. Gegen Norden und Osten fällt dieser Berg unersteiglich steil ab, gegen Süden ist er mit Kirschbäumen, zum Theil auch mit Reben bepflanzt und gegen Westen fällt er in mehreren Abstufungen gegen den Saalecker Schloßberg zu — der von jenem durch eine tiefe Schlucht getrennt ist — ab. — Zwei Fußwege führen zu den Ruinen, der eine vom Dorfe Saaleck aus, der andere auf der entgegengesetzten Seite und in der entgegengesetzten Richtung.

Die weit umhergestreuten Felsblöcke und die noch vorhandenen Spuren der großen Umfassungsmauer lassen auf den Umfang schließen, den die Burg ehemals hatte. Zuerst trifft man auf die Ruinen einer Mauer, welche Spuren des Burgthors enthält. Ueber ei-

hinabrieselte, hingewandert, als uns plötzlich frische Luft und das helle Licht des Tages entgegenströmte. Immer heller wurde es um uns her und mit dem stolzen Gedanken, wie des Menschen Kraft und Muth im Kampf mit der Natur den Sieg erringt, verließen wir das mit einem stattlichen Portale aus Sandstein geschmückte, mit goldenen Inschriften gezierte und mit Linden umpflanzte Mundloch des Stollens, und begrüßten freudig das sonnige Licht, das uns, nach den Wundern der Tiefe, doppelt reizend erschien. Mit Verwunderung aber erblickten wir dicht vor uns die Häuser des Bergstädtchens,

Grund,

welches wenigstens zwei Stunden von Clausthal entfernt ist und zwischen hohen Bergkuppen eingezwängt liegt. Es zählt ungefähr tausend Einwohner und hängt fast mit dem aus 60 Häusern bestehenden Dörfchen Laubhütte zusammen. Schon früh wurde hier Bergbau betrieben und noch jetzt sind mehrere Gruben im Gange. Der Iberg und der Winterberg, zwei Kalksteinköpfe, enthalten Eisenstein, der mit vielen Corallengewächsen durchwebt ist und nesterweise vorkommt. Das Erz ist hier leicht zu gewinnen, denn weil das Gebirge fest ist, hat man fast gar keine Zimmerung nöthig. Der merkwürdigste Gegenstand, in der Nähe des Städtchens ist jedoch

der Hübichenstein,

eine halbe Stunde südwestlich gelegen. 120 Fuß hoch ragt dieser gewaltige Felsenriese am Fuße des Ibergs empor und schaut stolz über die dunkeln Tannen, welche ihn umgeben, in das Land hinaus. Noch hat kein menschlicher Fuß ihn bestiegen und nur der Bergadler horstet auf seiner stolzen Scheitel. Der neben ihm emporstrebende kleinere Felsengipfel hingegen nimmt Besuche an und gewährt eine liebliche Aussicht nach Osterode hin. Geologen suchen aus den Madreporen, Corallengewächsen, Fungiten und andern Wassergeschöpfen mit welchen beide Felsen durchflochten sind, ihren Ursprung aus einer ehemaligen Seegegend zu erweisen. Jedenfalls sollte kein Harzreisender diese Felsengebilde unbesucht lassen.

Abends trafen wir wieder in Clausthal ein und suchten, ermüdet von den gehabten Anstrengungen, zeitig unser Lager, besonders da wir gesonnen waren, gleich in der Frühe des morgenden Tages die Stadt zu verlassen und unsern Wanderstab in andere Gegenden zu tragen, aber unser freundliche Wirth rieth uns, noch einige Stunden zu warten, da eben Sonnabend sei, wo alle zum Bergwesen gehörigen Arbeiter ihre Löhnung ausgezahlt erhielten. Und in der

That war es ein interessantes Schauspiel, die vielen Hunderte fröhlicher Menschen zu sehen, wie sie nach einer Woche voller Mühe und Arbeit mit heitern Blicken den Lohn ihres Fleißes in Empfang nahmen, wie sie mit Weib und Kind hineilten an die verlockend aufgestellten Buden, für ihre blanken Münzen die Bedürfnisse des Lebens eintauschten und mit den leuchtenden Augen zu sagen schienen:

Was wir der Tiefe geraubt, hier ist es, nehmet den Plunder,
Bald erreicht ihn der Fluch, hat ihn der Wucher gezwickt! —

C. Duval.

Die Altenburg und der Dörrberger Grund,

(obere Theil des Thals der wilden Gera).

Obgleich Karl der Große die Südthüringer aus ihren Wohnsitzen führte und diese mit Franken besetzte, so blieb doch das reiche Land südlich vom Thüringerwald in vielfacher Verbindung mit dem nördlich gelegenen, jetzt nur noch Thüringen geheißen, während jenes den Namen Frankenland erhielt. Diese Verbindung wurde später unter den Hohenstaufen noch lebhafter; es gingen nicht nur Heerstraßen aus dem nördlichen Deutschland durch die Thäler des Thüringerwaldes nach Franken, sondern von dort her, vorzüglich von Augsburg und Nürnberg, diesen Repräsentanten des mittelalterig-deutschen Gewerbs- und Handelsgeistes, diesen gewaltigen Niederlagen der Kunstproducte und Befriedigungsmittel des aus Italien und dem Oriente eingewanderten jungen Luxus, ging der nicht unbedeutende Handelszug durch das genannte Gebirge. Der rohe Geist der Habsucht und Schlemmerei, der nach dem unglücklichen Ende des Hohenstaufengeschlechts in Deutschland unter den ritterlichen Familien einriß, der Neid, mit welchem sie das Emporblühen der Städte und des Handels betrachteten, der Haß gegen den Niedriggebornen, der in bessern Mitteln war, als sie, rief jene Menge von Raubschlössern hervor, deren theilweise noch sichtbare Ruinen uns jetzt meist in eine romantische Stimmung versetzen. Leider zeichnete sich der thüringische Adel durch dieses Unwesen besonders aus, so daß sich der Kaiser Rudolf von Habsburg, der Ordnung und Friedensstifter Deutschlands, als 72jähriger Greis genöthigt sah, auf dem großen Reichstage, den er 1290 in Erfurt hielt, neun und zwanzig Raubritter, die in Ilmenau (und jedenfalls in der Umgegend dieser Stadt) gehaust und ergriffen, hinrichten zu lassen, weil sie den gebotenen Landfrieden gebrochen hatten. In demselben Jahre ließ Rudolph 66 Raubschlösser am Thüringerwalde und dem Harze zerstören. Von

jener Zeit schreiben sich viele Burgruinen oder wenigstens der Name der Burgen, der an dem Berge, der Stätte ihrer ehemaligen Existenz haften geblieben ist. Man sieht es in der Regel den Bergen sogleich an, welch einer abscheulichen Bestimmung ihre Häuser gedient haben. Sie liegen stets am Eingange oder in der Mitte von Thälern, durch welche eine Handelsstraße über das Gebirge zog; der Berg ist steil und möglichst isolirt, der Raum, auf welchem die Baulichkeiten standen, meist sehr beschränkt, so daß man ihnen den Namen Raubnester mit Fug und Recht beilegen konnte. Hier sollen in der Kürze nur drei derselben erwähnt werden, der Reinsburg an der rechten Seite der Gera, südöstlich von Plaue, der Altenburg, an der rechten Seite der kleinen oder wilden Gera im Dörrberger Grund, und der Krachenburg links am Ausgange des Schmalwassergrundes und das ganze Thal beherrschend, in welchem Spitter, Apfelstädt, Mittelwasser und Schmalwasser zusammenströmen. Ich schließe aus dem Umstande, daß die Geschichte von den Besitzern und der Zerstörung dieser Burgen nichts weiß, daß sie zu denen gehörten, welche Rudolf zerstörte; zwar halte ich den Waldenfels im Schmalwassergrund, die Ruinen Schwarzwald im Ohrethal, den Hermannstein, rechts am Ausgange des Badewassergrundes, den Scharfenberg im Thale der Ruhla für nichts weiter als Raubschlösser des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, die nur entweder dem Schicksale der Zerstörung durch kaiserliche Gewalt entgingen, oder später wieder aufgebaut wurden, weshalb wir von ihnen historische Nachrichten, meist aus späterer Zeit aufzuweisen haben. Die Beschreibung der Reinsburg mag einer besondern kleinen Abhandlung aufbewahrt bleiben; die der Krachenburg eröffnet am Schicklichsten die Darstellung des romantischen Dietharzergrundes, und so soll hier nur von der Altenburg die Rede sein. An der Stelle, wo das Thal der kleinen oder wilden Gera aus dem höhern Gebirg oder der ältern Formation, dem Porphyr, in die jüngere, die Muschelkalkberge übertritt, liegt auf dem Mittelgliede beider, dem bunten Sandsteine, der große gothaische Ort Gräfenroda. Das Thal, in den Porphyrbergen oben und in den Muschelkalkbergen unten sehr eng, dehnt sich zwischen den Sandsteinhügeln aus und wird äußerst heiter und freundlich. Alles athmet hier Leben und Thätigkeit. Thalaufwärts liegen die zu Gräfenrode gehörigen Kiehnrußhütten, Potaschen- und Pechsiedereien, Ziegel- und Kalkbrennereien, die zusammen sich aus der Ferne wieder wie ein kleines ärmliches Dorf ausnehmen. Eine gute Viertelstunde weiter im Thale hinauf kommen wir an das Schwarzburger Forsthaus, dort oft das Stutzhaus*) genannt, das mit einem Gasthofe, einer Mahl-, einer Schneidemühle und mehren Wohnhäusern wiederum eine kleine Kolonie auszumachen scheint, und am Fuße des großen Walsberges oder Walds-

*) Doch hat auch Arlesberg im Volksmunde immer den Namen „das Stutzhaus" und im Ohregrund führt ein Dörfchen denselben Namen.

berges, am Einfluß der Lütsch in die kleine oder wilde Gera, auf einer schmalen Zunge des Schwarzburg=Sondershäusischen Gebiets liegt. Eine kleine Viertelstunde weiter leuchtet uns am rechten Berghange, dicht am Fuße des hohen Gebirges das gothaische Dörfchen Dörrberg entgegen, welches dem nun sich öffnenden engen Thale der wilden Gera im Volksmunde den Namen des Dörrberger Grundes gegeben hat. Dörrberg hat nur 10 Häuser; der Weg in den Grund läßt es links auf der Anhöhe liegen. Ein tiefes, äußerst freundliches Thal, von den hoch und höher aufsteigenden Bergen gebildet, ladet uns ein, die wilde Gera, im hohen Sommer ein unschuldiges klares Wasser scheint sich über ihr Epitheton zu wundern, das sie im Frühling nur allzu sehr rechtfertigt, wovon das breite steinige, zerrissene, jetzt trockene Flußbett zu beiden Seiten des tiefern bewässerten genugsam Zeugniß giebt. Schreitet man von der am Flusse unter Dörrberg gelegenen Schneidemühle weiter Thal aufwärts, so erblickt man vor sich an der rechten Seite des Thals wiederum in der Entfernung einer kleinen Viertelstunde einen Berg, der sich durch seine ungewöhnliche Gestalt von allen übrigen auszeichnet und das Auge auf sich zieht. Näher gekommen sieht man seine abentheuerliche Kegelform noch deutlicher, große Felsenmassen schimmern durch die Fichtenwaldung mit der er bepflanzt ist, man erräth, daß es gewaltige Kolosse sein mögen, die sich an zwei Stellen bis zur Spitze des Berges über einander thürmen. Es ist ein weißer Porphyr, der so malerisch in das Thal herableuchtet. Dies ist der Berg der Altenburg, vom Volke der nächsten Umgegend nur „das Raubschloß“ genannt, obgleich man kaum noch auch nur geringfügige Spuren von Mauerwerk findet.*) Der Berg fällt ins Thal sehr steil ab und es bedarf keiner geringen Anstrengung, ihn von dort aus zu erklimmen. Leichter ersteigt man ihn, wenn man den an seiner Südseite nach Gehlberg hinaufführenden Weg bis zur Höhe des Rückens verfolgt, durch den er mit dem Gebirgszuge zusammenhängt, und auf diesem bis an die Kuppe geht, die dann immer noch einen rüstigen Steiger verlangt. Die Mühe wird nicht sonderlich belohnt. Der Blick ins Thal ist durch die hohen Bäume beschränkt, von der Ruine kaum noch die letzte Spur; nur auf dem Scheitel

---

*) Dr. Herzog, wie Dr. Völker sprechen in ihren Handbüchern über den Thüringerwald von „Ueberresten eines alten Schlosses, von verfallenem Gemäuer, von Mauern, die von ältern Flötzkalkstein erbauet seien;“ ich muß gestehen, daß ich von dem Allen nie etwas habe entdecken können. Ich sah nur die nackten Felsen und unbedeutende Reste von Mörtel und zerstreuten Mauersteinen der von Völker bezeichneten Art, das frühere Vorhandensein einer Mauer bezeichnend, von der vielleicht seit Jahrhunderten nichts mehr besteht. Wie oft ich überhaupt die Angaben der beiden genannten Herren auf meinen vielfachen Fußwanderungen ins Gebirge (ihre Bücher begleiten mich stets) als falsch erprobte, ist kaum zu glauben. Oft traute ich meinen Augen nicht, wenn ich an Ort und Stelle ihre Beschreibung mit dem Objecte verglich. Unbedingt darf man keinem ein Wort glauben. L. St.

erkennt man an einigen Vertiefungen, daß hier die Burg stand, die sich übrigens auf diesem, für ein Ritterschloß wie geschaffenen Berg herrlich ausgenommen haben muß. Gerade gegenüber zwischen dem Walsberg und dem Tragberge stürzt die Sieglitz herab in die wilde Gera. Durch den Sieglitzgrund führt ein Fahrweg nach Oberhof hinauf, der in frühern Zeiten ein Verbindungsweg zwischen Thüringen und Franken sein mochte. Die edeln Herrn auf der Altenburg überschauten eine große Strecke des Thals und des Sieglitzgrundes, und nichts konnte ihren Blicken entgehen, was des Weges zog. *) Das Thal der wilden Gera wird aufwärts enger, wilder, romantischer; der Fußweg läuft zuweilen an den Thalgehängen hin, unten schlängelt sich der Fluß über Steingeröll, an den Bergwänden steht hie und da der Porphyr in malerischen Felsen zu Tage, eine Lohmühle, weiter hinauf eine Mahlmühle, zu Gehlberg gehörig, und endlich eine Schneidemühle sind die einzelnen und einsamen Gebäude in dem zwei Stunden langen Grunde. An der östlichen Seite fällt eine enge schauerliche Schlucht ein. Verfolgt man sie, so gelangt man an die Kehltholswand, wo der „Gebrannte Stein" steht, ein harter beträchtlicher Porphyrfelsen durch welchen ein merkwürdiger gegen 80 Schritte langer Stollen getrieben ist, ein uraltes Denkmal früherer Thätigkeit im Gebirge, denn durch diesen Stollen ging der alte Flötzgraben, eine ganz seltsame Anlage, wohl 5 bis 600 Jahre alt und der Bewundrung werth. Wenn ich in einem andern Artikel von den Mühlsteinbrüchen reden werde, werde ich Näheres über diese alte merkwürdige Erscheinung beibringen. Dieser Stollen allein ist Belohnung genug, den auch außerdem interessanten Gebrannten Stein aufzusuchen. Nur wage sich kein Fremder in die schauerliche Waldeinsamkeit dieser Gründe, Klüfte und Berge ohne Führer. Jene sind tief und düster, diese steil und rauh und gewähren selten eine weite Aussicht, stundenlang keine menschliche Wohnung, und wie leicht kann man sich verirren. Ueber der Schneidemühle, die nur eine Viertelstunde unter Gehlberg liegt, öffnen sich zwei düstre, waldbewachsene wilde Thalschluchten, die rechts ist der Langengraben, die links der Geragrund. Die Gera entspringt dicht unter dem Schneekopf in einem tiefen, dunkeln Kessel, dem Schneetiegel, hinter welchem noch ein zweiter, weit finsterer Abgrund liegt, die Hölle genannt, in welchen man durch eine tiefe Schlucht gelangt, und der durch die von allen Seiten schauerlich steil abfallenden Bergwänden gebildet wird, der Langenbach entsteht aus der Vereinigung des

---

*) Wie bereits bemerkt, die Geschichte weiß nichts von dieser Burg, ihr Andenken hat sich nur im Volke erhalten, aber dieses weiß auch nicht einmal eine eigenthümliche Sage davon. Die, welche man hier erzählen hört, daß im Berge große Gewölbe mit vollen Weinfässern und andern Schätzen liegen, nach welchen man früher gegraben, wodurch die Vertiefungen auf dem Berge entstanden, wiederholt sich fast bei allen Burg- und Klosterruinen, als daß man hier besondern Werth darauf legen könnte.

Schmückegrabens und des Sattelbachs, die schäumend aus dem höchsten Gebirge herabstürzen. Im Grunde nimmt sie ein Floßteich wie ein großer Kessel auf. Wer noch nie in solchen Gebirgsgründen war, kann sich kaum eine richtige Vorstellung von ihrem wilden Ansehen machen. Oft nur zehn bis zwölf Schritte breit, von mächtigen Fichten, Buchen, Eichen ꝛc. bestanden, dicht belaubt, von einem Bach durchströmt, der, wie man am steinigen Bette desselben sieht, oft die Fläche des ganzen Grundes ausfüllt und seine tobende Kraft an den Felsenstücken und mächtigen Blöcken versucht, die von den Bergen herabgestürzt sind, die Berghänge zu beiden Seiten beängstigend steil, waldbewachsen, die daran hängenden Felsen drohend, der Himmel über uns zuweilen nur einige Fuß breit, das Plätschern des Bachs, der Schall einer Holzaxt, der Schrei eines Waldvogels die einzigen Laute, die das Ohr empfängt, so gleichen diese Gründe Gräbern, die uns von der Menschenwelt trennen. Die Meisten, welche auf den schönen Chausseen jetzt den Thüringerwald passiren, oder Schwarzburg, Reinhardsbrunn, Wilhelmsthal besuchen, ahnen nicht, welche schauerliche Wildniß in den tiefen Schlünden an der Nordseite des Schneekopfs wohnt, und wenn sie plötzlich in einen derselben versetzt würden, würden sie in den nordamerikanischen Urwäldern aber nicht in der Mitte des kultivirten geleckten Deutschlands zu sein wähnen. Aber außer dem Jäger, der sein Revier durchstreift, dem Köhler, der seine Nomadenhütte in diesen Gründen aufschlägt, dem Holzhacker, dessen Axt hier Licht und Zugang schafft, dem Harzscharrer, der der Kiehnruß- und Pechhütte das Material zuführt, betritt selten eines andern Menschen Fuß die schauerliche Einsamkeit dieser Wildnisse. Nur ein Dichter, dessen Herz von der Gesellschaft mißhandelt worden ist, flüchtet es oft in diese schweigenden Wälder, begräbt es in diese tiefen Schluchten, wo es allein mit Gott, mit der Natur und sich beschäftigt ist, und das Andenken an die Menschenwelt Stunden lang aus dem Gedächtniß verwischt, das wehmüthige Glück, den ewigen Täuschungen, der Schmach einer ins Fratzenhafte verzerrten Kultur auf ein Paar Tage entronnen zu sein, mit vollen Zügen genießend. *) Wer das Schauerlich-schöne liebt und den Schneekopf von der thüringischen Seite besteigen will, der wähle keinen der beiden gewöhnlichen Wege durch den Ohregrund über Oberhof, oder durch den Geragrund über Arlesberg, und Gehlberg (einer derselben läßt sich immer als Rückweg betreten) sondern gehe durch den Dörrberger Grund, den Langenbach und Schmückegraben, oder Sattelbach hinauf. Auch durch den Schneetiegel kann man gehen, doch ist jener Weg düster-romantischer. Und welch' ungeheurer Kontrast! Aus der Nacht dieser wil-

---

*) Vor funfzig Jahren verfaulte in diesen Gründen noch das Holz, weil man es nicht herausschaffen konnte, und vor 150 Jahren hauste der Bär noch hier.

den Thäler zum heitern Licht des Berges, aus dem düstern Grabe zum hellen Himmel, aus der beklemmenden Beschränktheit zur freien weiten, lachenden Aussicht! Ich grüße dich, lieber Wandrer! Wer durch die Thäler zu den Bergen steigt, dem bin ich Freund und gewogen. Laß Dir meine Liebe gefallen; weise sie nicht kalt, stolz und höhnisch zurück, wie Leute, die fort und fort in Städten wohnen, und nur nach den Bergen sehen, wenn sie das Wetter beurtheilen wollen.

Ludwig Storch.

Eingesendete Bemerkungen
zu
dem Artikel Wernigerode in Thüringen und der Harz 16s Heft Seite 183 ff.

S. 185. Die Naturaliensammlung ist nicht mehr im Waisenhause, sondern mit der Bibliothek verbunden und zwar schon seit der Verlegung derselben in den ehemaligen Orangerie-Saal, was schon im J. 1827 geschehen ist. Dieser Saal ist derselbige, in welchem das Echo war, das aber durch die neue Einrichtung verloren gegangen ist.

S. 190. Die Geschichte von der Veranlassung des Denksteins erfordert eine ordentliche Berichtigung, denn so erzählt ist sie eine abentheuerliche Unwahrheit in allen ihren Theilen. Ein Schuß ist auf diese Entfernung nicht möglich, und nichts hat sich so zugetragen, wie die Beschreibung erzählt. Dieses Ereigniß kann kürzlich so beschrieben werden:

> Im J. 1777 ging der damals regierende Graf Heinrich Ernst mit seiner Gemahlin und einer verwittweten Frau von Horn († 1814) auf einem an der Mitte des Schloßberges hinziehenden Weg spazieren, und schoß einen oberwärts stehenden Hirsch, welcher den Berg herunter stürzte. Der Graf und die Gräfin eilen vorbei, die Frau von Horn aber fällt, uud fast in demselben Augenblick der 340 Pfund schwere Hirsch auf dieselbe. Schnaubend fällt er dieselbe mit seinem Geweihe an. Der begleitende Jäger ist nicht stark genug, ihn abzubringen, und erst mit Hülfe eines andern dazuspringenden Mannes gelingt es, die arme Frau unter dem Hirsch herauszubringen, und — das ist die eigentliche Veranlassung zum Denkstein — ohne alle Beschädigung.

S. 190 unten. Der Luchs und der grimmige Wolf sind keineswegs oft gesehene Gäste im Brocken- (besser Harz-) Gebirge. Der vorletzte Wolf wurde im J. 1749 geschossen, der nächste, von dem hier weitläufig berichtet wird, im J. 1798 und außer dem Luchs 1817 noch ein zweiter bei Seesen im Braunschweigschen, außer diesen aber keines dieser Raubthiere.

S. 193. Die Eisensteingruben auf dem Büchenberge liegen theils innerhalb der Grafschaft Wernigerode, theils im Hannoverschen Gebiet. Erstere liefern den Eisenstein ausschließlich an das gräflich Stolberg-Wernigerödische Hüttenwerk zu Ilsenburg.

Das Braunsteinerz wird nicht auf dem Büchenberg gewonnen, sondern im Hohnsteinischen Forst (S. 190 oben) aber der Debit wird meist vom Büchenberge aus besorgt.

Die Rudelsburg und Schloß Saaleck.

Es war ein wunderherrlicher, goldner Morgen, als ich von Jena aus durch das anmuthige Saalthal nach den Ruinen der Rudelsburg wanderte. Der Sommer hatte sich wie ein blühender Jüngling in das Thal gelagert mit seinen Blüthenlocken und Fruchtgehängen und schaute freundlich aus den klaren Wellen der Saale heraus; die ganze Natur war nichts als Klang und Duft, nichts als Blumen- und Farbenpracht und in lieber freundlicher Stimmung führte mich mein Pfad durch lauter gesegnete Fluren, über schmaragdne Wiesen, durch goldne Aehrenfelder und freundliche Obstwäldchen, deren Zweige sich vom Segen des Sommers zu neigen begannen, durch Dörfer mit ihren freundlichen, gastlichen Häusern bis zum Fuße des Berges, auf dem die Ruinen der Rudelsburg thronen.

Die Lage der Burg ist sehr romantisch. Im Saalthal — ohnstreitig einer der schönsten Parthien Thüringens — ohnfern von Kösen, an der südlichen Grenze des königl. Preuß. Herzogthums Sachsen, im Naumburger Kreise, liegt sie auf einem ziemlich hohen Berge, an dessen Fuße die Saale schäumend strömt. Gegen Norden und Osten fällt dieser Berg unersteiglich steil ab, gegen Süden ist er mit Kirschbäumen, zum Theil auch mit Reben bepflanzt und gegen Westen fällt er in mehreren Abstufungen gegen den Saalecker Schloßberg zu — der von jenem durch eine tiefe Schlucht getrennt ist — ab. — Zwei Fußwege führen zu den Ruinen, der eine vom Dorfe Saaleck aus, der andere auf der entgegengesetzten Seite und in der entgegengesetzten Richtung.

Die weit umhergestreuten Felsblöcke und die noch vorhandenen Spuren der großen Umfassungsmauer lassen auf den Umfang schließen, den die Burg ehemals hatte. Zuerst trifft man auf die Ruinen einer Mauer, welche Spuren des Burgthors enthält. Ueber ei-

ne große Menge Hügel und Vertiefungen des alten Burghofs kommt man zur eigentlichen Burg, welche durch Brücke und Graben abgesondert ist. Ueber den Graben führt eine gemauerte Brücke von drei Jochen, welche früher nicht ganz bis zur Mauer angebaut war, sondern wahrscheinlich durch eine Zugbrücke ergänzt wurde; erst in neuerer Zeit hat man, um Gefahr zu verhüten, den Zwischenraum überwölbt. Der innere Burghof bildet ein unregelmäßiges, längliches Viereck, er ist neuerlich geebnet und mit einem steinernen Tisch und steinernen Sitzen versehen worden. Ein einziger viereckiger Thurm hat sich noch ganz unversehrt erhalten, bedeutend und von mächtigem Baue ist sein Styl doch weder correct noch schön, sondern bloß ein cyklopischer Mörtelguß, der seine mächtige Füllung verbindet, auch hat er das mit andern Burgwarten gemein, daß der Eingang nicht unmittelbar am Boden ist, sondern daß sich erst in einer Höhe von 30 bis 40 Fuß eine Oeffnung befindet. Seine kegelförmige Spitze umgiebt eine steinerne Brustwehr. Inwendig sind Gewölbe auf Gewölbe bis in die Tiefe. Der Thurm ist ohngefähr 160 Fuß hoch und hat bei 90 Fuß Umfang eine Mauer von 6 — 8 Fuß Dicke. — Im hintern Theile des Burghofs befinden sich noch die Eingänge zu den Kellern, von welchen der gegen Mittag sich bis zu den Grundmauern des Thurms erstreckt. — Ueber der Erde hat sich außer dem oberwähnten Thurme nur ein Gewölbe in der Ecke gegen Nordwest erhalten, in welchem sich ein mit steinernen Sitzen versehenes Fenster befindet. Ein wunderliebliches Plätzchen mit der herrlichsten Aussicht. Dort saß ich lange und erfreute mich an dem herrlichen Panorama, was zu meinen Füßen ausgebreitet dalag. Vor mir glänzten die zwei Thürme der Burg Saaleck mit ihren weißen Zinnen und den von der Sonne vergoldeten Fenstern. Am jenseitigen Ufer lag das freundliche Dorf Saaleck, ehemals eine Stadt, in Gebüsch versteckt, links blickte der Edelhof Kreipitzsch von der Höhe des Bergs herab und steil unter mir zog die Silberfläche der Saale mit unzähligen Flößen bedeckt in vielfachen Krümmungen, bald rauschend und tobend, bald plätschernd und kosend dahin. Jenseits liefen Knaben mit Angeln beschäftigt am Ufer hin und wieder. Die Felder belebten ärntende Gruppen. Schon aufgehäuft prangten Demeters Garben, Fruchtwagen schwankten den Landhäusern zu und Streifen üppig blühender Rübsaat zogen Glanzlichter über das Ganze. Eine einsame Lerche sang vielleicht ihr letztes Abendlied und von den entfernten Dörfern herüber zitterte zuweilen ein leiser Glockenton. In der Ferne erblickte ich die Gradirhäuser von Kösen und im Hintergrunde ragten die rothen Dächer von Schulpforte über einem Hügel hervor. Waldige Berge umzogen die ganze Landschaft der der purpurbeschuppte Abendhimmel eine magische Beleuchtung verlieh.

Die Rudelsburg, in Urkunden Rottilsberg, Rothelebesburch, Rutheleibisberg &c., auch wohl „die Veste“ schlechthin genannt, soll

nach der mährchenhaften Angabe in der Chronik des Naumburger Mönchs im St. Georgenkloster, Benedict Taube, von einem gewissen Rudolph von Münchenhausen, der an der Saale in der Gegend, wo jetzt Kösen und Schulpforte liegen, weitläufige Besitzungen gehabt, um 972 zum Schutze gegen die Slaven und Wenden erbaut und von seinem Sohne Dedo erweitert, befestiget und nach seines Vaters Namen „Rudolfsburg" genannt worden sein. Ihr gegenüber am jenseitigen Saalufer soll damals eine andere Burg, die Krainburg, gestanden haben, deren Besitzer mit denen der Rudelsburg in langer Fehde lebten. Erst Dedos Enkel, Otto, welcher keine männlichen Nachkommen, sondern nur eine Tochter Hildegard besessen, habe sich mit seinem Nachbar, Ludwig von Gültenburg, ausgesöhnt, indem er ihn zu einem Fastnachtsschmause auf seiner Burg eingeladen. Später habe sich dieser Ludwig mit der Hildegard vermählt und so sei die Rudelsburg mit ihren Besitzungen an das edle Geschlecht von Gültenburg gekommen. Die späteren Nachkommen Ludwigs hätten vielfach Stegreifritterschaft getrieben, bis endlich Kaiser Rudolf I. von Habsburg im J. 1290 die Rudelsburg belagert und als Raubnest zerstört habe, wobei Ludwigs Enkel, Friedrich Konradin von Gültenburg, als ein Bauer verkleidet zu entfliehen versucht, aber auf der Flucht ergriffen und getödtet worden sei. (F. Gottschalk die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands. Band 5., S. 287 ff.)

Das Unhistorische sothaner Nachrichten ist von C. P. Lepsius in einem Aufsatze: „Etwas über des Herrn Gottschalk Bericht von den Bergschlössern Rudelsburg und Saaleck und die Taubische Chronik" im 1. Heft der „Mittheilungen des Thüring. Sächsischen Vereins für Erforscher vaterländ. Alterthums" S. 72 ff. beleuchtet und nachgewiesen worden, daß eine Krainburg bei Kösen gar nicht existirt hat.

Eine andere Sage nennt Kaiser Rudolf I. von Habsburg als Erbauer der Rudelsburg, indem als Veranlassung dazu angegeben wird, daß seine Gemahlin in dem benachbarten Dorfe Freiroda von einem Prinzen entbunden worden sei.

Eine dritte Legende meldet, daß die Rudelsburg ehedem zu den 8 Burgen in der Runde um Naumburg gehört habe, von welchen diese als die 9. den Namen Neuenburg erhalten habe. Es ist dies die bekannte Sage von der weinenden und lachenden Braut, die ihre und ihres Bräutigams ansehnliche Erbgüter zum Bau und zur Ausstattung des Doms zu Naumburg verwendete.*)

---

*) Schamel. ad Groitzsch Descrip. Salae fluvii p. 15. — Die Sage von der lachenden und weinenden Braut gehört nicht hierher, sondern in den Sagenkreis von Naumburg. Umständlich erzählt dieselbe Zabor in seiner handschriftl. Chronik und in den thüring. „Erholungen" v. J. 1812. Monat April Nr. 31. nnd 32. findet sich dieselbe von Louise Brachmann recht anziehend bearbeitet.

Eine vierte Volkssage endlich leitet den Namen Rudelsburg von einem Rudolf aus dem Thüring. Geschlechte der Schenken ab. (**Friederici hist. Pincernarum c. 4. p. 110**)

Die ältesten zuverlässigen Nachrichten über die Rudelsburg schöpfen wir aus der Urkundensammlung des Klosters Pforta.

Das Dasein unsres Schlosses erfahren wir zuerst mit unbezweifelter Gewißheit bei Gelegeeheit einer Schenkung von 4 Gütern zu Burgschütz und Gleier durch Bischof Udo II. von Naumburg an das Kloster Bosau bei Zeitz in einer Urkunde ohne Datum, jedoch erweislich aus dem J. 1171 (abgedr. im Thur. sacr. p. 668 — in Schamel. Suppl. zu Leuckfelds Historie des Klosters Bosau S. 36. — und in Schöttg. 8. Kreyssig Diplom. T. II. p. 430), wo unter den Zeugen ein „Hugo de Ruthelebesburch“ genannt wird. Er erscheint unter den Ministerialen (Dienstmannen), woraus zu schließen, daß er nicht selbst Besitzer des Schlosses und mit demselben beliehen gewesen, sondern im Dienst eines Höheren, dem die Burg gehörte, gestanden habe.

Später, im 13. Säculum finden wir die Rudelsburg unter denjenigen Herrschaften, welche die Markgrafen zu Meißen von den Bischöfen zu Naumburg zu Lehen trugen. Die älteste über diesen Lehnsnexus vorhandene Urkunde ist v. J. 1238 (abgedr. in Frisanders (Grubners) Sammlung nützlicher Urkunden zur Geschichte des Stifts Naumburg S. 10.) Die Markgrafen hatten sogen. Burgmannen auf der Burg, deren oft 6, 8, 10 und mehrere in einer Urkunde genannt werden. Diese zahlreiche Burgmannschaft beweist, daß die Rudelsburg für die Land- und Markgrafen von großer Wichtigkeit gewesen sein muß, und rechtfertiget die Vermuthung, daß damals die Landstraße von Naumburg nach Erfurt und Frankfurt durch dieses Thal geführt und durch die Besatzung der Rudelsburg gesichert worden sei. Auch läßt sich — da mehrere eines Geschlechts theils zu gleicher Zeit, theils nach einander unter den „Castellanis de Rudelsburgk“ aufgeführt werden — vermuthen, daß die Function der Burgmannen erblich und zweifelsohne mit gewissen Lehen verbunden gewesen (vergl. C. P. Lepsius „die Ruinen der Rudelsburg und des Schlosses Saaleck“ in den „Mittheilungen aus dem Gebiete histor. antiquar. Forschungen herausgeg. v. d. Thür. Sächs. Verein für Erforscher vaterl. Alterth.“ . H. 4. S. 25.)

Mit dem J. 1319 verschwinden die Burgmannen zu Rudelsburg in den Urkunden der Naumburger Bischöfe und in den Pfortaer Klosterbriefen, und es muß wohl damals eine Veränderung mit der Rudelsburg vorgegangen sein. Nach einer Sage soll sie um jene Zeit ein Raubschloß gewesen und als solches vom Landgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange zerstört worden sein.

Nicht eher als in der Mitte des 14. Jahrhunderts entdecken wir wieder eine Spur von der Existenz der Rudelsburg, indem wir aus der Naumburger Rathscämmerei Rechnung v. J. 1348 (die bezüglichen Stellen sind bei Lepsius a. a. O. S. 27 abgedruckt) ersehen, daß der Bischof und die Stadt Naumburg in dem genannten

Jahre mit mehreren Edelleuten in der Umgegend in Fehde befangen und namentlich auch die Rudelsburg, wo damals Werner Kurtefreut Castellan war, mit in dieselbe verflochten war. Die Rudelsburg wurde in dem genannten Jahre von den Naumburger Bürgern unter dem Stadthauptmann Hans von Drutzen erstürmt und zerstört, genannter Kurtefreut aber gefangen genommeu.

Seit jener Zeit mag die Rudelsburg viele Jahre hindurch wüste gelegen haben, wenigstens wird ihrer bis gegen das Ende des 14. Jahrhunderts in keiner Urkunde Erwähnung gethan. Von da an erscheinen die Schenken von Saaleck auf ihr. Wann jedoch die Burg an diese gekommen, mit welchen Zubehörungen und in welcher Eigenschaft sie dieselbe besessen, darüber mangeln alle Nachrichten. Wahrscheinlich war sie den Schenken mit der Verbindlichkeit verliehen, die Burg zum Dienste des Lehnsherrn im Vertheidigungszustand zu erhalten; übrigens aber geht aus den betreffenden Urkunden hervor, daß das frühere Lehnsverhältniß zwischen den Markgrafen und den Bischöfen zu Naumburg als Oberlehnsherren damals noch fortbestand. (Lepsius a. a. O. S. 40.) — Aber schon im 15. Jahrhunder hörte die Rudelsburg wieder auf eine Schenksche Besitzung zu sein, denn in einem Lehnbriefe Churfürst Friedrichs und Herzog Wilhelms d. d. Leipzig am Sonntag Judica 1441 (abgedr. in Schöttg. und Kreyssig diplomat. Nachlese Theil XII. S. 272) werden Rudolf, Günther und Heinrich, Gebrüder von Bünau neben den übrigen, von ihrem Vater Heinrich von Bünau hinterlassenen Gütern Droysig, Schkölen, Elsterberg, Meihen, Pobilis (Pobles) und Gostiz (Gostewitz) zugleich mit Rudelsburg und Großheringen beliehen. Wenn indessen diese Besitzveränderung eingetreten, ist nicht zu bestimmen. Als der Letzte aus dem Schenkischen Geschlechte der auf der Rudelsburg gehaust, wird „Ehrenfried Schenke von der Veste" im J. 1479 in einem Lehnbriefe Bischof Heinrichs zu Naumburg an Heinrich Reuß Herrn zu Plauen über mehrere stiftische Lehnschaften (abgedr. in Avemann Historie der Burggrafen zu Kirchberg S. 167 und in Beckler Stemm. Ruth. p. 321) genannt. Die Benennung „von der Veste" blieb jedoch noch lange eine eigenthümliche Bezeichnung, welche von den Nachkommen der Schenken zu Rudelsburg — die nach der Veräußerung dieses Schlosses noch einige Zeit in der Gegend und ganz in der Nähe ansässig blieben, — fortgeführt wurde.

Bei der Hauptheilung der Brüder Friedrich und Wilhelm in die Lande ihres Vaters, Friedrich des Streitbaren, im J. 1445 kam Thüringen und folglich auch die Lehns- und Landeshoheit über die Rudelsburg an Herzog Wilhelm. (Lepsius a. a. O. S. 43).

In dem Bruderkriege blieb der Besitzer der Rudelsburg auf der Seite seines Lehnsherrn des Herzogs Wilhelm, weshalb die Burg auch von dem Churfürst Friedrich II., dem Sanftmüthigen, im J. 1450 zerstört wurde. (Rudolf. Gotha diplomat. T. 5. l. 3. c. 26. §. 7. p. 116.) Wie lange sie aber seitdem wüste gelegen, ist nicht bestimmt anzugeben. Später finden wir sie wieder bewohnt

und noch im folgenden Jahrhundert wurde Gottesdienst in der dasigen Burgcapelle gehalten.

Bei der Theilung der Sächs. Lande zwischen Ernst und Albert im J. 1485 wurden die von Bünau mit ihren Lehngütern und unter diesen namentlich mit der Rudelsburg dem Meißner Theile zugewiesen. (Glaffey Kern der Sächs. Geschichte S. 793).

Aus dem Hause der von Bünau zu Droysig, Schkölen und Rudelsburg stammt Günther von Bünau, Doctor des geistlichen Rechts, Domdechant zu Naumburg und päpstlicher Protonotar, der seines Namens Gedächtniß durch mehrere geistliche Stiftungen und namentlich zu Rudelsburg dadurch verewigte, daß er nicht nur ein Legat aussetzte, wovon unter andern dem Geistlichen, welcher in der Capelle der heiligen Elisabeth auf der Rudelsburg die Messe zu lesen hatte, jährlich 4 Mfl. angewiesen wurden, sondern auch bei dem Papst Leo einen Ablaß auswirkte für diejenigen, welche diese Capelle an gewissen Tagen andächtig besuchen und daselbst 5 Pater noster, 5 Ave Maria und ein Symbolum beten würden. Jenes Vermächtniß bestätigte Raymundus, päpstlicher Legatus a Latere in Straßburg XVIII. Kal. Maj. 1504. (Braun Nachrichten von den Dombechanten zu Naumburg S. 24.) Diesen Ablaß aber bezeugt der Cardinal Antonius in einer besonderen, zu Rom ausgestellten Urkunde v. J. 1513 (abgedr. b. Lepsius a. a. O. S. 86.)

Ohngefähr 150 Jahre hindurch haben die von Bünau die Rudelsburg besessen, als im J. 1581 Rudolf und Günther von Bünau dieselbe an Hans Georg von Osterhausen verkauften. Daß bis dahin die Rudelsburg noch bewohnt und ein stattlicher Rittersitz gewesen, bezeugt Groitzsch Descrip. Salae slavii (Lip. 1585). Nachdem aber die von Osterhausen ihre Wohnung von der Burg nach dem nahen Kreipitzsch verlegten, ging sie immer mehr und mehr ihrem Verfalle entgegen, denn aus einem alten Buche: „Historische Erquickstunden" 1616 S. 228 geht hervor, daß die Burg damals zwar noch ziemlich erhalten gewesen, aber öde und leer gestanden und nur noch von einem Hausmann bewohnt wurde, der die Fremden darinnen herumführte. Gerichtstage wurden aber immer noch auf der Rudelsburg gehalten, wie die Osterhausischen Gerichtsbücher bezeugen, in welchen sich die letzte Verhandlung unter der Ueberschrift: „Gericht gehalten uff der Rudelsburg den 4. Jun. 1616" findet. (Lepsius a. a. O. S. 46).

Bald darauf erfolgte der Ausbruch des 30jährigen Kriegs, durch welchen der gänzliche Ruin des Schlosses herbeigeführt wurde.

Seitdem liegt nun die Burg in Ruinen, stumm und ernst schaut sie in das grüne Thal herab, Eulen und Fledermäuse schwirren um das alte Gemäuer und rufen uns die treffenden Worte des Dichters in's Gedächtniß:

„Da zog der Uhu als Burgherr ein
und mit ihm als Knappen die Eulen!" —

Aber mit dem Untergange der Burg hörte ihre diplomatische Existenz nicht auf, vielmehr bestand sie bis in die neueste Zeit als ein selbstständiges, schriftsässiges, mit Erb- und Obergerichten ausgestattetes Mannlehnritterguth, dessen Besitzer zur Ritterschaft des Thüring. Kreises gehörten und Sitz und Stimme auf dem Chursächs. Landtage hatten. (Lepsius a. a. O. S. 46).

Von denen von Osterhausen kam die Rudelsburg in abwechselnden Besitz an die von Kreutzen, von Zech, von Brühl und von Schönberg.

Alljährlich zu Pfingsten beleben sich die todten Räume der Rudelsburg und hallen wieder von Becherklang und fröhlichen Gesängen. Ganze Schaaren von Musensöhnen aus Jena, Halle und Leipzig füllen die verödeten Ruinen und feiern in fröhlicher Ungebundenheit dort „das Fest der Maien" und ihnen nach ziehen ganze Departements aus den Naumburger Collegien, ganze Innungen und Zünfte und ergötzen sich an diesem frohen Treiben der Jugend. Ernst und stumm aber stehen im Gegensatz zu diesem regen und lebendigen Drängen und Treiben, zu diesem Jubeln und Jauchzen der in buntem Schwirren durcheinander kreuzenden Menge die verwitterten Ruinen und es erzeugt sich dann jenes Gemisch von ernster Stille und heiterer Lebendigkeit, welches eben durch die Contraste sich selbst hebt und trägt.

Dicht unter dem Felsen, auf welchem die Rudelsburg liegt, bildet die unten vorbeifließende Saale einen Strudel, von dem man folgende Sage erzählt:

Die Besitzer der Rudelsburg und der ihr am jenseitigen Saalufer gegenüberliegenden Krainburg lebten früher engbefreundet, die schmale Saale trennte ihre Besitzungen und auch sie war unter beide Herrschaften getheilt, indem die Fischerei in derselben beiden gemeinschaftlich gehörte. Der Besitzer der Krainburg erfreute sich eines einzigen Sohnes, als Stammhalter seines Geschlechts, während der Herr der Rudelsburg nur eine Tochter besaß. Beide Väter hegten den Plan, ihre Kinder einst mit einander zu vermählen. Lange Jahre hindurch hatte dies freundliche Verhältniß zwischen den Besitzern der beiden Burgen bestanden, als endlich der der Rudelsburg, angereizt von dem Bischofe von Naumburg, welcher dem Herrn der Krainburg nicht wohlwollte, und uneingedenk des alten Vertrags, sich die Fischerei auf dem Saalstrom allein und ausschließlich anmaßte. Zwietracht trat nun plötzlich an die Stelle der früheren Freundschaft, den liebenden Kindern wurde jede Vereiniguug aufs Strengste untersagt, nur heimlich konnten sie sich sehen und sprechen, ein leichter Fischernachen trug oft des Nachts den Jüngling über die Saale

zur Süßen, zur Lieben
dort drüben.

Einst bei einem heftigen Gewitter sollte auch das Schiffchen den Geliebten an das jenseitige Aufer tragen, schon befand er sich in der

Mitte des Saalstroms, als ein starker Wirbelwind sich erhob, fürchterlich schäumte die Saale empor und zog den Nachen in ihren Schlund hinab — der Jüngling landete nimmer. Vergeblich harrte die Geliebte die Nacht hindurch des Ersehnten, ängstlich spähend eilte sie am andern Morgen den Pfad der Burg herab den Strand der Saale entlang, da gewahrte sie nahe am Ufer einen röthlichen Streif, den ein kühler Morgenwind hob und wellenförmig zu ihr hintrieb. Sie beugt sich in die Saale hinab, ihn zu erfassen und hält plötzlich die Feldbinde ihres Geliebten, die sie ihm einst selbst gestickt, in der Hand, und wird durch sie in die Tiefe des Flusses gezogen, aus der sie nicht wieder hervorkam. An der Stelle aber, wo beide Liebende ihr Grab fanden, bemerkt man noch jetzt einen Strudel.*)

Der Rudelsburg gegenüber, nur durch eine tiefe Felsschlucht von ihr getrennt, liegen auf einem ganz abgerundeten, sanft aufsteigenden, auf der Oberfläche sehr beschränkten Berge die Ruinen des Schlosses

Saaleck.

Der alte Burgweg vom Dorfe Saaleck ausgehend umkreist den ganzen Berg so, daß er zuletzt in dem kleinen Raume unter dem westlichen Thurme, der neuerlich in eine freundliche Gartenanlage umgewandelt worden ist, endet.

Nur zwei hohe runde Thürme sind noch von Schloß Saaleck vorhanden, alles Uebrige ist versunken und nur geringe Erhöhungen sind noch die einzigen Spuren des Standorts alter Gebäude. Der gegen Abend gelegene Thurm ist mehr verwittert und dem Einsturz näher, als der gegen Morgen. Auf den letztern führt eine 80 Stufen hohe Treppe zu einem kleinen, in alterthümlichem Style ausgezierten, freundlichen Zimmer mit 3 Fenstern, aus denen man eben so viel reizende Aussichten genießt. Freundlich ist die gegen Abend, ernster die gegen Morgen. Hier gleicht die Natur einer finsteren Corona mit dunklen Locken. Dicht unter uns brechen sich die Wellen der Saale, vor uns erblicken wir die Rudelsburg, links am Horizont wird das Dörfchen Freiroda sichtbar und rauhe, abentheuerliche Felsmassen begrenzen die Landschaft. Tief schweigend ruht der Himmel darüber und seine Wolken ziehen still dahin. Aber wende dich gegen Abend und Alles blüht und lacht. Wir blicken in ein mannichfach belebtes, von waldbewachsenen Bergabhängen umschlossenes Thal. Das freundliche Dorf Saaleck und jenseits der Saale Stenndorf füllen den Vordergrund. Den Mittelgrund bilden wal-

---

*) Eine poetische Behandlung dieser Volkssage von * y — findet sich in der „Zeit. f. d. eleg. Welt" v. J. 1819. Monat Febr. Nr. 40. ff.

lende Kornfelder und grünende Wiesen, durchschnitten von dem Silberbande der in mäandrischen Windungen sich dahin schlängelnden Saale. Weiter hinauf verengt sich das Thal, den Wiesengrund begrenzen ländliche Obstanlagen und Gebüsche, über die am sanften Abhange der Berge, links zwei friedliche Dörfer Groß= und Kleinheringen mit ihren Kirchthürmen, und gegenüber am Fuße des Sonnenbergs, die Salinengebäude von Unter=Neu=Sulze aus verbleichender Ferne hervorblicken. Weit ausgedehnte Anhöhen, die im Hintergrunde sich erheben, begrenzen den fernen Horizont.

Zwischen den beiden Thürmen inne ist der Brunnen der Burg, der bis hinab zum Spiegel der Saale gereicht haben soll.

Der Sage nach wurde Saaleck von Carl dem Großen erbaut. (Schamel. ae Groitzsch descrip. Sal. fluv. p. 14. not. o.)

Aus den ältesten Urkunden, welche des Schlosses Saaleck erwähnen, geht hervor, daß dessen Besitzer mit einer voigteilichen Gewalt bekleidet waren, wovon sie sich Voigte (advocati) nannten. Daß sie zu einem friedlichen Geschlecht (dem Herrenstande der damaligen Zeit) gehörten, geht daraus hervor, daß, wenn sie in den Urkunden unter den Zeugen aufgeführt werden, sie ihren Rang unter den nobilibus, welche über den Ministerialen standen, haben. (Lepsius a. a. O. S. 16.) — Wahrscheinlich gehörte Saaleck, wie die Rudelsburg, zu den unmittelbaren Besitzungen der Meißnischen Markgrafen aus dem Wettinschen Hause und die von Saaleck, deren in den Urkunden eine ganze Reihe vorkommen, hatten wohl die Voigtei im Stifte oder in einem gewissen Bezirke desselben im Auftrag und als Lehn der Markgrafen in der Eigenschaft als Untervoigte zu verwalten. (Lepsius a. a. O. S. 19.)

Der erste „Advocatus de Saaleke“, dessen in einer Urkunde Erwähnung geschieht, ist Herrmann, der in einer Urkunde, in welcher Bischof Udo I. zu Naumburg dem Kloster Pforta die bei dessen Verlegung von Schmölle in hiesige Gegend dazu geschlagenen Güter zueignet (im J. 1140), unter den Zeugen steht. (Pertuch Chron. Port. ed. Schamel. p. 17). Der letzte Voigt von Saaleck, ebenfalls Herrmann genannt, erscheint in einer Urkunde Bischof Engelhardts zu Naumburg über einen, mit dem Kloster Pforta abgeschlossenen Vertrag v. J. 1213 als Zeuge. (Pforta Cg. B. Fol. XXIV. a. Col. 2.

Mit dem Verschwinden der Voigte von Saaleck scheint die Lehnsherrlichkeit über Saaleck auf die Bischöfe von Naumburg übergegangen zu sein.

Vom Anfange des 13. Jahrhunderts ab bis in die Mitte des 14. Säculums finden wir Schloß Saaleck im Besitz der Schenken von Varila oder Vargula, welche sich davon zum Unterschied von ihren Stammvettern, den Schenken zu Tautenburg, Apolda, Dornburg ꝛc. Schenken zu Saaleck nannten. Die Burg und was dazu gehörte, bildete eine eigene Herrschaft, welche bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts ihr Eigenthum war. — Rudolf ist der erste sicher bekannte Schenk von Saaleck. Er war zugleich mit seinem Vater

Walther in seiner frühen Jugend bei der Gesandtschaft, welche Landgraf Herrmann von Thüringen an den König Andreas II. von Ungarn sandte um dessen Tochter, die vierjährige Elisabeth, die Verlobte seines Sohnes Ludwig, nach Thüringen zu geleiten. (Auctor d. Landgrav. Thur. c. 48. ap. Pistor. rer. Germ. T. I. p. 1324. — Auct. Chron. Thur. ap. Rchöttg. 8. Kreyss. rer. Germ. T. I. p. 95.) Als im J. 1222 Landgraf Ludwig mit seiner Gemahlin eine Reise zu ihrem Vater, dem Könige von Ungarn unternahm, war Rudolf in ihrem Gefolge. (Joh. Rohte Thüring. Chronik ap. Menke T. II. pag. 1705.) In demselben Jahre entsagte er der Schutzgerechtigkeit über das St. Georgenkloster in Naumburg, welche bis dahin bei seiner Familie gewesen war, und trat solche an den Landgraf Ludwig ab, welcher sie hinwiederum dem Bischof Engelhardt und dem Abt des Klosters Johannes überließ. (Beyer Geog. Jen. c. 15. S. 269). Später zog dieser Rudolf (1227) mit dem Landgrafen Ludwig nach Palästina und geleitete als Letzterer in Otranto starb, dessen Leichnam nach Thüringen zurück. Kräftig nahm er hier sich der unglücklichen Wittwe Elisabeth an, als sie von dem Vormunde ihrer Kinder, Heinrich Raspe, hart behandelt wurde. (Lepsius a. a. O. S. 34 ff.) Später im Thür. Successionskriege soll Rudolf mit auf Heinrich des Erlauchten Seite gekämpft und im J. 1249 die Grafen von Käfernburg, von Schwarzburg und von Gleichen geschlagen haben. Auch als Erbauer des zum Schutze der Wartburg gegründeten Rudolfsteins (um 1259) wird Schenk Rudolf von Vargula genannt. (Thon Schloß Wartburg. Afl. 3. S. 103).

Ueber den folgenden Schenken von Saaleck und namentlich von dem J. 1302 ab kommen viele Veräußerungen und Abspaltungen von den Saaleckschen Besitzungen vor, welche beweisen, wie umfangreich und bedeutend früher diese Herrschaft gewesen sein muß, bis endlich 1344 die Brüder Conrad, Rudolf und Heinrich, Schenken von Saaleck ihren Antheil an dem Schlosse und der Stadt Saaleck — sie waren also nicht alleinige Besitzer — und ihren Theil an dem Hayn und ihren Lehen in den Dörfern und Fluren Puaschrau, Lachstädt, Döben, Rödigen und Wenigenheringen um 700 Schock Zahlgroschen (ohngefähr 5425 Thlr. Conv. nach unserem Gelde) jedoch mit Vorbehalt und Auszug eines Hofs und Vorwerks in der Stadt, des Fischhauses, der Fischerei und des Zolls auf der Saale, ingleichen des freien Mahlrechts in der dasigen Mühle, auch der übrigen Hölzer, Weingärten, Wiesen und Allem, was nicht ausdrücklich in dem Kaufe als verkauft genannt ist, an den Bischof Withigo von Naumburg verkauften. (Die Urkunde ist bei Lepsius a. a. O. S. 84. abgedruckt.) Späterhin scheinen aber auch die von den Verkäufern anfangs vorbehaltenen Grundstücke und Gerechtsamen nach und nach an das Stift übergegangen zu sein, da in der Folge die Herrschaft Saaleck ungetheilt vom Stifte Naumburg besessen und durch bischöfliche Amtleute, welche ihren Sitz auf dem Schlosse hatten, als ein stiftisches Amt verwaltet wurde. (Lepsius a. a. O. S. 40).

Aber auch noch nach dem Verkaufe des Schlosses Saaleck führten Heinrichs Söhne, Conrad, Herrmann und Rudolf und deren Nachkommen bis gegen das 16. Jahrh. den Namen „der Schenke von Saaleck" fort. (Lepsius a. a. O. S. 40.)

Nachdem das Schloß Saaleck eine Domaine der Naumburger Bischöfe geworden, wurde die Burghuth und die Verwaltung der Gerichte und grundherrlichen Gerechtsame einem bischöflichen Voigte übertragen, welcher auch in Kriegszeiten die Verpflichtung auf sich hatte, seine reisige Mannschaft, als deren Hauptmann in's Feld zu führen. Zur Erhebung der Gefälle war ein Rentbeamter unter dem Namen eines bischöflichen Schreibers und zur Verwaltung der Forsten ein Förster bestellt. (Lepsius a. a. O. S. 47). Der erste dieser Voigte, dessen in einer Urkunde Erwähnung geschieht, ist Johann von Drutzen. (Lepsius a. a. O. S. 47.)

Von dem Bischofe Johannes I. von Naumburg, der häufig auf dem Schlosse Saaleck Hof hielt, hat sich folgende Sage erhalten:

Dieser Bischof führte ein sehr ausschweifendes Leben, kümmerte sich wenig um sein Bisthum, schlemmte, schwärmte und buhlte und drängte seine Unterthanen gar hart. Im J. 1350 am Johannis-, seinem Namenstage, veranstaltete er auf dem Schlosse Saaleck ein großes, prächtiges Banquet, wozu er eine Rotte Gaukler aus Nürnberg und allerhand kostbare Leckerbissen aus Leipzig und Braunschweig hatte kommen lassen. Eine Unsumme von Gästen war geladen und erschienen,

„Da riefen Posaunen zum lustigen Mahl,
Es eilten die Ritter zum Feste;
Es schäumte von purpurnem Blut der Pokal,
Der die Zungen der Taumelnden näßte."

Abends nach der Tafel, als der Ball beginnen sollte, ergriff Johannes zwei Damen, die Gattin des Herrn von Berbisdorf und die des Edlen von Mabel, um den Ball zu eröffnen, als er aber den rechten Fuß erheben wollte, fiel er zu Boden und war todt. Sein Leichnam wurde in der Schloßkapelle zu Saaleck beerdiget, im Volke aber verbreitete sich der Glaube, der Böse habe ihn zur Strafe seines sündlichen Lebens geholt. (Philipps Gesch. des Stifts Naumburg-Zeitz S. 176. — Gottschalk Ritterb. Bd. 5. S. 287.)

Die Bischöfe verbesserten nach und nach durch einzelne Erwerbungen die Einkünfte von Saaleck immer mehr und mehr und bis zu Ende des 16. Jahrh. kommen noch bischöfl. Voigte auf Saaleck vor. Später verliert sich aber alle Kunde von den weiteren Schicksalen der Burg und man weiß nicht einmal, ob dieselbe durch äußere Gewalt zerstört oder durch den nagenden Zahn der Zeit verfallen ist.

Robert Hahnemann.

Nordhausen.

So viel Sternlein als da stehen
An dem blauen Himmelszelt;
So viel Schäflein als da gehen
Draußen in dem grünen Feld;
So viel Vöglein als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So vielmal sei Du gegrüßt!

Volkslied.

Ja, tausendmal sei gegrüßt, traute Heimath, geliebte Vaterstadt! Sei gegrüßt, Du Ort, wo meine Wiege stand neben den Gräbern meiner Vorfahren; sei gegrüßt Du Paradies meiner Kinderjahre!

Wie lieb' ich Dich, Du theure Stadt,
Wo ich den ersten Athem sog
Und frische Lüfte athmete;
Wie lieb' ich Dich! wie lieb' ich Dich!

Wie friedlich liegst Du vor mir! Wie lacht das Land um Dich her, reich beschenkt von allen Göttern mit ihren freundlichsten Gaben! Ceres wandelt durch Deine Fluren und sie wallen von goldenen Aehren; die milde Pomona schwebt darüber hin und schüttet ihr reiches Füllhorn über Dich aus; auf den Gipfeln Deiner Berge schlingen die Dryaden des Haines ihre geselligen, fröhlichen Reigen und zwischen ihnen hin streift die leichtgeschürzte Diana mit Bogen und Köcher. Die jugendliche Flora durchwandelt Deine Fluren und

Haine, Deine Thäler und Höhen, und alle Wege bestreut sie mit Blüthen und ihre vollen Blumenkränze schlingt sie um Stauden und Bäume. Im einsamen Wiesenthale sitzt der Gott der Hirten und um ihn sammeln sich die Hirtenknaben auf den Ton seiner Rohrflöte lauschend und die Nymphe des Baches zieht durch die blumigen Auen weit in die Ebenen hinaus. Ja, noch einmal sei gegrüßt, Du liebliche Heimath!

Ehe ich, nach langjähriger Trennung, wieder einwandere durch Deine alten Thore und den Freunden Thüringens und des Harzes Deine Merkwürdigkeiten zeige, will ich mich, vom Wandern müde, auf der Stirn des Hohenspiegels niedersetzen und die alte, liebe, bekannte Gegend anschauen, wie der Bräutigam die schöne Braut betrachtet, die er lange nicht gesehen. An ein bemoostes Steinkreuz gelehnt, blicke ich hinab auf die lachenden Fluren, die im warmen Strahle der Nachmittagssonne vor mir liegen. Weithin schweifen meine Blicke über wogende Saatfelder, lichtgrüne Wiesen und malerisch verstreute Gebüsche und Baumgruppen, bis zu den dunkeln Waldbergen des Harzes, die sich, den Hintergrund schließend, amphitheatralisch emporgipfeln. Da und dort erhebt sich aus duftenden Blüthenbäumen ein Kirchthurm, lustig ragen die rothen Dächer der ländlichen Gehöfte aus dem frischen, saftigen Grün des Laubes, und die dunkeln Waldberge, die sanften Anhöhen und Haine rings umher schwimmen in zartem, durchsichtigen Duft, wie ein Zauberbild. Es singt im Himmelsblau die entzückte Lerche, am Bache die Amsel, im Gebüsch der Buchfink. Von den blühenden Bäumen weht süßer Odem umher, von Zeit zu Zeit schauern alle Halmen und Blumen der Wiesen sanft zusammen unter dem wollüstigen Seufzer der lauen Frühlingsluft und es regnet von den Kirschenzweigen schimmerndes Silber. Links erblickt das Auge die Dörfer Salza, Sachswerfen und Crimderode, die schroffe, malerische Felswand des Kohnsteins wird sichtbar, die Ruine des alten Hohnsteins grüßt traulich herüber und dahinter steigen die majestätischen Berge des Harzes in die Höhe, dort gerade im Mittelpunkte der Landschaft liegt Nordhausen, malerisch an den Berg gelehnt; im Hintergrunde, von hohen bewaldeten Berggipfeln, leuchten des Eichenforstes weiße Mauern, und der mächtige Thurm der altersgrauen Ebersburg schaut finster daher; rechts fliegt das entzückte Auge in die, mit freundlichen Dörfern und Flecken reich übersäete, goldene Aue bis hin zu der hohen Warte des Kyffhäusers.

Der steigt so kühn und helle
Hervor aus Nebelgrau,
Wie eine sel'ge Insel
Im weiten Himmelsblau.

Der letzte Strahl der Sonne
Ruht sich auf ihm so gern,

Mit seinem ersten Schimmer
Grüßt ihn der Abendstern.

Die Gegend, in welcher Nordhausen liegt, war wahrscheinlich schon in den grauesten Zeiten ein Versammlungsort der Heiden, ja, es ist sehr wahrscheinlich, daß hier einer ihrer Götzen stand. Wenigstens deuten die Benennungen einiger Straßen, z. B. „der Plan" und „der Hagen", darauf hin und das Auffinden mehrerer Urnen in dieser Gegend scheint dergleichen Vermuthungen zu bestätigen. Auch das Altendorf war ohne Zweifel eine heidnische Tempelstelle, eine geheiligte Gerichtsstätte, da alah einen Tempel bezeichnet, in alten Chroniken fast immer „Allendorf" steht und der große Stein, der sonst an der Ecke des Gasthauses „zum Lorbeerbaume" lag, jetzt aber verschüttet ist, entweder ein Opferstein war oder eine Versammlungsstelle andeutete. cf. Grimms Mythologie p. 39. und 40.

Die Stadt bestand wahrscheinlich schon zur Zeit der thüringischen Könige. Slavische Ansiedler scheinen sich sehr früh, und noch zur Zeit der Merovinger, in dieser Gegend niedergelassen zu haben, die außerdem ein Gemisch von Cheruskern, Chatten, Thüringern, Sachsen und Franken enthielt; der Name „Nordhausen" kommt übrigens erst im 9. Jahrhundert vor und zwar in einer Urkunde Ludwig des Deutschen. Vom 10. Jahrhundert an werden die Nachrichten für die Geschichte der Stadt zusammenhängender. Heinrich I. besaß Nordhausen als Familiengut und die damalige Burg lag wahrscheinlich an der Stelle, wo noch jetzt einige Häuser den Namen „Widdigesburg" (Witigo's Burg) führen. Ob Heinrich den Königshof auf der Höhe anlegte nnd etwa blos wie eine Burgwarte durch einen Erdwall und einen Thurm befestigte, oder ob er jenen für eine kleine Festung geeigneten Hof schon vorfand, ist nicht zu bestimmen. Doch scheint nur das Gehöft auf dem Platze gelegen zu haben, welcher noch heute „der Königshof" heißt, die eigentliche Burg, wie die Namen „Finkenburg, Kaiserstuhl, Kaisermühle, Ritterstraße u. s. w. beweisen, stand in der Gegend der Wassertreppe, obgleich es nicht zu bezweifeln ist, daß Burg und Gehöft durch eine Ringmauer eingeschlossen waren. Die Gemahlin Heinrich I. Mathilde, hielt sich oft in Nordhausen auf und fand an Stadt und Gegend so viel Wohlgefallen, daß sie hier zweimal ihre Niederkunft hielt. Sie gebar hier eine Tochter, Gerberg, die nachherige Gemahlin Herzog Giselberts von Lothringen, drauf des französischen Königs Ludwig IV.; hier gebar sie auch um das Jahr 920 den Heinrich, welchen sie mehr liebte, als den Erstgebornen, den rauhen und unschönen Otto, und länger noch weilte sie in Nordhausen nach dem im Jahr 936 erfolgten Tode ihres Gemahls, denn derselbe hatte ihr unter andern auch alles das, was er in Nordhausen erblich besaß, als Witthum angewiesen und zugeeignet. Einmal wurde Mathilde auf einige Zeit in dem Besitze und Genusse dieses zugesicherten Witthums gestört, denn ihre grenzenlose Freigebigkeit gegen Arme, gegen Kirchen und Klöster, ließ ihre beiden Söhne eine Zerstreuung ihres

Vermögens befürchten, und sie entfernten dieselbe in ihr Vaterland Westphalen, wo sie den Schleier nehmen mußte, allein bald wurde sie wieder in den vollen Genuß aller ihrer Güter eingesetzt, da ihre Söhne von einer Reihe von Unglücksfällen betroffen wurden, in welchen sie eine Strafe Gottes wegen ihres harten Betragens gegen ihre fromme Mutter erkannten. Sie kehrte nun nach Nordhausen zurück, stiftete hier im Jahr 962 ein Nonnenkloster, stattete es, besonders von ihren Erbgütern in Westphalen, aus, gab den Nonnen ihre vertraute Dienerin, die Richburg, zur Aebtissin und empfahl die Stiftung ihrem Sohne Otto, der selbst nach Nordhausen kam, um die Congregation, welche seiner Mutter so sehr am Herzen lag, in Augenschein zu nehmen. Mathilde berief die frommen Schwestern, und nachdem sie dieselben ihrem Sohne vorgestellt hatte, der sie freundlich aufnahm, sagte sie: „Die heilige Mutter Gottes, die Himmelskönigin Maria, möge sie gnädig annehmen und sie um ihres Sohnes Liebe willen stets behüten, daß sie Gott über Alles lieben und ihm mit ganzer Seele dienen, nicht aus Begierde nach menschlicher Ehre, sondern aus Verlangen nach ewiger Vergeltung. Ueberdieß bitten wir, daß unsere Söhne und unsere Enkel mit solchem Erbarmen gegen diese frommen Schwestern bewegt werden, daß, so lange noch ein Fünklein unserer Nachkommenschaft lebt, ihnen nie eine Stütze des Thrones fehle.“ — Darauf bestätigte er für sich und seiner Aeltern Heil Alles, was die Dienerin Christi der Stiftung übergeben hatte, und fügte noch Anderes hinzu, was seine Mutter begehrte. — Nun verweilten sie sieben Tage in Nordhausen, und die heilige Königin empfahl ihrem Sohne Vieles, als sollte sie ihn im sterblichen Leibe hinfort nicht mehr sehen. Als aber der Tag anbrach, an welchem der König abreisen wollte, standen sie früh auf, und hatten noch eine lange Unterredung. Dann begaben sie sich in die Kirche, um zusammen die Messe zu hören, und die ehrwürdige Königin zeigte Heiterkeit im Gesicht, obgleich großer Kummer ihr Herz belastete. Nach Beendigung der Messe wandte sie sich wieder an ihren Sohn und sprach: „Theuerster Sohn, erinnere Dich oft an Alles, was ich hier Deiner Treue empfohlen habe. Hier habe ich viel Freude genossen im Leben, und in den Gefahren der Geburt hat mich der Herr erhalten. In dieser Stadt gebar ich Deinen Bruder Heinrich, den ich um seines väterlichen Namens willen so sehr liebte; hier ist auch Deine Schwester Gerberg geboren. Weil ich also an diesem Orte zweimal durch der heiligen Jungfrau Maria Hülfe aus Kindesnöthen errettet wurde, habe ich dieses Klosters Grund gelegt, und insonderheit für das Seelenheil Deines Vaters und Deines Bruders und für Dein Wohl. Deshalb geziemt es sich, daß Du, so oft Du daran gedenkst, um meinetwillen größeres Mitleiden beweisest gegen die, welche hier weilen. Endlich sprechen wir uns, wie ich glaube, hier zum letzten Male. Ja, dieser letzte Anblick erinnere Dich an dieses Kloster.“ — Da versprach der Kaiser mit gerührtem Herzen, Alles zu erfüllen, was sie begehrt hatte. Darauf gingen sie zusammen aus der Kirche und standen

still vor der Thür, und umarmten sich, und gaben und empfingen unter vielem Weinen und Seufzen den Abschiedskuß. Alle Anwesenden weinten. Die Königin aber stand an der Thür, und erhob die Augen, und sahe dem Sohne nach, wie er zu seinem Pferde hinging; dann eilte sie zurück in die Kirche, an den Ort, wo der Kaiser während der Messe gestanden hatte. Hier knieete sie nieder und küßte unter vielen Thränen die Stelle. Als das der Graf Witigo sah und die andern Mannen, welche noch zurückgeblieben waren, gingen sie, von dem Jammer gerührt, hinaus, und sagten es dem Kaiser. Dieser sprang sogleich vom Pferde, und kehrte seufzend zur Kirche zurück; und er fand sie noch an derselben Stelle betend und weinend. Da fiel er nieder und sprach: „O ehrwürdige Herrin, durch welchen Dienst kann ich Dir diese Thränen vergelten!“ und unter Thränen sprachen sie noch einige Worte. Endlich begann die Königin: „Was hilft ein längeres Weilen! wir müssen uns trennen. Dein Anblick mindert den Schmerz nicht; er wird ihn vergrößern. Gehe nun in Frieden Christi! Mein Gesicht wirst Du nicht wieder sehen im sterblichen Fleische. Es ist vollbracht; und Deiner Treue habe ich Alles vertraut, was ich im Herzen trug. Nur diese Wohlthat erzeige der Seele Deiner Mutter, daß Du fleißig dieses Ortes gedenkest!“ — Der Kaiser zog darauf durch die thüringischen Städte und, in Begleitung seines Sohnes, abermals nach Rom. —

Auch Mathilde unternahm eine Reise, kehrte aber schon im J. 967 wieder nach Nordhausen, welches sie so sehr liebte, zurück, um Richburg zu besuchen. Diese, ihre vertrauteste Dienerin, ließ sie sogleich nach ihrer Ankunft zu sich rufen und fragte sie Vieles wegen der ihr anvertrauten Congregation. Darauf verfügte sie sich selbst in das Kloster und untersuchte sorgfältig, ob in jedem einzelnen Stücke gute Zucht und guter Unterricht geübt werde und was wohl jede Einzelne triebe, weil es ihr größtes Vergnügen war, die Fortschritte einer Person zu sehen oder zu hören. — Damals verweilte sie in dieser Stadt von der Zeit des Herbstes bis zum Weihnachtsfeste. Aber nach dem Feste des Apostels Thomas berief sie wiederum die Aebtissin zu sich und sprach: „Du warst mir immer treu und kennest am Besten, was ich gethan und was ich gelitten habe. Jetzt sehe ich an meiner großen Schwäche, daß sich der Tag meiner Auflösung nähert, deshalb wird es gut sein, daß ich mich schleunig hinweg begebe, damit mich der Tod nicht hier überrasche!“ — Vor Schluchzen und Weinen konnte die Aebtissin lange nicht sprechen; endlich sagte sie: „O liebe Herrin, was verkündigt Ihr? Warum meldet Ihr uns ein solches Unglück? Warum wollt Ihr uns Arme verlassen? Wir hofften, durch Gottes Gnade sollte uns das nicht geschehen. Doch da es ungewiß ist, welchen Ausgang die Krankheit nehmen wird, so bitten wir Euch demüthig, daß Ihr noch einige Zeit hier verweilet, bis wir sehen, ob es sich mit Gottes Hülfe mit Euch bessert, oder wenn uns ja der harte Schlag treffen sollte, daß wir wenigstens den Trost hätten, daß Euer theurer Leib hier bei uns ruhete!“ — Darauf antwortete die gottselige Königin: „Ich habe

das längst überlegt, und wie sehr hätte ich gewünscht, daß mein Leib hier begraben würde (wenn es Gott so verhängte), damit meines Sohnes Otto und meiner Enkel Sorge für Euch desto größer wäre! Aber ich muß Bedenken tragen, es zu bewilligen, weil Heinrich mein Herr in Quedlinburg ruht, neben welchem ich auch beerdigt werden muß, um den jüngsten Tag zu erwarten. Wenn ich aber nun hier stürbe, so würde Euer Herz mehr dabei leiden und Ihr würdet eine große Kränkung erdulden, wenn mein todter Leib gegen Eure Wünsche hinweggeführt würde. Diese Gründe bewegen mich, meine Reise zu beschleunigen. Darum, so liebt immer den Herrn und lasset keine andere Liebe in Euer Herz kommen, sondern seid stets eifrig in seinem Dienste! Seid wachsam im Gebete und fest in Euren heiligen Entschlüssen! Seid eingedenk der Seelen, für welche wir dieses Kloster gestiftet haben, auch meiner Enkel, die noch im sterblichen Leben wandeln, und gedenket auch meiner, denn Ihr werdet Niemand finden, der mehr besorgt wäre für das Heil Eurer Seelen. Ich empfehle Euch Gott, dem Vater der Waisen, und der Fürbitte der heiligen Jungfrau, deren Reliquien ich hierher gebracht habe. Seid nicht bange, sondern gründet Eure Hoffnung auf Gott. Obgleich entfernt nach dem Leibe, werde ich in der Liebe stets bei Euch sein!" — So schied die gottselige Königin aus der Stadt Nordhausen am 22. December 967, und ließ die frommen Schwestern in großer Trauer zurück. Sie eilte nach Quedlinburg, wo Gott ihre Seele von den Banden des Leibes erlösen sollte. Als nun die Krankheit heftiger wurde, und der Tag ihrer Auflösung kam, ließ sie die Aebtissin Richburg, welcher alle ihre Geheimnisse bekannt waren, zu sich rufen, damit dieselbe ihr beim Scheiden beistehe, und verschied endlich am 14. März 968, nachdem sie fast 42 Jahre im Wittwenstande gelebt hatte, als ein Muster ungeheuchelter Gottesfurcht und Demuth und sich aufopfernder Wohlthätigkeit. Die katholische Kirche verehrt sie als eine Heilige. (cf. Förstemann: Geschichte von Nordhausen).

Im 10. Jahrh. befand sich Nordhausen wieder im Besitze einer Frau, denn Kaiser Otto II. überwies seiner Gemahlin Theophania die Stadt nebst vielen andern Gütern zum Leibgedinge und vermehrte im J. 974 die Einkünfte des Nonnenklosters, welches seine Großmutter gestiftet hatte. Auch Heinrich II., der Heilige, überwies dem Kloster, welches bereits Münze, Markt und Zoll inne hatte, im J. 1016 neue Besitzungen.

Im J. 1105 war Nordhausen der Versammlungsort der Gegner Kaiser Heinrich IV. — Vom Papste Paschalis II. und dessen Anhängern in Deutschland aufgereizt und begünstigt, hatte sich auch der zweite Sohn des Kaisers, nachdem der ältere, Conrad, in Italien gestorben war, 1104 gegen seinen Vater empört. Nach einem Reichstage zu Goslar, wurde hier eine Kirchenversammlung gehalten, und es kamen viele Geistliche, Bischöfe, Mönche und Aebte zusammen. Hier wurde Simonie und Priesterehe verdammt, die Zeit, wo die Fasten gehalten werden sollten, wurden genauer bestimmt und der

Gottesfrieden bestätigt. König Heinrich V. erschien erst, als er herbeigerufen wurde, und zwar in ärmlichem Gewande, in der Versammlung. Von einem erhöhten Orte herab verkündete er, nach den Beschlüssen der Fürsten, Allen die Erneuerung ihrer wohlhergebrachten Rechte und Gesetze; unbillige Anforderungen wies er mit Ernst zurück. Er erklärte feierlich und unter Thränen, daß er nicht aus Herrschsucht seinen Herrn und Vater verdrängen, sondern nur dem heiligen Petrus und dessen Nachfolgern sich als ein Christ unterwerfen wolle. Da pries ihn die versammelte Menge und unter Weinen und Gebeten für die Bekehrung des Vaters und das Glück des Sohnes erscholl das Kyrie Eleyson.

Als sich Heinrich der Löwe über die gegen ihn ausgesprochene Reichsacht erhob und sich dadurch rächte, daß er kaiserliche Besitzungen und Städte überfiel und zerstörte, kam er auch im Mai 1181 vor Nordhausen, warf Feuer in die Stadt und verbrannte sie.

Wie ganz Deutschland, so mußte auch Thüringen, und besonders Nordhausen in dem zehnjährigen Kampfe viel erleiden, welchen die Gegenkönige Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig gegen einander führten. Landgraf Hermann von Thüringen stand in diesem Streite Anfangs auf Seiten seines Vetters Philipp und sollte dafür von ihm mit Nordhausen, Mühlhausen und Saalfeld beliehen werden; Otto aber zog ihn durch noch größere Versprechungen auf seine Seite und er belagerte deshalb Nordhausen mit 1800 Mann und eroberte es im J. 1199. Die Kronika van Sassen in Reimen, erzählt die Hartnäckigkeit der Belagerung und wie die Belagerer durch das Wurfgeschütz die Mauern einstürzten; wie endlich, nachdem auch König Otto mit einem Heere vor die Stadt gerückt war, die, durch viele Stürme erschöpften Bürger die Hoffnung auf Entsatz verloren und sich unter der Bedingung, an Leib und Gut unverletzt zu bleiben, an Otto ergaben, wie nun der König mit den Besten seines Heeres fröhlich seinen Einzug hielt, sich von den Bürgern huldigen ließ und dann gegen Goslar zog. (cf. Förstemann: Urkundliche Geschichte von Nordhausen).

Zu Nordhausen feierte auch Otto IV. seine Vermählung mit Beatrix, der dritten Tochter des ermordeten Philipp. Beatrix war schon auf einer glänzenden Reichsversammlung zu Frankfurt, im November 1208, als ein achtjähriges Mädchen, an der Hand des Bischofs von Speier, vor Otto erschienen, und hatte weinend und wehklagend die Rache gegen den Mörder ihres Vaters aufgerufen. Durch die Verbindung Otto's mit dieser Tochter Philipps sollte, nach dem Wunsche der Fürsten, die alte verderbliche Spaltung der Welfen und Hohenstaufen geheilt werden. Das Vortheilhafte einer solchen Heirath leuchtete Otto ein, besonders da Beatrix, ungeachtet der Zersplitterung der Hohenstaufischen Güter, noch immer die reichste Erbin in Deutschland war. Auf einem Reichstage zu Würzburg im Juni 1209 legte Otto den anwesenden Fürsten und den beiden Cardinälen die Sache zur Entscheidung vor, indem er Zweifel hegte, ob er ohne Gefahr seiner Seele eine so nahe Verwandte, deren Ael-

termutter seines Großvaters Tochter war, heirathen dürfe, und ob nicht die Stände, darin unreine Absichten erblickend, widersprechen würden. Er bekam die Antwort: Damit Friede und Ruhe im Reiche dauernd gegründet werde, möge er Beatrix heirathen und zur Beruhigung seiner Seele zwei große Mönchsklöster stiften. Das Mägdlein wurde nun von den Bischöfen und Fürsten hereingeführt, Otto erhob sich vom Throne, sie zu empfangen und verneigte sich gegen sie. Sie erwiederte die Verneigung. Darauf gab ihr Otto den Verlobungsring, küßte sie und ließ sie sich zwischen die Cardinäle, dem königlichen Throne gegenüber, niedersetzen, indem er sagte: „Sehet hier Eure Königin, ehret sie, wie es sich gebührt!" — Da freuten sich Viele über die versöhnende Beendigung des alten, furchtbaren Zwistes; aber als nun Beatrix mit ihrer jüngern Schwester aus dem befreundeten Schwaben abgeführt wurde, damit sie in Braunschweig erzogen werde, sah wohl mancher Getreue darin mit gebrochenem Herzen nur ein Opfer äußerer Noth. — Otto ging nach Italien, kehrte aber bald zurück, als er vernahm, daß mehrere Fürsten von ihm abgefallen und gegen ihn aufgestanden waren und beschleunigte nun seine Vermählung mit seiner Hohenstaufischen Braut Beatrix. Hier zu Nordhausen wurde die Trauung im Sommer 1212 feierlich vollzogen; aber jene Absicht dennoch nicht erreicht. Vier Tage nach der Hochzeit starb die junge, kaum zwölf Jahr alte Kaiserin. Noch in der Nacht war sie gesund, des Morgens todt. Sie wurde nach Braunschweig abgeführt und dort in der Blasiikirche beigesetzt. Auf ihrer Gruft liest man die Worte:

Hujus erat sponsa Philippi stirps generosa,
Filia formosa, nunc cinis, ante rosa.

Die schöne Tochter Asch' muß sein,
Zuvor war sie ein Röslein fein.

Einige sagen, sie sei von Otto selbst vergiftet, allein diese Behauptung ist gewiß falsch, da Keinem dieser Todesfall ungelegener kommen konnte, als eben ihm. Das Volk sah in dem plötzlichen Tode einen strafenden Fingerzeig des Himmels; die Baiern und Schwaben verließen des Nachts heimlich das kaiserliche Heer und als bald darauf der junge Friedrich II. auf den Schauplatz trat, ging Otto's Stern unter und kaum vermögend, sich in seinen Erblanden zu behaupten, starb er auf der Harzburg den 19. Mai 1218.

Im J. 1253 wird die Stadt in einem Decrete Wilhelms von Holland zuerst als reichsfrei genannt.

Im J. 1263 rief Markgraf Heinrich von Thüringen, der Erlauchte genannt, ein Turnier zu Nordhausen aus. Da wurde, wie die Chronik erzählt, vor dem Bielenthore, unten auf dem schönen, ebenen Platze, da jetzt der sogenannte Hammer lieget, ein großer Garten aufs Herrlichste angerichtet und darinnen viel stattliche Zelte

aufgeschlagen, damit die anwesenden, vornehmen Fürsten, Grafen und Herren sich darinnen nach Gefallen divertiren möchten. Mitten im Garten stund ein aufgerichteter Baum mit ausgebreiteten Aesten, dessen Blätter theils von Golde, theils von Silber, sehr köstlich verfertiget waren. So oft nun zween der anwesenden Herren mit ihren Pferden zusammenrannten, bekam der, so dem Widerpart die Lanze auf der Brust gebrochen hatte und doch Beide sitzen blieben, zur Verehrung ein silbern Blatt. Welcher aber den andern gar vom Pferde herabstieß, erhielt ein gülden Blatt. Daneben hielten die anwesenden vornehmen Frauen und Jungfrauen im Garten einen züchtigen Tanz und währete die Lustbarkeit und Ehrenfreude fast acht ganzer Tage nach einander. Und ist kein Wunder, daß erwähnter Henrikus dergleichen kostbare, will nicht sagen mehr als königliche Lust angestellet, sintemal Gott durch die Bergwerke zu Freiberg und Scharfenstein ihn dermaßen gesegnet hatte, daß man von ihm sagte: er habe ganze Thürme voll Silber gehabt und so das Königreich Böhmen dazumal feil gewesen wäre, hätte er dasselbe kaufen und baar bezahlen können. — Viele Dichter z. B. Albinus, Bocerus, Fabricius und Lotichius haben dies Turnier besungen und Fr. Zollmann (in ducat. Sax. sup. tab. Geogr. II.) hat es sogar in Kupfer abgebildet.

Im J. 1324 war ein Heinrich von Wechsungen Rathsherr in Nordhausen. Er war ein unruhiger Kopf und „wüthete" wider die Stadtobrigkeit. Der leichtsinnige und bewegliche Pöbel schloß sich ihm an, lief lärmend durch die Straßen, stürmte die Häuser der Rathsherren, besonders das des damaligen Bürgermeisters Conrad Thiele, jagten ihn und die Seinigen nebst vielen andern Bürgern zum Thor hinaus und obwohl Kaiser Ludwig V. die Unsinnigen zum Gehorsam gegen ihre Obrigkeit aufforderte, auch die Nordhausen befreundeten Städte Mühlhausen und Goslar zum Frieden riethen und sich alle Mühe gaben, den Handel zu schlichten, so hörte doch der Pöbel nicht auf den wohlgemeinten Rath, sondern legte Hand an die Häuser und Güter der Vertriebenen und weil sich die Geistlichkeit des Stiftes Sr. Crucius mit in den Streit mischte, so jagte das Volk dieselbe ebenfalls zum Thore hinaus. Als dies Matthias, der Erzbischof von Mainz, erfuhr, citirte er die Rädelsführer vor sich und drohte mit dem Banne, aber der Pöbel spottete der Drohung, plünderte sogar in seinem Uebermuthe die Häuser der vertriebenen Geistlichen und zündete das Stift an. Da ihnen nun wegen des Bannes alle Kirchen gesperrt wurden, erbauten sie aus ihren eigenen Mitteln für sich die Kirche St. Georgii am Kornmarkte und brachten einige Geistliche auf ihre Seite. Um dem immer mehr überhand nehmenden Unwesen ein Ende zu machen, verbot der Graf von Hohenstein, Theoderich III., seinen Unterthanen, der Stadt Nordhausen weder Holz noch Korn zuzuführen. Nun litten die Bürger Mangel und sahen sich genöthigt, Häuser abzubrechen, um nur das zum Backen und Brauen nöthige Holz zu schaffen. Aber sie wurden noch immer nicht demüthiger; im Gegentheil fielen sie nun

über die Juden her und nahmen Alles, was dieselben seit langen Jahren mühsam zusammengescharrt hatten. Da nun der Erzbischof sah, daß weder Bann noch Drohung half, griff er zu weltlichen Waffen. Er brannte den Nordhäusern die Mühlen nieder und ließ Niemanden weder aus noch ein. In dieser traurigen Lage blieb die Stadt bis zum J. 1326, wo endlich ein Vergleich zu Stande kam, nach welchem sich die Nordhäuser bequemen mußten, am St. Jakobstage die Geistlichen mit Kreuzen und Fahnen zum Sundhäuser Thore wieder einzuholen und bis vor das Rathhaus und dann bis zum Dome zu begleiten. Der Bann wurde nun zwar aufgehoben, allein die Nordhäuser mußten dem Erzbischofe, pro labore et studio, 600 Mark Silbers geben und die Rädelsführer, Heino von Wechsungen, Fr. von Trebra, Conrad von Halle, Gerlach von Welhausen u. a. mußten bedeutende Geldstrafen erlegen und der von Wechsungen zwei Jahr, die Uebrigen ein Jahr sitzen.

Im J. 1329 vermählte Kaiser Ludwig seine Tochter Mathilde an Friedrich, Markgrafen von Meißen und wies ihr zur Morgengabe 10,000 Gulden an, welche die beiden Städte Mühlhausen und Nordhausen zahlen sollten. Mühlhausen zeigte sich, nach einigen Weigerungen, bereit, Nordhausen wollte sich jedoch zu diesen erniedrigenden und unbilligen Ansinnen durchaus nicht verstehen. Der Markgraf sammelte daher ein Heer, um seine erheiratheten 5000 Gulden mit Gewalt einzutreiben, kam vor die Stadt, belagerte dieselbe und zog erst, nachdem er das Altendorf niedergebrannt hatte, wieder ab. Die Braunschweiger und die Hohensteiner aber, welche sich mit Friedrich verbunden gehabt hatten, blieben vor der Stadt liegen, erstiegen den Freitag vor Palmarum das Barfüßerthor und drangen unaufgehalten vorwärts. Als sie aber bei dem Frankenborne anlangten, da, wo die Kranich-, die Gumperts- und die Domgasse zusammenstoßen, stürzten ihnen aus diesen drei Straßen die in der Eile bewaffneten Bürger mit solcher Wuth entgegen, daß sie zurückweichen und mit großem Verluste die Stadt wieder verlassen mußten. Viele wurden zu Boden getreten und Todte und Verwundete ohne Weiteres in den Frankenborn geworfen, der dadurch zum fernern Gebrauche undienlich und deshalb zugeworfen wurde. Die Nordhäuserinnen sollen sich bei dieser Gelegenheit als tapfere Amazonen gezeigt und viel zur Vertreibung der Feinde beigetragen haben. Die Nordhäuser waren so erfreut über diesen Sieg, daß sie reiche Spenden stifteten und einen Stein am Rathhause, der Nikolaikirche gegenüber, mit folgenden Worten einmauern ließen:

> **Post M. post tria C. post bis X. junge novemque,**
> **Prae palmis feria sexta festo Tibur — et Va —**
> **Intrarunt postes Urbis tunc illius hostes,**
> **Victrix Nordhusa sed coelitus est ope fusa.**

Nordhausen sehnte sich zwar 1334 mit dem Markgrafen aus, mußte aber den Brautschatz dennoch bezahlen.

Vieles hatte auch die Stadt von dem umliegenden Adel zu leiden, der sich als großer Liebhaber ihrer Heerden berühmt machte. Die Grafen von Schwarzburg, Stolberg und Hohenstein waren in Wegführung derselben vorzüglich stark. Zuweilen nahmen zwar die Nordhäuser blutige Rache an ihren Feinden, aber mit Hohenstein wollte es ihnen wenig glücken; denn als sie einst dahin zogen, schickten sie zuvor an Herzog Otto von Braunschweig, der gerüstet in der Nähe stand, mit der Frage, was sie sich von ihm während der Belagerung zu versehen hätten. Otto versprach Frieden und ihrem Unternehmen ungestörten Fortgang, als aber die Nordhäuser, auf das herzogliche Wort bauend, zu stürmen anfingen, überfiel Herzog Otto hinterlistiger Weise ihr Lager, plünderte es und machte viele Gefangene, welche die Stadt nachher mit 800 Mark Silber lösen mußte. Um die Stadt recht bequem berauben zu können, hatten die Hohensteiner an der Ecke des Konsteins die Schnabelburg erbaut und von hier entging dem Grafen Ulrich kein reisender Nordhäuser, keine weidende Creatur. Um diese lästige und gefährliche Nachbarschaft los zu werden, kaufte die Stadt im Jahr 1363 dem Grafen die Burg ab und während diesem das Geld in Nordhausen ausgezahlt ward, zogen die Bürger ins Schloß und brachen es bis auf den letzten Stein nieder. Dies vergaben die Hohensteiner der Stadt nie und sie rächten sich an derselben, wo sie nur konnten. Die Heerden wurden hinweggetrieben, die Hirten erschlagen, die Bürger geplündert, fortgeschleppt und hingerichtet. Oft machten die Ritter bei den Executionen, zu denen sich kein Nachrichter hergeben wollte, selber die Frohnknechte. So legte dem, vom Grafen von Hohenstein gefangen genommenen schuldlosen Nordhäuser Bürger, dem Michael Harnischmacher, welcher an dem Thore zu Clettenberg gehangen wurde, der edle Claus Hannadder den Strick selbst um und Ritter Walther von der Werne hitzte ihn den Galgen hinauf. Die Nordhäuser waren aber auch nicht unthätig und ihr Hauptmann, Andreas von Butler, zog oft aus und verbrannte die Dörfer um Hohenstein, Heringen und Kelbra und trieb Vieh weg, wo er welches fand.

Im J. 1375 entstand abermals ein Aufruhr in der Stadt. Die Patricier hatten nämlich derselben eine ungeheure Schuldenlast aufgeladen, und setzten nun große Abgaben aus. Dessen ungeachtet wurden der Schulden immer mehr und die Obrigkeit wollte keine Rechenschaft über Einnahme und Ausgabe ablegen. Da brach der Aufruhr aus. Die Patricier flüchteten ins Riesenhaus, die Bürger belagerten dasselbe, fingen die Patricier, spielten das Vergeltungsrecht, verwiesen sie aus dem Weichbilde der Stadt und setzten fest, daß in Zukunft kein Adeliger wieder zum Rathsherrn gewählt werden sollte.

Auch im J. 1430 erhob sich die Bürgerschaft wider den Rath und gab ihm Schuld: er hätte das Geld, welches wider die Hussiten gesammelt worden, unterschlagen. Einer von den Rathsherren wurde gehangen und der Protonotarius Hermann brachte sich selbst durch Gift um, um nicht dem wüthenden Pöbel in die Hände zu fallen.

Im 17. Jahrhundert fanden auch hier, wie an andern Orten, Hexenprocesse statt und viele schuldlose Wesen wurden zum schrecklichsten Tode verdammt. Eine Hexe bekannte in der Tortur: es hätte ihr vom Herrn Secretair Schmidt nichts so sehr verdrossen, als daß er ihr Bekenntniß so fleißig protocolliret, wäre auch deswegen willens gewesen, ihm die Hände voll Nießeln zn machen, allein weil er so fleißig gebetet, dabei auch in seinem Amte unerschrocken gewesen, hätte sie es nicht gekonnt. —

Im 30jährigen Kriege hatte die Stadt viel auszustehen, denn Freunde und Feinde wütheten unbarmherzig gegen dieselbe und sogen sie rein aus. Der Obristlieutenant Cannenberg quälte mit seinen Leuten die Bürger so, daß gegen 2000 nach Stolberg flohen. Er wollte auch, den Nordhäusern zum Possen, der Rolandssäule die Füße absägen lassen, allein er kam damit nicht zu Stande, weil sie inwendig eiserne Stäbe hatten.

Im 7jährigen Kriege kam Nordhausen ziemlich gut weg, dagegen mußte es in den letzten Kriegen viel leiden, besonders den 17, 18. und 19. October 1806, wo die Franzosen, den Fürsten Hohenlohe verfolgend, die Stadt einnahmen und plünderten.

Aber alles Ungemachs ungeachtet, was Feuer, Pest und Krieg über Nordhausen brachten, erhielt es sich dennoch immer als eine überaus lebendige und dem ganzen Umkreise auf bedeutende Weite viele Nahrung gebende Stadt. Durch Branntwein- und Scheidewasserbrennereien, durch Oelschlagen, Bierbrauerei, Fruchthandel, Viehmast u. s. w. werden hier jährlich ungeheure Summen in Umlauf gesetzt. Früher waren fast immer hundert Blasen im Gange und im Durchschnitte wurden täglich 1400, also jährlich 420,000 Scheffel Getreide verbraucht, auch wurden jährlich gegen 40,000 Schweine gemästet, 17,000 Centner Oel geschlagen und für 150,000 Thlr. davon verkauft.

So lange Nordhausen freie Reichsstadt war, bestand der Stadtmagistrat aus 42 Mitgliedern. Diese bildeten 3 Regimenter. Zu jedem gehörten 14 Senatoren. Die Bürgermeister waren zugleich Senatoren und konnten auch zu gleicher Zeit Quatuorviri sein. Dieser in Regimenter getheilte Rath wechselte jährlich mit einander ab und eins der Regimenter führte das Präsidium, d. h. nur dieses präsidirende Dritttheil des Raths saß zu Gericht, spach in Prozeßsachen und handhabte die Polizei u. s. w. Jedem Rathsregimente saßen, abseiten der Bürgerschaft, 18 Handwerksmeister, unter der Benennung von Rathsgefreunden, bei. In wichtigen, den Staat betreffenden Verhandlungen, Neuerungen, Auflagen u. s. w. traten alle 42 Magistratspersonen und sämmtliche 54 Rathsgefreunde zusammen. Der Rath ward aus den 9 rathsfähigen Gilden, den 4 Stadtvierteln und der Neustadt erwählt. Die Gilden waren: Die Gewandschneider oder Kaufleute, die Schneider, die Wollenweber, die Bäcker, die Schmiede, die Knochenhauer, die Kramer und Sattler, die Kürschner und Weißgerber, die Schuhmacher und Lohgerber. Die Viertel, nämlich das Neuwegs-, das Altendörfer-, das Töpfer-

und das Rautenviertel, bildeten, mit der Neustadt, 14 Wahltheile, aus deren jedem 3 Rathsglieder genommen wurden. Aus den Stadtviertheilen wurden die Gelehrten gewählt, und aus den 9 Gilden saßen von jedem 2 als Rathsgefreunde jedem Regimente bei. Die beiden am Regimente sitzenden Bürgermeister wechselten ab und jeder präsidirte nur die Hälfte des Jahres. Alle Jahre, in der Nacht vor den heiligen drei Königen, wurde Rathswahl gehalten. Der Pastor primarius hielt Nachts um 4 Uhr eine Regentenpredigt. Während der Predigt und der Wahl wurde das Rathhaus durch einen großen Theil der mit Ober- und Untergewehr bewaffneten Bürger bewacht. Die abgehenden Rathsmitglieder gingen nach der Messe, mit großen Laternen umleuchtet, durch die aufgestellte Bürgerschaft nach der Hauptkirche St. Nicolai, opferten auf dem Altare für die glücklich zurückgelegte Regierung und zuletzt wurden dem in der Kirche versammelten Volke die sämmtlichen Herren des neu angehenden Regimentes vom Rathsstuhle herab bekannt gemacht. Im J. 1803 hörte aber die freireichsstädtische Herrlichkeit auf, denn die Stadt fiel durch den Reichsdeputationsreceß als Entschädigungstheil an Preußen und ist auch dabei verblieben.

Nun, da die gütigen Leser geduldig die wichtigsten Begebenheiten aus der Geschichte Nordhausens *) angehört haben, wollen wir in die Stadt einwandern und ihre Merkwürdigkeiten, so wie die reizenden und beachtenswerthen Punkte der Umgegend betrachten.

In ältern Schriften findet man die Sehenswürdigkeiten der Stadt in folgenden beiden Versen aufgezählt:

Curia, Rolandus, Saxum, Palista, Canalis,
Fons, Ales sunt Nordhusae miracula septem.

Rathhaus, Rolandssäule, der Stein, das Geschütz und die Künste,
Quell und Vogel, das sind Nordhausens sieben Mirakel.

Das Rathhaus ist zwar einfach, aber recht gut gebaut. Im J. 1609 wurde es von Quadersteinen aufgeführt, litt zwar in einer großen Feuersbrunst bedeutend, wurde aber bald wieder hergestellt und den 7. Oct. 1711 von Neuem eingeweiht. An seiner südlichen Seite steht unter einem kupfernen Dache, geheimnißvoll wie ein Geist der Vorzeit, zwar nicht mit der leichten Grazie, womit der frohe Kunstsinn der Griechen einen Apoll von Belvedere hinzau-

*) Historische Nachrichten von Nordhausen gibt es von Kindervater, Lesser, von Rohr u. A. Das neueste Werk: „Urkundliche Geschichte der Stadt Nordhausen. Halle und Nordhausen 1827.“, wovon erst eine Lieferung erschienen, ist vom Conrector Dr. Förstemann, einem tiefen Kenner der Geschichte überhaupt und der Nordhausens insbesondere. Möchte derselbe nur recht bald die versprochene Fortsetzung seines Werkes liefern.

berte, vielmehr etwas schwerfällig, aber dennoch nach den nothwendigsten Regeln des Ebenmaßes gearbeitet,

der Roland, als Zeichen uralter Freiheiten und Gerechtsame, auf dem Haupte eine Krone, in der Hand das blanke Schwert. Henning Behrens (in seiner Hercynia curiosa) erzählt, nach seiner scherzhaften Manier, daß man zu seiner Zeit den jungen Bauerbürschen, so zur Stadt gekommen, vorgesprochen habe: wenn sie einen Knittel quer in den Mund nähmen, vor den Roland hinträten und ihn frügen: Roland, was machst Du? so antworte er Nichts! was zu manchen komischen Scenen Anlaß gegeben haben soll.

Der Stein. Dieser, noch Spuren ehemaliger Vergoldung tragende, am Töpferthore befindliche Sandstein zeigt das erst im 14. Jahrh. angenommene Stadtwappen mit folgender Umschrift:

Anno domini CCCCX. Theodosius 2ᵒ nobilissimᵒ hispanᵒ romanorum imperator Anno imperii sui quarto hanc urbem fundavit libertatibus armisque imperialibus ditavit. hilf got maria berat.

Dieses Wappen, wodurch die Gründung der Stadt unter König Merwig, einen von dem spätern Könige der Franken verschiedenen mythischen König der Thüringer, also in die Mitte der 5. Jahrhunderts hinaufgesetzt wird, war lange Zeit der Nordhäuser Stolz, bis man es endlich einsah, daß dasselbe nicht über die Mitte des 14. Jahrhunderts hinaufreichen könne, ja, daß es, nach ziemlich sichern Zeichen, wahrscheinlich erst im 15. Jahrh. verfertigt sei.

Das Geschütz, oder „die Feldschlange" wie sie allgemein genannt ward, soll „ein groß vortrefflich schönes Stücke von einem Feuermörser" gewesen sein, auf dem folgende Worte standen:

Lindwurm bin ich genannt,
Der Stadt Nordhausen bin ich wohl bekannt.
1519.
Andreas Pegnitzer goß mich.

Die Künste, oder die Wasserkunstanstalten, welche noch heute in Thätigkeit, und für die Zeit, in der sie errichtet wurden, gewiß merkwürdig sind. Die Oberkunst im Altendorfe erbaute Hanns Laxner aus Sachswerfen im J. 1546 und trieb das Wasser 85 Ellen hoch, Peter Günther von Halle trieb es im J. 1598 bis auf 164 Ellen. Derselbe legte auch noch eine zweite, die sogenannte Unterkunst, unter den Weiden an, und trieb mittelst derselben das Wasser 122 Ellen hoch. Durch diese Anstalt wird die ganze Oberstadt mit Wasser versorgt, ja, in den neuesten Zeiten ist es noch um ein Beträchtliches höher getrieben worden, so daß nun auch der Petersberg der am Höchsten gelegene Theil der Stadt, Wasser erhielt.

Die Quelle, entspringt bei dem Hospital St. Elisabeth aus einem Berge, und hat ein überaus reines, wohlschmeckendes und

gesundes Wasser, das bei unsern Vorfahren in großem Ansehen stand. (cf. Behrens: curiöser Harzwald).

Der Vogel, oder Adler, stand unten auf dem Platze, wo Neustadt, Rautenstraße und Rumbach zusammenstoßen, auf einer hohen Säule und war aus folgender Veranlassung errichtet: Es waren zwei Räthe in Nordhausen, der eine in der Ober-, der andere in der Unterstadt. Beide bestanden aus nordhäusischen Patriciern. Der Rath der Oberstadt war der mächtigste, der in der Unterstadt sank immer mehr und da er die Mauern der Vorstädte verfallen ließ, die Nordhäuser aber im Jahr 1364 mit dem Grafen von Hohenstein und im J. 1365 mit dem Herzoge von Braunschweig in Fehde standen, so mußten die Neustädter, die fast keine Mauern mehr hatten, jeden Augenblick einen Ueberfall besorgen und sahen sich daher endlich genöthigt, ihre Gerechtsame an den Rath der Oberstadt abzutreten, wogegen sich derselbe verpflichtete, die Neustadt wiederum mit Mauern zu umgeben. Zum Andenken an diese Vereinigung wurde eine Säule mit einem kupfernen, vergoldeten Adler, aufgerichtet, der nach der Oberstadt gekehrt war und einen goldenen Ring im Schnabel hielt.

Zu diesen sieben Merkwürdigkeiten Nordhausens fügen wir noch folgende hinzu:

Die St. Nicolai- oder die Marktkirche. Sie hatte früher zwei schöne Thürme, welche mit Blei gedeckt waren, aber mehrere Male abbrannten. An einem dieser Thürme, auf welchem auch der Thurmwächter oder Hausmann wohnte, befand sich eine schöne, kunstvoll verfertigte Uhr. Unten an derselben sah man eine kupferne Kugel, die das Ab- und Zunehmen des Mondes zeigte und unter derselben war ein Kopf, über welchem ein goldener Apfel hing. So vielmal es schlug, so vielmal schnappte der Kopf nach dem Apfel, der aber jedesmal zurückfuhr. Zur Rechten der Kugel stand ein Engel mit einer Sanduhr, die er alle Stunden umkehrte, und zur Linken stand ein anderer, der alle Stunden so vielmal, als es eben schlug, mit einem Scepter die Seigertafel berührte. Fünf schöne, große Glocken, welche auf diesen Thürmen hingen, schmolzen in einem furchtbaren Brande und da man in dem Schutte nur gegen sechzig Centner Metall wiederfand, so wurden davon nur zwei andere gegossen, die, da nicht sogleich wieder ein Thurm erbaut werden konnte, bis vor wenigen Jahren vor dem Eingange der Kirche hingen, jetzt aber wieder eine würdigere Stelle eingenommen haben. An der großen Glocke liest man folgende Worte:

Als Rathhaus, Kirch' und Schul' vom Feuer ward verzehret,
(Anno 1710 den 23. Augusti.)
Und fast die halbe Stadt verwüstet und zerstöret,
So ging auch ich mit drauf und ward zu Staub gemacht,
Mit Gott und Künstlers Fleiß bin ich nun hergebracht.

Der Herr, der Alles hat in seinen starken Händen,
Der wolle künftighin all Unglück abewenden
Von diesem Gotteshaus und werther Vaterstadt,
Und heilen wiederum, was er geschlagen hat.

Als Organist an dieser Kirche stand von 1732 — 82 Christian Gottlob Schröter, der Erfinder des Fortepiano. Er war nicht nur ein tüchtiger Organist, sondern zeichnete sich auch als Schriftsteller vortheilhaft aus, denn seine Anweisung zum Generalbasse wurde lange Zeit für die beste gehalten, erfand auch eine Orgel, auf der man, ohne Veränderung der Register, stark und schwach spielen konnte. Ein Mechaniker wollte ihm das Geheimniß mit der Bedingung abkaufen, sich selbst für den Erfinder ausgeben zu dürfen; allein dazu konnte sich der Künstler nicht verstehen und er zerstörte sein Werk aus Mißmuth einige Jahre vor seinem Tode.

Die Kirche St. Blasii, mit zwei Thürmen von ungleicher Höhe, auf denen vier Glocken hängen. Die größte ist im J. 1488 gegossen, nach den daran befindlichen Worten: Maria. Blasius. Martinus. bittet für uns. Anno MCCCCLXXXVIII.

Die Vesperglocke hat keine Jahrzahl, aber folgende Inschrift:

Sabbatha pango † funera plango † noxia frango †
Excito lentos † paco cruentos † dissipo ventos †.

Das Innere der Kirche enthält, außer einem guten Altarblatte, auch zwei werthvolle Gemälde von Lucas Cranach, beides Epitaphien der Meienburgschen Familie, die mit Cranach auf sehr vertrautem Fuße stand. Michael Meienburg, Bürgermeister zu Nordhausen, war gelehrt und geehrt, und Kaiser Karl V. ertheilte ihm wegen seiner Verdienste ein eigenes Wappen, nur befleckte er seinen guten Namen damit, daß er den Walkenrieder Abt, Johann Holtegel, (s. Walkenried) um vieles Klostergeld brachte, so daß dieser seine Klosterbrüder fast verschmachten ließ, besonders den alten, blinden Klostercämmerer Johann Crusius, weshalb Luther einen derben Brief an Justus Jonas ergehen ließ. Dieser war nämlich Luthers Liebling und der große Reformator kam oft nach Nordhausen, seinen Freund zu besuchen. Hier befand er sich immer recht wohl, war heiter und lachte und scherzte gern. So brachte er einst dem alten Jonas, ein Trinkgeschirr mit, welches noch auf der Nürnberger Stadtbibliothek vorhanden ist. Beider Bildnisse stehen darauf geschnitten und darüber folgende lateinische und deutsche Inschrift:

Dat vitrum vitro Jonae vitrum ipse Lutherus,
Ut vitro fragili similem se noscat uterque!

Dem alten Docter Jonas
Bringt Dr. Luther ein schön Glas,

Das lehrt sie alle Beide fein,
Daß sie zerbrechliche Gläser sein.

Eben weil nun Luther den Jonas so sehr liebte, schrieb er folgenden Brief an ihn, in welchem er auf Meienburgs Güter einen Fluch legt und seinen Freund herzlich ermahnt, jede Gemeinschaft mit demselben aufzuheben:

Gottes Gnade und Friede in Christo Jesu Amen!

Lieber Jona. Ich hatte die andern Briefe kaum zugesiegelt, als M. Philippus zu mir kam und mit sich brachte eine gemeine Vorschrift, welche von unsertwegen dem armen Lazaro, Magister Joh. Crausen sollt gegeben werden, als einem Diener Christi, der von Jedermann verlassen, daß er damit hin und wieder bei frommen Leuten ein Stück Brot möcht erbetteln, diweil er mit so viel zuvorgethanen Schreiben, großen, schweren Reisen, Mühe und Arbeit, auch Bitten und Flehen, nicht hat erlangen mögen der Brosamen, fallend von dem Tisch des Schwelgers, des Abtes zu Walkenried. Und fürwahr, ich kann es nicht genugsam aussagen, wie ich in dieser Sache so heftig bewegt bin, daß ich vermaledeit und verflucht habe alle Wohlfarde und Gedeihen, nicht allein des Abtes zu Walkenried, sondern auch Michel Meienburgs, welche beide mit einander herrlich und prächtig zehren und banquetiren von den Klostergütern, damit man doch billig diesem armen, alten, schwachen, kranken und blinden Mann ernähren und helfen; aber was hilft es, daß wir lange vor den Türken bitten, predigen unsern lieben Herrgott, lehren das Volk, wenn unterdeß diejenigen, so die besten Christen und evangelischen Leute sein wollen, unsers lieben Herrgotts Zorn erregen mit Geiz, Beraubung geistlicher Güter und armer Leute und also in Sünden fortfahren, gleich als hätte unser lieber Herrgott ein Wohlgefallen darob; will Dich derhalben, mein lieber Jona, um Christi willen gebeten haben, so Du mit ihm Gemeinschaft hast, Du wollest davon abstehen, damit Du nicht ihrer Sünden und Verfluchung theilhaftig werdest, denn unser lieber Herr Christus achtet diesen Krausen, den armen Lazarum, mehr, als die ganze Welt und will jetzt nichts sagen von den zwei Wasserblasen Michel Meienburg und den Abt. Wie ehrlich hätte es gestanden, da der Abt dem Michel Meienburg so herrliche Geschenke that, daß Michel Meienburg gesagt hätte: Nein, gnädiger Herr, ich will der Gaben lieber entbehren, damit der arme Lazarus keine Noth leide, aber dieweil wir also thun, so vergessen wir unsers lieben Herrgotts, billig werde er unser auch vergessen. — Dies habe ich in einem Zorn geschrieben, daß Du sehen kannst, daß ich aus einem Eifer

Gottes Michel Meienburgen und dem Abt feind und gram bin und will nicht ablassen, sie zu verfluchen, dieweil der arme Lazarus bettelt; verflucht und vermaledeiet seien ihre Güter und komme das Feuer aus Walkenried und verschlinge auch das, was sie mit Ehren und gutem Gewissen hätten haben mögen. Amen! Amen! Lieber Jonas, Du wollest mir zu Gute halten, daß ich so zornig bin und heftig habe geschrieben, denn Deinethalben bin ich sehr bekümmert, daß Du nicht aus ihrer Freundschaft und Gemeinschaft auch beflecket werdest und auf eine Zeit, um ihrer Missethat, auch mit leiden mußt. Vale!

Martinus Luther Docter!

Der Wunsch Luthers soll wirklich in Erfüllung gegangen und Meienburgs Güter zum größten Theil vom Feuer verzehrt worden sein.

Das erste Epitaphium, ein Ecce homo, ist der Gattin Meienburgs, die im Jahr 1529 starb, zu Ehren gesetzt. Das Bild ist recht schön. — Das zweite Epitaph ist für Meienburg selbst errichtet, der im J. 1559 am Schlage starb. Es stellt die Grablegung des Jünglings zu Nain vor, und unter den Leidtragenden befinden sich mehrere berühmte Männer, als: Luther, Melanchthon u. s. w., welche insgesammt sprechend getroffen sind. — Die Bibliothek dieser Kirche, welche aus dem östlich von der Stadt gelegenen und im Bauernkriege zerstörten Kloster hierherkam, ist ziemlich bedeutend, enthält viele alte, merkwürdige Werke und der Magistrat, welcher seit einer Reihe von Jahren so viel für die Stadt gethan hat, könnte dieselbe trefflich zur Grundlage einer öffentlichen Stadtbibliothek benutzen.

Am 18. November 1726 wurde in der Sacristei dieser Kirche ein versiegeltes Päckchen nebst einem Briefe an den Prediger gefunden. In dem Päckchen befand sich ein — Heckemännchen und in dem Briefe wurde gesagt: daß viele Leute zu Nordhausen dergleichen gekauft hätten, und man bitte den Prediger, alle Christen vor solchem teuflischen Wesen zu warnen.

Der bekannte Johann Spangenberg, von welchem, als er als Generalsuperintendent der Grafschaft Mannsfeld starb, Melanchthon schrieb: „Ihr wisset, was ihr an dem ehrwürdigen Greise, Johann Spangenberg, für einen vortrefflichen Vorgesetzten gehabt habt, welchen Dr. Luther, Dr. Lang, Dr. Pomeranus und alle sächsischen Theologen das beste Zeugniß geben. Zeichnet seinen Namen und seine Amtsjahre in Eure Geschichtsbücher ein und verwahrt seine Schriften treulich, damit die Nachwelt sehe, welcher beharrliche Zeuge der Wahrheit er war, dieser Spangenberg stand lange Zeit als Prediger an dieser Kirche; so wie Kindervater, der sich als Schriftsteller rühmlichst bekannt gemacht hat, besonders durch mehrere locale Schriften, als: gloria templi Blasiani, Feuer- und Unglückschronik und

Nordhusa illustris oder historische Beschreibung gelehrter und berühmter Leute aus Nordhausen. Wolfenbüttel 1715. Das letztere Werk ließe sich jetzt bedeutend erweitern und ich brauche nur an Friedrich August Wolff und an Gesenius zu erinnern. Auch verdienten darin wohl Männer einen Platz, die sich durch nützliche Erfindungen bekannt gemacht haben, wie z. B. der Büchsenmacher Mayer, welcher im J. 1778 das Ricochettiren oder Prallschießen entdeckte. Er sah in einem Teiche das Bild eines Baumes, merkte sich einen Zielpunkt im Bilde, schoß darnach und die Kugel schlug, abprallend vom Wasser, auf denselben Punkt des wirklichen Baumes ein. Derselbe verbesserte auch die Windbüchsen und verfertigte welche, die 3 verschiedene Röhre hatten, um daraus mit Hageln, mit Posten und mit Kugeln zu schießen. — Ein gewisser Neuenhahn erfand eine Rauchmalzdarre und bereitete auf einer 45 Fuß langen und 4 Fuß breiten Darre alle 24 Stunden 10 Nordhäuser Scheffel, verbesserte auch die Branntweinsblasen u. s. w. Der kunstsinnige Legationsrath Seidler erfand im J. 1800 die sogenannte Studirlampe, welche sich durch ihr gefälliges Aeußere und durch ihr helles Licht ungemeinen Beifall erwarb und noch jetzt fast in allen Häusern anzutreffen ist.

Die Kirche St. Petri, mit einem hochgelegenen, hohen und weithin sichtbaren Thurme, von dessen Gallerie man eine herrliche Umsicht und ein schönes Panorama der Stadt hat. Laurentius Süße, früher im Augustinerkloster zu Wittenberg, wo er viel mit Luther umging, später Prior am hiesigen Augustinerkloster vor dem Vogel, hielt in dieser Kirche im J. 1522, den Sonntag Septuagesimae die erste lutherische Predigt vom Weinberge des Herrn. — Der Thurm ist im J. 1362 erbaut, wie die an der nördlichen Seite des Thurms befindliche Inschrift bezeugt. Auf demselben hängen 4 Glocken, von denen die größte einen sehr schönen Ton hat und bisweilen 2 Meilen weit gehört wird. Sie wurde den 24. Sept. 1633 auf dem Zimmergraben gegossen und wiegt 72 Centner. Es finden sich folgende Worte daran:

Der vierte Ferdinand empfing des Reiches Kron'
Als ich von Künstlers Hand bekam den Klang und Ton.
Ich bin durch heißes Feuer und volle Glut geflossen
Wie mich mein Künsteler Wolf Geyer hat gegossen.

Später bekam diese Glocke einen großen Riß und wurde deshalb im J. 1691 so gewendet, daß der Klöppel den Riß nicht trifft. Seit dem großen Brande im J. 1612 wird Sommer und Winter alle Abend um 8 Uhr geläutet. Auf diesem Thurme befindet sich auch der Hausmann, welcher am Tage alle Stunden und des Nachts alle Viertelstunden an drei Enden des Thurmes herausblasen muß, zum Beweise, daß er beständige Feuerwache hält. Der Stadtmusikus aber ist gehalten, Mittags um 11 Uhr mit gewöhnlichen Blasinstru-

menten, im Sommer Abends 8 Uhr, im Winter um 7 Uhr mit Zinken und Posaunen und an den 3 Hauptfesten Morgens 3 Uhr mit Pauken und Trompeten zu blasen. — Der Thurm hat sehr viele Wetterschäden erlitten, wodurch er seiner Knöpfe, seiner Spitzen, oft mehrerer Stockwerke beraubt, aber immer wieder hergestellt wurde. Im J. 1811 wurde auch ein Elmsfeuer auf seiner Spitze beobachtet. Die Normaluhr des Thurmes, von Hügelet in der Schweiz verfertigt, hat 625 Thlr. gekostet.

Eine Naturmerkwürdigkeit ist noch die, daß, wenn die Helme zwischen Haserungen und Kleinwechsungen übertritt, alsdann in die Keller der Häuser am Petersberge, dem höchsten Theile der Stadt, Wasser kömmt.

Die Kirche St. Jacobi in der Neustadt. Die ältere Kirche, welche hier stand, mußte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts abgetragen werden und die jetzige wurde, aus Steinen der Ruine Walkenried, in neuerem Stile erbaut. Der durch viele physiko-theologische Schriften bekannte Lesser, welcher auch Verfasser einer Nordhäuser Chronik ist, war Prediger an dieser Kirche.

Die Kirche zum Frauenberge, oder beatae Mariae virginis in monte.

Die Kirche im Altendorfe, oder beatae Mariae virginis in valle.

Die katholische Kirche St. Crucis, von deren Gründung durch die Kaiserin Mathilde schon oben gesprochen worden ist. Kaiser Friedrich II. fand sich bewogen, die Nonnen, welche sich hier befanden, zu entlassen, und Canonici an deren Stelle zu setzen. Das Stift erhielt einen Propst, den der Kaiser präsentirte und der Erzbischof zu Mainz einsetzte. Das Capitel wählte einen Dechanten, Canonikos und einen Cellarium, der die Präbenden der Canonicorum administriren und nicht dem Propste, sondern dem Capitel die Rechnungen darüber ablegen mußte. In der westphälischen Zeit wurde das Stift secularisirt. In der Kirche liegt Graf Heinrich von Schwarzburg, der sich im Bauernkriege hierher begeben hatte, begraben. Auf seinem Grabmale ist er in Lebensgröße und geharnischt ausgehauen, in der Rechten ein Paternoster, in der Linken ein Schwert haltend. Die Umschrift lautet also:

> Anno MDXXVI quarta Augusti obiit generosus et nobilis Dominus Henricus comes in Schwarzburg Dominus in Arenstat et Sondershusen, cujus an requiescat in pace.

Das Gymnasium war früher im Dominicanerkloster, welches schon im J. 1286 gestiftet worden ist. Der letzte Prior hieß Johannes Luderus und wurde im Bauernkriege sammt seinen Mönchen vertrieben. Der Rath wünschte das Gebäude zu einer Schule, und die Einkünfte des Klosters zur Besoldung der Lehrer derselben zu verwenden und trat deshalb mit Luderus, welcher nach seiner Verja-

gung zuerst Prediger in Großenfurre, dann in Windehausen geworden war, in Unterhandlung. Dieser resignirte und übergab das ganze Kloster dem Rathe, welcher auch noch in demselben Jahre eine Schule darin einrichtete. Anfangs bestand dieselbe nur aus drei Classen, deren erste der Rector, die zweite der Conrector, die dritte der Cantor und ein Adjunctus leitete. In der Folge erhielt sie eine vierte und fünfte, ja gegen das Ende des 16. Jahrhunderts eine sechste und endlich 1612 eine siebente Classe. Das Schulgebäude wurde zwar nebst den Wohnungen der Lehrer in dem großen Brande ein Raub der Flammen, aber sie wurde bald wieder aufgebaut, denn der Rath zu Nordhausen hat sich das Schulwesen immer sehr angelegen seyn lassen, so daß schon Laurentius Peccenstein (Olear. Synt. rer. th. p. 291) sagt: Nordhausen hat jederzeit das Lob gehabt, daß darinnen Kirchen und Schulen sowohl, als das Stadtregiment, ordentlich und weislich bestellet gewesen, inmaßen solches auch die Erfahrung gegeben, denn was dieses vor vornehme Leute erzogen, so nicht allein dieser Stadt, sondern auch dem ganzen Lande und sonsten nützlich gedienet, davon wäre wohl ein langer Catalogus zu erzählen. —

Außer dem Gymnasio, das sich immer des besten Rufes und der lebhaftesten Frequenz zu erfreuen gehabt hat, besitzt Nordhausen noch eine, erst in den neuesten Zeiten eingerichtete Realschule, eine Schule für die Töchter der höhern Stände, viele Knaben- und Mädchenschulen, Freischulen u. s. w.

Das Waisenhaus. Nachdem Nordhausen schon unzählige Male von Feuersbrünsten heimgesucht worden war, besonders den 21. August 1612, wo der Brandschaden auf 13 Tonnen Goldes gerechnet wurde, kam den 23. August 1710, Abends nach 10 Uhr, abermals Feuer aus. Der schönste Theil der Stadt sammt Rathhaus, Marktkirche, Schule und andern öffentlichen Gebäuden ging verloren. Die gierigen Flammen drangen auch in das „eigenthümliche Wohnhaus" eines nordhäusischen evangelischen Predigers, des Joh. Richard Otto, und zwar mit solcher Gewalt, daß innerhalb weniger Stunden das ganze Hauptgebäude mit dem Hinter- und Brauhause, auch Scheuern und Ställen, in der Asche lag. Als man aber am folgenden Tage die Brandstätte aufzuräumen begann, fand man in dem glühenden Schutte eine deutsche Bibel, welche Otto, nebst andern Büchern, auf seinem Tische stehen gehabt hatte, ganz unversehrt; nur am Schlosse waren einige unbedeutende Flammenspuren sichtbar. Da den 21. August 1712 wiederum eine Feuersbrunst entstand, welche 281 Häuser verzehrte, so wurde in dem für Nordhausen so verhängnißvollen Augustmonate (merkwürdiger Weise brach 1812 abermals den 21. August Feuer aus), ein Brandbußtag angeordnet, der noch jetzt begangen und an welchem jedesmal in einer Betstunde auf dem Saale des Waisenhauses, jene Bibel vorgezeigt wird. Sie ist in Duodez und 1698 zu Lüneburg durch Johann Stern gedruckt und verlegt, in schwarzen Corduan mit vergoldetem Schnitt gebunden, ist mit zwei Schlössern versehen und

der Pastor Otto hat sogleich mit eigner Hand folgende Worte hineingeschrieben: Als anno 1710, am 23. Augusti, war den Sonnabend vor Bartholomäi und Sonnabend vor dem zehnten Trinitatissonntage gegen 11 Uhr am Markte eine erschreckliche Feuersbrunst entstund und Gott dem sündlichen Nordhausen die Zerstörung Jerusalems in einem Theil der Stadt durchs Feuer predigte und solches Feuer auch mein kaum erkauftes und zwischen dem Walkenriederhofe und Steinbackhause gelegenes Haus ergriffe und verzehrte: So ist diese Bibel, die ich zu meinem Gebrauch in der Erkener-Stube auf einem Tische stehen hatte, in solchen Flammen, die Alles verzehrten, in der Stube wunderbarer Weise erhalten und Tags darauf in der Asche und Schutt gefunden worden, bis an das obere Schlößlein unverletzet!" — Otto fühlte sich durch die wunderbare Erhaltung seiner Bibel tief ergriffen, hielt diesen Ort gleichsam von Gott selbst geheiligt und faßte den Entschluß, die Brandstätte zur Ehre des Höchsten einer frommen Anstalt und namentlich einem Waisenhause zu widmen. Er machte dem Rathe den Vorschlag, der das Anerbieten nicht nur willig aufnahm, sondern auch Alles that, eine Anstalt zu fördern, die noch heute besteht und in der eine nicht unbedeutende Zahl armer, verwaister Kinder, bei der freundlichsten Behandlung unentgeldlich Kost und Unterricht erhält.

Der Siechenhof, wurde ungefähr im J. 1281 von einem Herrn von Werther gestiftet. Jetzt befindet sich darin eine Arbeitsanstalt, so wie in demselben auch alte, rechtliche Leute Obdach und Versorgung finden und Kranke darin gepflegt und gewartet werden. An der nun größtentheils niedergerissenen Capelle waren sieben große Kreuze, aus Sandstein gehauen, eingemauert, vor deren einem ein Priester knieete mit dem Kelch in der Hand. Die Sage erzählt, daß einst ein Wolkenbruch gefallen sei, dessen Fluthen die Kirche umgestürzt und den Priester, nebst sieben Personen, die eben communicirten, mit fortgeschwemmt habe. Zum Andenken an diese Begebenheit wären die Kreuze gesetzt worden. — Früher wurden bei diesem Siechenhofe jährlich 3 Predigten im Freien, sogenannte „Flurpredigten" gehalten, den 3. Ostertag, den 3. Pfingsttag und nach der Ernte, die überaus beliebt und zahlreich besucht gewesen sein sollen.

Es wäre nun noch vom Spital St. Martini, dem Hospital St. Elisabeth, den ehemaligen Klöstern vor dem Vogel, vor den Barfüßern, auf dem Frauenberge und im Altendorfe, vom Walkenrieder und Ilefelder Hofe u. s. w. zu reden; allein die trocknen und zum Theil unbedeutenden historischen Nachrichten dürften den Lesern wenig Interesse gewähren und wir schicken uns daher lieber an, das reizende, blühende Leben der Umgegend zu betrachten.

Wir verlassen also die Stadt, welche gegen 12,000 Einwohner zählt und, wie alle alten Reichsstädte, ziemlich winklig und unregelmäßig gebaut ist und sprechen die Worte des Dichters über sie aus:

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Das Töpferthor, durch welches wir jetzt ins Freie treten, verdient es wohl, daß der Wandrer einige Augenblicke vor ihm verweilt, denn an dasselbe lehnt sich ein mächtiger Zwinger, der jedem Freunde des Alterthums gewiß gefallen wird. In diesem Zwinger sieht man einen Eingang in ein unterirdisches Gewölbe, das, der Sage nach, bis zum Kloster Himmelgarten geführt haben soll, aber wahrscheinlich nur zum Ausfall diente. Außerhalb am Zwinger erblickt man ein Bild, dessen Farben ziemlich erloschen sind und die in Holz geschnittenen Gestalten Jesu, wie er sein Kreuz trägt und des Simon von Cyrene in einem Mönchshabit, worunter folgende Worte stehen:

Der Ketten strenges Band, der Kriegesleute Schlagen,
Der Dornen scharfe Kron, die muß ich für Dich tragen,
Die Kreuze gar dazu: Ich leide diese Pein,
Damit Dein Kreuze Dir mag desto leichter sein!

Dieser mächtige Thurm war außerhalb noch vor wenigen Jahren mit einem tiefen Graben umgeben; jetzt, da die Stadtgräben ausgefüllt werden, ist die untere Hälfte dieses Zwingers verschwunden und der obere Theil blickt traurig den Beschauer an und scheint ihm zuzurufen:

Endlich fiel mein bezweifeltes Loos! Nach langem Verschonen
Muß ich weichen der Zeit, die mein Verderben beschloß.
So verschwindet, was groß und geachtet vor Zeiten gewesen,
Und das Platte genügt Eurem verwöhnten Geschmack.
Ruhmvoll stand ich und fest, Jahrhunderte kamen und schieden,
Keinem Sturme besiegt stürz' ich durch Menschengewalt.
Selbst mich überlebend, verbraucht, ein entbehrlicher Alter,
Durft' ich von jüngerer Welt Ruhe nicht hoffen, noch Dank.
Dis ist immer der Gang im Leben der Menschen gewesen,
Was die Väter gebaut, werfen die Enkel in Schutt.
Bald wird keines Sterblichen Auge die Thore noch schauen,

Die so manches Geschlecht kommend und scheidend durchzog.
Nenn' ich die stattlichen Ritter, die einst auf muthigen Rossen
Um den lockenden Preis eilten zum frohen Turnier?
Oder die mächtigen Kaiser, die einst zu ernster Berathung
In die Mauern der Stadt luden die Fürsten des Reichs?
Oder die kriegrischen Heere mit Glanz-verherrlichten Führern,
Die sich in Schlachten den Ruhm tapferer Helden erkämpft?
Oder nenn' ich das Volk, das geschaart zum Geschäfte des Tages,
Oder zu Spiel und Tanz lustig und froh sich erging?
Bald ist Alles vorbei! Kein Fuß mehr weilt auf der Schwelle,
Selbst die Spuren des Wegs tilgt die verwandelnde Zeit.

Noch einen Blick werfen wir auf das graue Gestein, weil wir es bei einer spätern Wiederkehr vielleicht nicht wieder antreffen möchten, schreiten dann an dem ehemaligen Stadtgraben hin und befinden uns bald auf dem Kirschberge, der seinen Namen (wie lucus a non lucendo), davon bekommen hat, weil es auf demselben keine Kirschen gibt. Aber schön geebnete Wege, über welche schlanke Buchen ihre schattigen Zweige ausbreiten, duftende Blumenbeete, freundliche Pavillons, einladende Ruhesitze, die, sinnig angebracht, zwischen den Bäumen hindurch herrliche Blicke in die lachende Gegend und auf einzelne Theile der Stadt gewähren, begegnen uns überall und des Himmels wolkenloses Blau, der Nachtigallen tief aufathmender Sang, der unzählbaren Blüthen süße Düfte, der Zweige liebeflüsternd Rauschen — Alles trifft unser Herz so weich, so voll und wiegt uns in behagliche Träume, zu welchen die Seele am liebsten geneigt ist, wenn sie sich, von keiner Hoffnung und keiner Sorge bewegt, im reinen und harmlosen Leben der Natur auflöst. — Unter dem kühlen Laubgewölbe schreiten wir dem höchsten Gipfel des Lustwaldes zu, auf dem

die Merwigslinde steht, ein sehr alter, am dicksten Ende des Stammes gegen 24 Fuß im Umfange haltender Baum, welcher, so lange man ihn kennt, die Merwigs-, Merchens- oder Mährchenslinde genannt worden ist. Es ist schon oft die Frage aufgeworfen worden, welcher Name wohl der richtige und ob er wohl so alt sei, als die Linde selbst, welche dennoch nicht gegen vierzehnhundert Jahr alt sein kann. Es ist wohl am richtigsten, die Benennung des Baumes wirklich vom König Merwig herzuleiten und anzunehmen, daß derselbe einst an der Stelle, vielleicht unter einer Linde sitzend, eine Versammlung hielt und daß man, als jener Baum, dem man den Namen Merwigslinde gegeben, abstarb, die jetzige Linde pflanzte, auf welche der Name des alten Baums überging. Merkwürdig ist, daß die Mitglieder der Schuhmachergilde, von uralten Zeiten her, bis vor wenigen Jahrzehnten, anfangs alljährlich, später alle sieben Jahre, bei dieser Linde eine fröhliche Versammlung hielten, und die Sage erzählt darüber Folgendes:

Auf unserm Königshofe stand, wie die Sage geht,
Ein Schloß sonst auf dem Platze, wo Filter's Haus jetzt steht.

Darinnen wohnt ein König, der König Merwig hieß,
Und den die ganze Gegend mit einem Munde pries.

Gerechtigkeit und Güte umgab des Weisen Thron;
Der Gute, wie der Böse, bekam verdienten Lohn.

Schwer hielt's, ihn zu berücken, selbst Pfaffen war es Kunst;
Mit scharfen Adlerblicken durchschaut er Gleiß und Dunst.

Des Redlichen Begehren kam er mit Huld zuvor;
Der Schalk und seine Bitte fand ein verschlossnes Ohr.

Wen Tück' und Bosheit drängte, fand bei ihm Hülf' und Schutz;
Der kühne Widersacher bot ihm nicht lange Trutz.

Von Wahrheit und vom Frieden war er der wärmste Freund;
Von Schmeichelei und Hader ein abgesagter Feind.

In seinem kleinen Staate litt niemand wirklich Noth;
Zu prassen hatte Keiner, Jedweder aber Brot.

Und nicht aus Fürstenblute kam dieser Biedre her;
Schuhmacher war sein Vater, Schuhmacher war auch er.

Daß ihn dem ohnerachtet des Volkes Wahl berief,
Bleibt in der Nachwelt Augen sein schönster Adelsbrief.

Auch schämt' er auf dem Throne sich seiner Herkunft nie;
Erinnerte die Gegend vielmehr selbst laut an sie.

Denn alle sieben Jahre zog er im Maimonat
Auf einen von den Hügeln dicht hinter unsrer Stadt.

Und mit ihm zog die ganze Schuhmacherzunft hinaus,
Und Merwig gab im Freien ihr einen Ehrenschmaus.

Froh saß er unter ihnen, und schmaust' und zechte mit,
Gern sehend wenn man scherzte, ungern, wenn man sich stritt.

Der Platz war eine Haide, von hohen Bäumen leer;
An heitern Tagen brannte die Sonn' auf ihn fast sehr.

Zu künft'gem Schatten pflanzte drum Seine Majestät
Die Lind' auf dessen Rücken, die jetzt darauf noch steht.

Die Ehrfurcht in der Seele deß, der sie sieht, erregt,
Und noch von ihm den Namen der Merwigslinde trägt.

Stolz zogen die Gesellen von den Schuhmachern hier,
Noch alle sieben Jahre deswegen hin zu ihr.

Und brachten unter Jauchzen und fröhlicher Musik,
Von ihren Zweigen einen mit nach der Stadt zurück.

Und rühmten und erzählten des Zunftgenossen Lob,
Den nicht Geburt, den Tugend auf seinen Thron erhob.

Wir verlassen die alte Linde, welche uns viel erzählen könnte von den Tagen, die nicht mehr sind, wenn ihr die Gabe menschlicher Rede verliehen wäre, und steigen hinab zu einem rings von hohen Bäumen umschlossenen Platze, wo Zelt an Zelt sich reiht und in denen Alles zu finden ist, was das Herz begehrt und den Gaumen gelüstet. Hier im friedlichen Walde sammeln sich an schönen Abenden die Bewohner der Stadt und vergessen bei heiterer Musik und traulicher Unterhaltung des Tages Last und Hitze; hier unter den flüsternden Bäumen wird alljährlich, wenn der Frühling in's Land zieht, ein fröhliches Fest, das Maienfest, gefeiert, zu welchem aus der Nähe und Ferne Tausende von Menschen wallfahrten. Und schon seit Hunderten von Jahren ist der Kirschberg der Vergnügungsort der Nordhäuser, denn ein Studiosus Tiemroth läßt sich bereits im J. 1688 über denselben unter andern also vernehmen:

Es sind die Weiberchen und Kinderchen beflissen,
Ja, was sich regen kann, den Kirschberg zu begrüßen
Mit ihrer Gegenwart: Geh', mache Feuer an
Mein Tochter, hole Mehl, damit ich backen kann
Ein Mandel oder mehr der guten Eierkuchen,
Wir wollen ausspazirn, den Kirschberg zu besuchen.
Ja, Herzensmutter, ja, das Feuer ist gemacht,
Ach, tummelt, tummelt euch, weil jetzt der Himmel lacht.
Du geh' inzwischen hin und hole diese Flaschen
Voll guten Gerstensaft; damit wir was zu naschen
Und einen frischen Trunk bei unsrer Freude han,
Wie ächzt und lechzt ein Mensch, eh' man gelangt hinan,
Wo jener Hüne hat den großen Schuch geschüttet
An dieses Berges Höh', wie wird das Herz zerrüttet,
Eh man den Hügel küßt! — Wenn sie sich nun geschickt
Mit Schnabelweid' und Trank den Handkorb ausgespickt;
So eilen sie hinaus durch's enge Kirschbergspförtchen,
Vergessen traurig sein, versetzen manches Wörtchen
Von guter Fröhlichkeit. Mich deucht ich sehe sie
Schon klettern an der Höh' wie junges Lämmervieh.

— — — — — — — — — — —

Wir steigen höher 'nauf, um etwas mehr zu finden
An dieses Berges Rund; da stellt sich Mährchens Linden
Die Schattenbringerin von fern in mein Gesicht,
Drum soll mein Kiel und Ziel dahin sein abgericht.
Bei ihr ist Lieblichkeit, Smaragdenaugenweide,
Von dannen siehet man entlegner Grenzen Scheide,
Manch schönes Feld und Bau, so feinen Anlaß gibt
Zu lieblichem Discurs, wer irgend ist geübt.
Mir dünket ganz und gar, man heißt sie Märchens Linden,
Weil da von Alters her wir manch' Gedicht erfinden.
Nun Kirschberg lebe wohl und grüne lange Zeiten
Mit Deiner Nordenstadt. Ich will nur Lob ausbreiten
Bis an das Sternenhaus, und ob ihr mein vergeßt, —
Wiewohl ihr leiblich Kind gar selten sonst verläßt
Ein trautes Mutterherz — will ich doch nicht vergessen,
Dein, liebste Nordenstadt, dein Ruhm soll in Cypressen
Durch meinen Griffel stehn; du bleibst mein Vaterland
Nordhausen, bis man mich versenkt in kühlen Sand.
Ihr Nordbewohner braucht inzwischen diese Freude
Des Kirschbergs wohl, lebt lustig ohne Leide,
Besteigt ihn oftermals bei güldner Friedenszeit,
Trinkt, eßt, vergeßt auch nicht der langen Ewigkeit.

Es ist noch zu bemerken, daß auf diesem Berge, der schon im Jahr 1310 „mons vulturis“ genannt wird, und also eigentlich „Geiersberg“ heißen sollte, (einige alte Schriftsteller nennen ihn auch Hirschberg), Erz gegraben wurde, wie schon aus den vielen grubenähnlichen Vertiefungen auf seiner Oberfläche zu vermuthen ist. Im J. 1523 wurde Friedrich Teichgräbern erlaubt, hier Eisenstein zu suchen, und nach ihm mehrere andere. Auch anderwärts in der Nordhäuser Flur wurde darnach gesucht und besonders an einem Orte, der „Muphole“ genannt wird, den man aber jetzt nicht mehr anzugeben weiß. Es gab auch sonst hier Alaunwerke, welche von einer Leipziger Gewerkschaft, die in vier Pfannen sieden ließ, betrieben wurden; allein Uneinigkeit unter den Gewerken selbst brachte diese Alaunsiedereien bald zum Stillstand.

Wir verlassen den Kirschberg und wandeln weiter nördlich zu dem alten Wartthurme, der an dem Saume von Wilde's Hölzchen liegt. (Ein Licentiat Wilde war 1598 Besitzer desselben.) So unbedeutend dieser Thurm sowohl hinsichtlich seiner Bauart, als seiner Größe ist, so war es doch ein glücklicher Gedanke, denselben zugänglich zu machen und oben mit einer Gallerie zu umgeben, da man von ihm einen sehr schönen Umblick nach allen Seiten hin genießt. Wir steigen daher die schmale Wendeltreppe hinauf und blicken überrascht in die Gegend hinaus.

Ei, lustig grüne Berge
Und üpp'ges Saatgefild,
Und frische grüne Matten.
Fürwahr ein schönes Bild!

Hier schmucke Häuschen schimmernd
Am grünen Bergeshang,
Dort Sicheln und Sensen blitzend
Das reiche Thal entlang.

Und weiter hin die Ebne,
Durch die die Helme zieht;
Und fern die blauen Berge,
Grenzwächter von Granit.

Und Thürme mit blanken Kuppeln
Und frisches Wäldergrün,
Und Wolken, die zur Ferne,
Wie meine Sehnsucht, ziehn!

Die vor uns liegenden Dörfer, die Felsen und Berge rings umher blicken so lockend zu uns herüber, daß wir den Entschluß fassen, einige Stunden daran zu wenden, um einige derselben in der Nähe zu betrachten. Wir gehen daher in das Thal hinab und durch eine freundliche Allee nach dem malerisch gelegenen Dorfe

Crimderode,

welches nur eine halbe Stunde von der Stadt entfernt liegt und ein gutes Gasthaus aufzuweisen hat. Die Umgegend ist reich an schönen Alabasterarten und Erdfälle gibt es hier in Menge. Gleich auf der Wiese, welche von dem Wege, den wir von Crimderode aus einschlagen, links liegt, sehen wir einige dergleichen, welche den 21. April 1710 entstanden sind. An diesem Tage, welches gerade der zweite Ostertag war, kam ein Fuhrmann des Weges und war eben im Begriff durch das Flüßchen Zorge zu fahren, als er fühlte, daß die Erde unter ihm zitterte und wankte. Erschrocken hielt er die Pferde an und blickte umher. Da sahe er, daß sich die Erde an fünf Orten von einander riß, der Erdspalt große Stücken verschlang und selbst den Strom verschluckte, welcher auch gegen eine Stunde ausblieb. Auf der benachbarten Wiese aber stiegen zwei große Wasserstrudel, fast wie ein Haus hoch, in die Höhe, warfen mit großem Brausen einige mit sammt den Wurzeln ausgerissene Bäume empor, und schleuderten dieselben eine bedeutende Strecke weit fort. Nachdem das Wasser wieder gesunken war, blieben die zwei mit Wasser gefüllten Löcher zurück, wie sie noch heute zu sehen sind, und die

damals eine Tiefe von zehn Klaftern hatten. — Dieser Wiese gegenüber befindet sich oben in einem Felsen eine Vertiefung, welche die Goldschmiedshöhle genannt wird und von welcher die Sage geht, daß sich im dreißigjährigen Kriege ein Goldschmidt lange Zeit in derselben verborgen haben soll. — Weiterhin kommen wir zu dem Johannisberge, auf welchem in frühern Zeiten eine Capelle stand. Ob auch ein Dorf hier gelegen, wie Viele behaupten wollen, läßt sich nicht mehr erweisen. Die Kirche, von der man kaum noch die Grundmauern sieht, wurde im Bauernkriege zerstört und die Glocken kamen nach Sachswerfen. Auf der einen stehen die Worte:

Vincit Christus,
Regnat Christus
Imperat Deus in Domo S. Joh.

Die Aussicht von diesem Berge ist sehr angenehm. Unfern von demselben, an dem Wege nach Niedersachswerfen, liegt ein Hügel, der fast allgemein für ein Hühnengrab gehalten wird und Untersuchung verdiente. — Dicht vor uns sehen wir die Häuser des ansehnlichen Dorfes

Nieder-Sachswerfen

an eine schroffe Felswand von blendendem Gyps gelehnt welche der Mühlberg heißt. Das Dorf soll seinen Namen davon erhalten haben, daß sich in demselben die Einwohner von sechs Dörfern, welche in der Gegend lagen, aber zerstört wurden, und die Bischoferode, Bahlrode, Wahlrode, Espe und Johannisberg geheißen haben sollen, angesiedelt hätten und also sechs Dorfschaften wären zusammengeworfen worden, woher der Name Sechswerfen, (woraus später Sachswerfen geworden), entstanden sei. — Allein da es noch ein Obersachswerfen gibt, von welchem sich keine solche Verschmelzung mehrerer Dorfschaften behaupten läßt, so ist anzunehmen, daß es seinen Namen von den Sachsen erhalten hat oder auch von saxum. — Ein großer Theil des Dorfes brannte im J. 1788 ab und da die Gebäude ziemlich hoch in der hannoverischen Brandcasse versichert waren, so konnte es bald so gut wieder aufgebaut werden, daß es eines der schönsten Dörfer in der Gegend ist. Früher befanden sich mehrere Steinmetzen hier, welche Tabacksdosen und andere Gegenstände aus Hohensteinischem Alabaster verfertigten und deren Arbeiten allen Beifall verdienten.

Im J. 1728 fand ein gewisser Otto auf der hiesigen Trift Steine, untersuchte dieselben, fand, daß sie gutes, schwarzes Kupfer enthielten und da er sah, daß von dergleichen Gestein Vorrath genug da war, löste er einen Muthzettel, baute eine Grube, die er „zu den drei Brüdern" nannte, und belegte sie mit drei Bergleuten und

einem Jungen. In neun Monaten gewann er 403 Ctr. Erz. Da Otto versicherte, daß das Bergwerk in hundert Jahren nicht ausgearbeitet werden könnte, wenn man auch 30 — 40 Leute anlegte, so bildete sich eine Gewerkschaft, aus der aber Otto bald ausschied. Es wurde auch eine Kupferhütte angelegt, aber in den Jahren 1763 bis 67 wurde das Bergwerk immer schlechter und im J. 1796 war nicht einmal eine Kupferhütte mehr vorhanden.

Der sogenannte deutsche Homer, Laurentius Rhodomann, ist hier geboren. Sein Vater war ein schlichter Landmann, da aber sein Sohn viel Lust zum Studiren bezeugte, that er ihn auf die Schule zu Ilefeld. Hier genoß Rhodomann den trefflichen Unterricht des bekannten Neander, studirte dann zu Rostock, wurde Rector zu Lüneburg, dann zu Walkenried, später zu Stralsund und starb endlich als Professor der Geschichte zu Wittenberg im J. 1616. Wir besitzen von ihm viele, besonders griechische Gedichte z. B. Argonautica, Thebaïca, Iliaca, Palaestina, Historia Ecclesiae Vita et doctrina Lutheri u. s. w. Für uns besonders interessant aber ist seine Ilfelda Hercynica, welches, ebenfalls in griechischer Sprache verfaßte Gedicht er zu Ehren Ilefelds verfertigte, wo er seine erste Bildung erhalten hatte.

Auch bei Niedersachswerfen gibt es viele Erdfälle und andere Naturmerkwürdigkeiten, wovon aber nur der Erwähnung werth sein möchten:

Die Ziegenhöhle, welche an der Morgenseite des Mühlbergs befindlich ist und von der sehr viel gefabelt wird. Weil die Ziegenhirten bei Sturm und Ungewitter ihre Heerden hineingetrieben haben sollen, soll sie den Namen „Ziegenhöhle“ bekommen haben. Damals muß sie bedeutend anders gewesen sein als jetzt, denn sie ist so niedrig, eng und verfallen, daß man kaum einige Schritte hineindringen kann. Vor einigen hundert Jahren soll man durch sie bis zu der bekannten Höhle „der Kelle“ haben gelangen können, welche an der westlichen Seite dieses Gebirgs liegt; im J. 1720 aber war sie schon nicht viel anders mehr beschaffen, als heute, denn in dem genannten Jahre besuchten dieselbe der Prorector Ritter zu Ilefeld, der Dr. Brückmann und viele Andere, mit Fackeln wohl versehen; als sie sich aber durch den engen, unbequemen Zugang hindurchgezwängt hatten und in zwei kleine Höhlen gelangt waren, die durchaus nichts Merkwürdiges darboten, konnten sie nicht weiter. Sie traten also den Rückweg an, mußten aber, da die Höhlen so eng waren, daß man sich nicht darin umwenden konnte, nach Art der Krebse wieder herauskriechen. —

Eine zweite Merkwürdigkeit ist:

Der Tanzteich, nicht sehr weit vom Ziegenloche entfernt und von dem Mühlberge nördlich. Er war früher gegen fünf Acker groß und wurde für grundlos gehalten. Den Namen soll er auf folgende Veranlassung bekommen haben:

gung zuerst Prediger in Großenfurre, dann in Windehausen geworden war, in Unterhandlung. Dieser resignirte und übergab das ganze Kloster dem Rathe, welcher auch noch in demselben Jahre eine Schule darin einrichtete. Anfangs bestand dieselbe nur aus drei Classen, deren erste der Rector, die zweite der Conrector, die dritte der Cantor und ein Adjunctus leitete. In der Folge erhielt sie eine vierte und fünfte, ja gegen das Ende des 16. Jahrhunderts eine sechste und endlich 1612 eine siebente Classe. Das Schulgebäude wurde zwar nebst den Wohnungen der Lehrer in dem großen Brande ein Raub der Flammen, aber sie wurde bald wieder aufgebaut, denn der Rath zu Nordhausen hat sich das Schulwesen immer sehr angelegen sein lassen, so daß schon Laurentius Peccenstein (Olear. Synt. rer. th. p. 291) sagt: Nordhausen hat jederzeit das Lob gehabt, daß darinnen Kirchen und Schulen sowohl, als das Stadtregiment, ordentlich und weislich bestellet gewesen, inmaßen solches auch die Erfahrung gegeben, denn was dieses vor vornehme Leute erzogen, so nicht allein dieser Stadt, sondern auch dem ganzen Lande und sonsten nützlich gedienet, davon wäre wohl ein langer Catalogus zu erzählen. —

Außer dem Gymnasio, das sich immer des besten Rufes und der lebhaftesten Frequenz zu erfreuen gehabt hat, besitzt Nordhausen noch eine, erst in den neuesten Zeiten eingerichtete Realschule, eine Schule für die Töchter der höhern Stände, viele Knaben- und Mädchenschulen, Freischulen u. s. w.

Das Waisenhaus. Nachdem Nordhausen schon unzählige Male von Feuersbrünsten heimgesucht worden war, besonders den 21. August 1612, wo der Brandschaden auf 13 Tonnen Goldes gerechnet wurde, kam den 23. August 1710, Abends nach 10 Uhr, abermals Feuer aus. Der schönste Theil der Stadt sammt Rathhaus, Marktkirche, Schule und andern öffentlichen Gebäuden ging verloren. Die gierigen Flammen drangen auch in das „eigenthümliche Wohnhaus" eines nordhäusischen evangelischen Predigers, des Joh. Richard Otto, und zwar mit solcher Gewalt, daß innerhalb weniger Stunden das ganze Hauptgebäude mit dem Hinter- und Brauhause, auch Scheuern und Ställen, in der Asche lag. Als man aber am folgenden Tage die Brandstätte aufzuräumen begann, fand man in dem glühenden Schutte eine deutsche Bibel, welche Otto, nebst andern Büchern, auf seinem Tische stehen gehabt hatte, ganz unversehrt; nur am Schlosse waren einige unbedeutende Flammenspuren sichtbar. Da den 21. August 1712 wiederum eine Feuersbrunst entstand, welche 281 Häuser verzehrte, so wurde in dem für Nordhausen so verhängnißvollen Augustmonate (merkwürdiger Weise brach 1812 abermals den 21. August Feuer aus), ein Brandbußtag angeordnet, der noch jetzt begangen und an welchem jedesmal in einer Betstunde auf dem Saale des Waisenhauses, jene Bibel vorgezeigt wird. Sie ist in Duodez und 1698 zu Lüneburg durch Johann Stern gedruckt und verlegt, in schwarzen Corduan mit vergoldetem Schnitt gebunden, ist mit zwei Schlössern versehen und

der Pastor Otto hat sogleich mit eigner Hand folgende Worte hineingeschrieben: Als anno 1710, am 23. Augusti, war den Sonnabend vor Bartholomäi und Sonnabend vor dem zehnten Trinitatissonntage gegen 11 Uhr am Markte eine erschreckliche Feuersbrunst entstund und Gott dem sündlichen Nordhausen die Zerstörung Jerusalems in einem Theil der Stadt durchs Feuer predigte und solches Feuer auch mein kaum erkauftes und zwischen dem Walkenriederhofe und Steinbackhause gelegenes Haus ergriffe und verzehrte: So ist diese Bibel, die ich zu meinem Gebrauch in der Erkener-Stube auf einem Tische stehen hatte, in solchen Flammen, die Alles verzehrten, in der Stube wunderbarer Weise erhalten und Tags darauf in der Asche und Schutt gefunden worden, bis an das obere Schlösslein unverletzet!" — Otto fühlte sich durch die wunderbare Erhaltung seiner Bibel tief ergriffen, hielt diesen Ort gleichsam von Gott selbst geheiligt und faßte den Entschluß, die Brandstätte zur Ehre des Höchsten einer frommen Anstalt und namentlich einem Waisenhause zu widmen. Er machte dem Rathe den Vorschlag, der das Anerbieten nicht nur willig aufnahm, sondern auch Alles that, eine Anstalt zu fördern, die noch heute besteht und in der eine nicht unbedeutende Zahl armer, verwaister Kinder, bei der freundlichsten Behandlung unentgeldlich Kost und Unterricht erhält.

Der Siechenhof, wurde ungefähr im J. 1281 von einem Herrn von Werther gestiftet. Jetzt befindet sich darin eine Arbeitsanstalt, so wie in demselben auch alte, rechtliche Leute Obdach und Versorgung finden und Kranke darin gepflegt und gewartet werden. An der nun größtentheils niedergerissenen Capelle waren sieben große Kreuze, aus Sandstein gehauen, eingemauert, vor deren einem ein Priester knieete mit dem Kelch in der Hand. Die Sage erzählt, daß einst ein Wolkenbruch gefallen sei, dessen Fluthen die Kirche umgestürzt und den Priester, nebst sieben Personen, die eben communicirten, mit fortgeschwemmt habe. Zum Andenken an diese Begebenheit wären die Kreuze gesetzt worden. — Früher wurden bei diesem Siechenhofe jährlich 3 Predigten im Freien, sogenannte „Flurpredigten" gehalten, den 3. Ostertag, den 3. Pfingsttag und nach der Ernte, die überaus beliebt und zahlreich besucht gewesen sein sollen.

Es wäre nun noch vom Spital St. Martini, dem Hospital St. Elisabeth, den ehemaligen Klöstern vor dem Vogel, vor den Barfüßern, auf dem Frauenberge und im Altendorfe, vom Walkenrieder und Ilefelder Hofe u. s. w. zu reden; allein die trocknen und zum Theil unbedeutenden historischen Nachrichten dürften den Lesern wenig Interesse gewähren und wir schicken uns daher lieber an, das reizende, blühende Leben der Umgegend zu betrachten.

Wir verlassen also die Stadt, welche gegen 12,000 Einwohner zählt und, wie alle alten Reichsstädte, ziemlich winklig und unregelmäßig gebaut ist und sprechen die Worte des Dichters über sie aus:

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Das Töpferthor, durch welches wir jetzt ins Freie treten, verdient es wohl, daß der Wandrer einige Augenblicke vor ihm verweilt, denn an dasselbe lehnt sich ein mächtiger Zwinger, der jedem Freunde des Alterthums gewiß gefallen wird. In diesem Zwinger sieht man einen Eingang in ein unterirdisches Gewölbe, das, der Sage nach, bis zum Kloster Himmelgarten geführt haben soll, aber wahrscheinlich nur zum Ausfall diente. Außerhalb am Zwinger erblickt man ein Bild, dessen Farben ziemlich erloschen sind und die in Holz geschnittenen Gestalten Jesu, wie er sein Kreuz trägt und des Simon von Cyrene in einem Mönchshabit, worunter folgende Worte stehen:

Der Ketten strenges Band, der Kriegesleute Schlagen,
Der Dornen scharfe Kron, die muß ich für Dich tragen,
Die Kreuze gar dazu: Ich leide diese Pein,
Damit Dein Kreuze Dir mag desto leichter sein!

Dieser mächtige Thurm war außerhalb noch vor wenigen Jahren mit einem tiefen Graben umgeben; jetzt, da die Stadtgräben ausgefüllt werden, ist die untere Hälfte dieses Zwingers verschwunden und der obere Theil blickt traurig den Beschauer an und scheint ihm zuzurufen:

Endlich fiel mein bezweifeltes Loos! Nach langem Verschonen
Muß ich weichen der Zeit, die mein Verderben beschloß.
So verschwindet, was groß und geachtet vor Zeiten gewesen,
Und das Platte genügt Eurem verwöhnten Geschmack.
Ruhmvoll stand ich und fest, Jahrhunderte kamen und schieden,
Keinem Sturme besiegt stürz' ich durch Menschengewalt.
Selbst mich überlebend, verbraucht, ein entbehrlicher Alter,
Durft' ich von jüngerer Welt Ruhe nicht hoffen, noch Dank.
Dis ist immer der Gang im Leben der Menschen gewesen,
Was die Väter gebaut, werfen die Enkel in Schutt.
Bald wird keines Sterblichen Auge die Thore noch schauen,

Die so manches Geschlecht kommend und scheidend durchzog.
Nenn' ich die stattlichen Ritter, die einst auf muthigen Rossen
Um den lockenden Preis eilten zum frohen Turnier?
Oder die mächtigen Kaiser, die einst zu ernster Berathung
In die Mauern der Stadt luden die Fürsten des Reichs?
Oder die kriegrischen Heere mit Glanz verherrlichten Führern,
Die sich in Schlachten den Ruhm tapferer Helden erkämpft?
Oder nenn' ich das Volk, das geschaart zum Geschäfte des Tages,
Oder zu Spiel und Tanz lustig und froh sich erging?
Bald ist Alles vorbei! Kein Fuß mehr weilt auf der Schwelle,
Selbst die Spuren des Wegs tilgt die verwandelnde Zeit.

Noch einen Blick werfen wir auf das graue Gestein, weil wir es bei einer spätern Wiederkehr vielleicht nicht wieder antreffen möchten, schreiten dann an dem ehemaligen Stadtgraben hin und befinden uns bald auf dem Kirschberge, der seinen Namen (wie lucus a non lucendo), davon bekommen hat, weil es auf demselben keine Kirschen gibt. Aber schön geebnete Wege, über welche schlanke Buchen ihre schattigen Zweige ausbreiten, duftende Blumenbeete, freundliche Pavillons, einladende Ruhesitze, die, sinnig angebracht, zwischen den Bäumen hindurch herrliche Blicke in die lachende Gegend und auf einzelne Theile der Stadt gewähren, begegnen uns überall und des Himmels wolkenloses Blau, der Nachtigallen tief aufathmender Sang, der unzählbaren Blüthen süße Düfte, der Zweige liebeflüsternd Rauschen — Alles trifft unser Herz so weich, so voll und wiegt uns in behagliche Träume, zu welchen die Seele am liebsten geneigt ist, wenn sie sich, von keiner Hoffnung und keiner Sorge bewegt, im reinen und harmlosen Leben der Natur auflöst. — Unter dem kühlen Laubgewölbe schreiten wir dem höchsten Gipfel des Lustwaldes zu, auf dem

die Merwigslinde steht, ein sehr alter, am dicksten Ende des Stammes gegen 24 Fuß im Umfange haltender Baum, welcher, so lange man ihn kennt, die Merwigs-, Merchens- oder Mährchenslinde genannt worden ist. Es ist schon oft die Frage aufgeworfen worden, welcher Name wohl der richtige und ob er wohl so alt sei, als die Linde selbst, welche dennoch nicht gegen vierzehnhundert Jahr alt sein kann. Es ist wohl am richtigsten, die Benennung des Baumes wirklich vom König Merwig herzuleiten und anzunehmen, daß derselbe einst an der Stelle, vielleicht unter einer Linde sitzend, eine Versammlung hielt und daß man, als jener Baum, dem man den Namen Merwigslinde gegeben, abstarb, die jetzige Linde pflanzte, auf welche der Name des alten Baums überging. Merkwürdig ist, daß die Mitglieder der Schuhmachergilde, von uralten Zeiten her, bis vor wenigen Jahrzehnten, anfangs alljährlich, später alle sieben Jahre, bei dieser Linde eine fröhliche Versammlung hielten, und die Sage erzählt darüber Folgendes:

Auf unserm Königshofe stand, wie die Sage geht,
Ein Schloß sonst auf dem Platze, wo Filter's Haus jetzt steht.

Darinnen wohnt ein König, der König Merwig hieß,
Und den die ganze Gegend mit einem Munde pries.

Gerechtigkeit und Güte umgab des Weisen Thron;
Der Gute, wie der Böse, bekam verdienten Lohn.

Schwer hielt's, ihn zu berücken, selbst Pfaffen war es Kunst;
Mit scharfen Adlerblicken durchschaut er Gleiß und Dunst.

Des Redlichen Begehren kam er mit Huld zuvor;
Der Schalk und seine Bitte fand ein verschlossnes Ohr.

Wen Tück' und Bosheit drängte, fand bei ihm Hülf' und Schutz;
Der kühne Widersacher bot ihm nicht lange Trutz.

Von Wahrheit und vom Frieden war er der wärmste Freund;
Von Schmeichelei und Hader ein abgesagter Feind.

In seinem kleinen Staate litt niemand wirklich Noth;
Zu prassen hatte Keiner, Jedweder aber Brot.

Und nicht aus Fürstenblute kam dieser Biedre her;
Schuhmacher war sein Vater, Schuhmacher war auch er.

Daß ihn dem ohnerachtet des Volkes Wahl berief,
Bleibt in der Nachwelt Augen sein schönster Adelsbrief.

Auch schämt' er auf dem Throne sich seiner Herkunft nie;
Erinnerte die Gegend vielmehr selbst laut an sie.

Denn alle sieben Jahre zog er im Maimonat
Auf einen von den Hügeln dicht hinter unsrer Stadt.

Und mit ihm zog die ganze Schuhmacherzunft hinaus,
Und Merwig gab im Freien ihr einen Ehrenschmaus.

Froh saß er unter ihnen, und schmaust' und zechte mit,
Gern sehend wenn man scherzte, ungern, wenn man sich stritt.

Der Platz war eine Haide, von hohen Bäumen leer;
An heitern Tagen brannte die Sonn' auf ihn fast sehr.

Zu künft'gem Schatten pflanzte drum Seine Majestät
Die Lind' auf dessen Rücken, die jetzt darauf noch steht.

Die Ehrfurcht in der Seele deß, der sie sieht, erregt,
Und noch von ihm den Namen der Merwigslinde trägt.

Stolz zogen die Gesellen von den Schuhmachern hier,
Noch alle sieben Jahre deswegen hin zu ihr,

Und brachten unter Jauchzen und fröhlicher Musik,
Von ihren Zweigen einen mit nach der Stadt zurück,

Und rühmten und erzählten des Zunftgenossen Lob,
Den nicht Geburt, den Tugend auf seinen Thron erhob.

Wir verlassen die alte Linde, welche uns viel erzählen könnte von den Tagen, die nicht mehr sind, wenn ihr die Gabe menschlicher Rede verliehen wäre, und steigen hinab zu einem rings von hohen Bäumen umschlossenen Platze, wo Zelt an Zelt sich reiht und in denen Alles zu finden ist, was das Herz begehrt und den Gaumen gelüstet. Hier im friedlichen Walde sammeln sich an schönen Abenden die Bewohner der Stadt und vergessen bei heiterer Musik und traulicher Unterhaltung des Tages Last und Hitze; hier unter den flüsternden Bäumen wird alljährlich, wenn der Frühling in's Land zieht, ein fröhliches Fest, das Maienfest, gefeiert, zu welchem aus der Nähe und Ferne Tausende von Menschen wallfahrten. Und schon seit Hunderten von Jahren ist der Kirschberg der Vergnügungsort der Nordhäuser, denn ein Studiosus Tiemroth läßt sich bereits im J. 1688 über denselben unter andern also vernehmen:

Es sind die Weiberchen und Kinderchen beflissen,
Ja, was sich regen kann, den Kirschberg zu begrüßen
Mit ihrer Gegenwart: Geh', mache Feuer an
Mein Tochter, hole Mehl, damit ich backen kann
Ein Mandel oder mehr der guten Eierkuchen,
Wir wollen ausspazirn, den Kirschberg zu besuchen.
Ja, Herzensmutter, ja, das Feuer ist gemacht,
Ach, tummelt, tummelt euch, weil jetzt der Himmel lacht.
Du geh' inzwischen hin und hole diese Flaschen
Voll guten Gerstensaft; damit wir was zu naschen
Und einen frischen Trunk bei unserer Freude han,
Wie ächzt und lechzt ein Mensch, eh' man gelangt hinan,
Wo jener Hüne hat den großen Schuch geschüttet
An dieses Berges Höh', wie wird das Herz zerrüttet,
Eh man den Hügel küßt! — Wenn sie sich nun geschickt
Mit Schnabelweid' und Trank den Handkorb ausgespickt;
So eilen sie hinaus durch's enge Kirschbergspförtchen,
Vergessen traurig sein, versetzen manches Wörtchen
Von guter Fröhlichkeit. Mich deucht ich sehe sie
Schon klettern an der Höh' wie junges Lämmervieh.

— — — — — — — — — — —

Wir steigen höher 'nauf, um etwas mehr zu finden
An dieses Berges Rund; da stellt sich Mährchens Linden
Die Schattenbringerin von fern in mein Gesicht,
Drum soll mein Kiel und Ziel dahin sein abgericht.
Bei ihr ist Lieblichkeit, Smaragdenaugenweide,
Von dannen siehet man entlegner Grenzen Scheide,
Manch schönes Feld und Bau, so feinen Anlaß gibt
Zu lieblichem Discurs, wer irgend ist geübt.
Mir dünket ganz und gar, man heißt sie Märchens Linden,
Weil da von Alters her wir manch' Gedicht erfinden.
Nun Kirschberg lebe wohl und grüne lange Zeiten
Mit Deiner Nordenstadt. Ich will nur Lob ausbreiten
Bis an das Sternenhaus, und ob ihr mein vergeßt, —
Wiewohl ihr leiblich Kind gar selten sonst verläßt
Ein trautes Mutterherz — will ich doch nicht vergessen,
Dein, liebste Nordenstadt, dein Ruhm soll in Cypressen
Durch meinen Griffel stehn; du bleibst mein Vaterland
Nordhausen, bis man mich versenkt in kühlen Sand.
Ihr Nordbewohner braucht inzwischen diese Freude
Des Kirschbergs wohl, lebt lustig ohne Leide,
Besteigt ihn oftermals bei güldner Friedenszeit,
Trinkt, eßt, vergeßt auch nicht der langen Ewigkeit.

Es ist noch zu bemerken, daß auf diesem Berge, der schon im Jahr 1310 „mons vulturis“ genannt wird, und also eigentlich „Geiersberg“ heißen sollte, (einige alte Schriftsteller nennen ihn auch Hirschberg), Erz gegraben wurde, wie schon aus den vielen grubenähnlichen Vertiefungen auf seiner Oberfläche zu vermuthen ist. Im J. 1523 wurde Friedrich Teichgräbern erlaubt, hier Eisenstein zu suchen, und nach ihm mehrere andere. Auch anderwärts in der Nordhäuser Flur wurde darnach gesucht und besonders an einem Orte, der „Muphole“ genannt wird, den man aber jetzt nicht mehr anzugeben weiß. Es gab auch sonst hier Alaunwerke, welche von einer Leipziger Gewerkschaft, die in vier Pfannen sieden ließ, betrieben wurden; allein Uneinigkeit unter den Gewerken selbst brachte diese Alaunsiedereien bald zum Stillstand.

Wir verlassen den Kirschberg und wandeln weiter nördlich zu dem alten Wartthurme, der an dem Saume von Wilde's Hölzchen liegt. (Ein Licentiat Wilde war 1598 Besitzer desselben.) So unbedeutend dieser Thurm sowohl hinsichtlich seiner Bauart, als seiner Größe ist, so war es doch ein glücklicher Gedanke, denselben zugänglich zu machen und oben mit einer Gallerie zu umgeben, da man von ihm einen sehr schönen Umblick nach allen Seiten hin genießt. Wir steigen daher die schmale Wendeltreppe hinauf und blicken überrascht in die Gegend hinaus.

Ei, lustig grüne Berge
Und üpp'ges Saatgefild,
Und frische grüne Matten.
Fürwahr ein schönes Bild!

Hier schmucke Häuschen schimmernd
Am grünen Bergeshang,
Dort Sicheln und Sensen blitzend
Das reiche Thal entlang.

Und weiter hin die Ebne,
Durch die die Helme zieht;
Und fern die blauen Berge,
Grenzwächter von Granit.

Und Thürme mit blanken Kuppeln
Und frisches Wäldergrün,
Und Wolken, die zur Ferne,
Wie meine Sehnsucht, ziehn!

Die vor uns liegenden Dörfer, die Felsen und Berge rings umher blicken so lockend zu uns herüber, daß wir den Entschluß fassen, einige Stunden daran zu wenden, um einige derselben in der Nähe zu betrachten. Wir gehen daher in das Thal hinab und durch eine freundliche Allee nach dem malerisch gelegenen Dorfe

Crimderode,

welches nur eine halbe Stunde von der Stadt entfernt liegt und ein gutes Gasthaus aufzuweisen hat. Die Umgegend ist reich an schönen Alabasterarten und Erdfälle gibt es hier in Menge. Gleich auf der Wiese, welche von dem Wege, den wir von Crimderode aus einschlagen, links liegt, sehen wir einige dergleichen, welche den 21. April 1710 entstanden sind. An diesem Tage, welches gerade der zweite Ostertag war, kam ein Fuhrmann des Weges und war eben im Begriff durch das Flüßchen Zorge zu fahren, als er fühlte, daß die Erde unter ihm zitterte und wankte. Erschrocken hielt er die Pferde an und blickte umher. Da sahe er, daß sich die Erde an fünf Orten von einander riß, der Erdspalt große Stücken verschlang und selbst den Strom verschluckte, welcher auch gegen eine Stunde ausblieb. Auf der benachbarten Wiese aber stiegen zwei große Wasserstrudel, fast wie ein Haus hoch, in die Höhe, warfen mit großem Brausen einige mit sammt den Wurzeln ausgerissene Bäume empor, und schleuderten dieselben eine bedeutende Strecke weit fort. Nachdem das Wasser wieder gesunken war, blieben die zwei mit Wasser gefüllten Löcher zurück, wie sie noch heute zu sehen sind, und die

damals eine Tiefe von zehn Klaftern hatten. — Dieser Wiese gegenüber befindet sich oben in einem Felsen eine Vertiefung, welche die Goldschmiedshöhle genannt wird und von welcher die Sage geht, daß sich im dreißigjährigen Kriege ein Goldschmidt lange Zeit in derselben verborgen haben soll. — Weiterhin kommen wir zu dem Johannisberge, auf welchem in frühern Zeiten eine Capelle stand. Ob auch ein Dorf hier gelegen, wie Viele behaupten wollen, läßt sich nicht mehr erweisen. Die Kirche, von der man kaum noch die Grundmauern sieht, wurde im Bauernkriege zerstört und die Glocken kamen nach Sachswerfen. Auf der einen stehen die Worte:

Vincit Christus,
Regnat Christus
Imperat Deus in Domo S. Joh.

Die Aussicht von diesem Berge ist sehr angenehm. Unfern von demselben, an dem Wege nach Niedersachswerfen, liegt ein Hügel, der fast allgemein für ein Hühnengrab gehalten wird und Untersuchung verdiente. — Dicht vor uns sehen wir die Häuser des ansehnlichen Dorfes

Nieder-Sachswerfen

an eine schroffe Felswand von blendendem Gyps gelehnt welche der Mühlberg heißt. Das Dorf soll seinen Namen davon erhalten haben, daß sich in demselben die Einwohner von sechs Dörfern, welche in der Gegend lagen, aber zerstört wurden, und die Bischoferode, Bahlrode, Wahlrode, Espe und Johannisberg geheißen haben sollen, angesiedelt hätten und also sechs Dorfschaften wären zusammengeworfen worden, woher der Name Sechswerfen, (woraus später Sachswerfen geworden), entstanden sei. — Allein da es noch ein Obersachswerfen gibt, von welchem sich keine solche Verschmelzung mehrerer Dorfschaften behaupten läßt, so ist anzunehmen, daß es seinen Namen von den Sachsen erhalten hat oder auch von saxum. — Ein großer Theil des Dorfes brannte im J. 1788 ab und da die Gebäude ziemlich hoch in der hannoverischen Brandcasse versichert waren, so konnte es bald so gut wieder aufgebaut werden, daß es eines der schönsten Dörfer in der Gegend ist. Früher befanden sich mehrere Steinmetzen hier, welche Tabacksdosen und andere Gegenstände aus Hohensteinischem Alabaster verfertigten und deren Arbeiten allen Beifall verdienten.

Im J. 1728 fand ein gewisser Otto auf der hiesigen Trift Steine, untersuchte dieselben, fand, daß sie gutes, schwarzes Kupfer enthielten und da er sah, daß von dergleichen Gestein Vorrath genug da war, löste er einen Muthzettel, baute eine Grube, die er „zu den drei Brüdern" nannte, und belegte sie mit drei Bergleuten und

einem Jungen. In neun Monaten gewann er 403 Ctr. Erz. Da Otto versicherte, daß das Bergwerk in hundert Jahren nicht ausgearbeitet werden könnte, wenn man auch 30 — 40 Leute anlegte, so bildete sich eine Gewerkschaft, aus der aber Otto bald ausschied. Es wurde auch eine Kupferhütte angelegt, aber in den Jahren 1763 bis 67 wurde das Bergwerk immer schlechter und im J. 1796 war nicht einmal eine Kupferhütte mehr vorhanden.

Der sogenannte deutsche Homer, Laurentius Rhodomann, ist hier geboren. Sein Vater war ein schlichter Landmann, da aber sein Sohn viel Lust zum Studiren bezeugte, that er ihn auf die Schule zu Ilefeld. Hier genoß Rhodomann den trefflichen Unterricht des bekannten Neander, studirte dann zu Rostock, wurde Rector zu Lüneburg, dann zu Walkenried, später zu Stralsund und starb endlich als Professor der Geschichte zu Wittenberg im J. 1616. Wir besitzen von ihm viele, besonders griechische Gedichte z. B. Argonautica, Thebaïca, Iliaca, Palaestina, Historia Ecclesiae Vita et doctrina Lutheri u. s. w. Für uns besonders interessant aber ist seine Ilfelda Hercynica, welches, ebenfalls in griechischer Sprache verfaßte Gedicht er zu Ehren Ilefelds verfertigte, wo er seine erste Bildung erhalten hatte.

Auch bei Niedersachswerfen gibt es viele Erdfälle und andere Naturmerkwürdigkeiten, wovon aber nur der Erwähnung werth sein möchten:

Die Ziegenhöhle, welche an der Morgenseite des Mühlbergs befindlich ist und von der sehr viel gefabelt wird. Weil die Ziegenhirten bei Sturm und Ungewitter ihre Heerden hineingetrieben haben sollen, soll sie den Namen „Ziegenhöhle" bekommen haben. Damals muß sie bedeutend anders gewesen sein als jetzt, denn sie ist so niedrig, eng und verfallen, daß man kaum einige Schritte hineindringen kann. Vor einigen hundert Jahren soll man durch sie bis zu der bekannten Höhle „der Kelle" haben gelangen können, welche an der westlichen Seite dieses Gebirgs liegt; im J. 1720 aber war sie schon nicht viel anders mehr beschaffen, als heute, denn in dem genannten Jahre besuchten dieselbe der Prorector Ritter zu Ilefeld, der Dr. Brückmann und viele Andere, mit Fackeln wohl versehen; als sie sich aber durch den engen, unbequemen Zugang hindurchgezwängt hatten und in zwei kleine Höhlen gelangt waren, die durchaus nichts Merkwürdiges darboten, konnten sie nicht weiter. Sie traten also den Rückweg an, mußten aber, da die Höhlen so eng waren, daß man sich nicht darin umwenden konnte, nach Art der Krebse wieder herauskriechen. —

Eine zweite Merkwürdigkeit ist:

Der Tanzteich, nicht sehr weit vom Ziegenloche entfernt und von dem Mühlberge nördlich. Er war früher gegen fünf Acker groß und wurde für grundlos gehalten. Den Namen soll er auf folgende Veranlassung bekommen haben:

An der Stelle, wo sich später die Wasser des Tanzteiches ausbreiteten, beleuchtete in den grauen Tagen der Vorzeit die Sonne ein stattliches Schloß mit schimmernden Mauern und funkelnden Zinnen. Ein reicher Ritter, dessen Name im Strome der Zeit untergegangen ist, hauste hier in Ueppigkeit und Pracht. Jedes neue Morgenroth brachte ein neues Fest, selbst die Nacht ward zum Tage gemacht; aber weder Zucht noch Sitte waltete in der glänzenden Versammlung der zahlreichen Gäste.

Einst hielt der Burgherr ein prunkendes Fest. Weithin tönte der Jubel der Fröhlichen in die finstere Nacht hinaus, im wüsten Tanze drehten sich Männer und Weiber, Jünglinge und Jungfrauen und rauschende Musik übertäubte das Grollen des Donners, welcher sich in der Ferne drohend vernehmen ließ. — Und der Abend wurde dunkler und die Wellen der Zorge murmelten dumpf und das Gras wurde feucht vom Thaue. Es war als webe der Himmel einen Leichenflor, als singe das Wasser ein Todtenlied und als weine das Gras am Ufer. Ein Sturmwind erhob sich, sausete wild durch die Luft und jagte schwarzes Wettergewölk vor sich auf. Es blitzte, daß die Gebirge in Tageshelle standen; es donnerte und hallte und der Regen rauschte und der Sturm rüttelte an den Fenstern, als klammerten sich Eulen daran und ächzten, während die Wetterfahnen sich klirrend drehten und scheue Nachtvögel die Thürme des Schlosses umkreisten.

Da schlich an morschem Stabe ein von der Last der Jahre gebeugter Greis herbei. Seine Kleidung verrieth die größte Dürftigkeit, obgleich sein Angesicht edel war und seine spärlichen grauen Locken trieften vom Regen. Er trat in das Schloß, und da die Diener, ihrer Pflicht vergessend, sorglos beim Becher saßen, stieg der Alte unbemerkt die breite Steintreppe hinauf und gelangte zu dem Saale, in welchem die Ritter und Frauen, nicht achtend auf das Zürnen der Elemente draußen, im wilden Tanze umherwirbelten. Der Alte wagte nicht einzutreten in die blinkende Halle, er blieb furchtsam am Eingange stehen und hoffte, es werde einer der geputzten Leute seiner ansichtig werden und sich über ihn erbarmen. Er blieb auch nicht lange unbemerkt. Der Burgherr wurde ihn gewahr, aber von Mitleid wurde sein Herz nicht bewegt. Mit zornrothem Antlitze stürzte er auf den bebenden Armen, riß ihn aus seiner demüthigen Stellung empor und donnerte ihm zu: „Unverschämter Bettler! wie kannst Du Dich erdreisten, mein Schloß zu betreten? Du sollst Deine Frechheit theuer büßen und schneller hinabkommen, als Du heraufgestiegen!" — Und er packte mit starker Hand den schwachen Mann, schleppte ihn zu einem Fenster und stürzte ihn unter dem Gelächter seiner Genossen in die dunkle Tiefe hinab.

Der Bettler aber stand plötzlich von wunderbarem Lichtglanz umflossen, vor der Burg und rief mit furchtbarer Stimme, vor welcher jeder Jubel erstarb, und allen Anwesenden das heiße Blut in den Adern zu Eis gerann: „Verflucht seid Ihr die Ihr den Armen gehöhnt und dem Tode geweiht, verflucht sei diese Stätte mit all ih-

rer Lust und Ueppigkeit und Ihr sollt versinken zur Stunde in Nacht und Finsterniß!" —

Und siehe, kaum waren die Worte gesprochen, so fuhr ein zischender Blitzstrahl, wie eine feurige Schlange herab, ein furchtbarer Donnerschlag folgte, die Erde borst, ein Wasserstrom quoll heraus und das Schloß versank in die Tiefe und wurde nichts wieder von ihm gesehen. Nur der einsame Wanderer, der in nächtlicher Stille an dem Wasserspiegel vorübergeht, vernimmt ein unheimliches Geräusch wie fernes Jubeln und Jauchzen vermischt mit dumpfem Stöhnen und schaurigem Grabgesang. Der Platz aber ward, weil die Bewohner des Schlosses mitten in der Lust des Tanzes versunken waren, der Tanzteich genannt und heißt so bis auf den heutigen Tag.

Zugleich hatte dieser Teich die Eigenschaft, daß wenn ein Kahn auf eine gewisse Stelle kam, derselbe sich zu drehen und gleichsam zu tanzen anfing, woran ein Strudel oder Wasserwirbel schuld gewesen sein mag, der durch ein Loch unter dem hohlen Berge hinabfiel und den Kahn mit sich in die Tiefe zu ziehen drohte. Später muß dieser unterirdische Abfluß durch die oft vom benachbarten Berge herabstürzenden Felsen verstopft worden sein, denn der schon oft citirte Prorector Ritter zu Ilefeld, vor dem weit und breit keine Höhle und kein Erdfall sicher war, hat auch ihn untersucht und nur zwölf Fuß tief befunden. Indessen hat sich im J. 1815 etwas Besonderes mit ihm zugetragen. Gegen das Ende des Frühjahrs wollten nemlich einige verständige Männer, welche in seiner Nähe Geschäfte hatten, etwas Lebendiges darin gesehen haben, von dem sie eine solche Beschreibung machten, daß es wenigstens ein kleiner Wallfisch oder ein anderes Wasserungeheuer sein mußte. Es war etwas Inselartiges, Bewachsenes und dennoch Lebendiges, da es sich deutlich bewegte, sich bei hellem Wetter auf der Oberfläche zeigte, aber nicht nahe an sich herankommen ließ. Tagtäglich zogen ganze Schaaren nach dem Tanzteiche, um das Ungeheuer zu sehen, und nicht etwa bloß müßige, abergläubische Gaffer, sondern auch ruhige Beobachter, Gelehrte, Naturforscher, die alle etwas Außerordentliches, was da lebte und webte, wahrnahmen, aber nicht zu bestimmen wagten, was es wohl sein möchte. Es wurden mehrere Versuche gemacht, auf einer Flöße darauf zuzusteuern, besonders einmal von einem Halloren in Gegenwart von wenigstens zehntausend Menschen; allein es wurde nichts entdeckt und bald darauf war das fabelhafte Geschöpf verschwunden und ließ sich nicht wieder sehen. Nach der Meinung eines Gelehrten soll es eine Parthie um des Laichgeschäftes willen zusammengeschlungener Fische gewesen sein, die auf einem losgerissenen, fischähnlichen und mit Gras bewachsenen Stück Erde umhergeschwommen. Die Sache machte damals ungeheures Aufsehen und um so mehr, da der Tanzteich keinen (wenigstens keinen sichtbaren) Ab- und Zufluß hat.

Wir verlassen den Teich und indem wir wieder auf dem Wege nach Nordhausen zurückwandern, kommen wir an den sogenannten

„Zoll“, ein in der Umgegend sehr beliebtes Gasthaus, daß von dem kürzlich verstorbenen Grafen zu Stollberg mit all dem Geschmacke erbaut worden ist, den man an jeder Baute und Anlage dieses kunstsinnigen Mannes, dessen Tod jeder Freund der Natur und des Schönen betrauert, bemerkt. Hier betrachten wir die malerische Felsenwand des Kohnsteins, welcher nicht weit von diesem Gebäude steil emporsteigt und deren blendendes Weiß herrlich mit dem frischen Grün der Bäume contrastirt, die auf seinem Scheitel wachsen. Auf einer Ecke dieses Berges lag

die Schnabelsburg,

welche schwerlich länger als ein Jahr gestanden hat und deren Geschichte schon oben erzählt worden ist. Keine Spur von Mauerwerk ist mehr aufzufinden und die Stelle, wo sie gestanden haben soll, ist so klein, daß auf derselben höchstens ein Thurm Raum gehabt haben kann. Die Aussicht aber entschädigt reichlich für den Mangel an malerischem Gemäuer. Es ist dem Auge hier vergönnt, weit in die goldene Aue hinabzuschauen, in deren Hintergrunde abermals der Kyffhäuser emportaucht, den wir überall erblicken, auf welchen Berg in der Gegend wir auch treten mögen und dem wir von jeder Höhe einen freundlichen Gruß zuwinken, wie einem alten lieben Freunde. Vom Kyffhäuser aufwärts zieht sich ein waldiges Gebirge, das in der Ferne von blauem Duft umflort ist, und näher, bei Bleicherode, in dem dunkelsten Grün erscheint. Der südliche Theil des Harzes mit seinen Thälern und Höhen, Ruinen und Jagdschlössern, die Stadt Nordhausen und viele Dörfer fesseln den Blick und befriedigt verlassen wir die Höhe und schlagen den Weg nach dem Dorfe Salza ein. Ehe wir dasselbe erreichen, kommen wir zu den schönen Quellen der

Salza,

in deren eine man nicht ohne einen kleinen Anflug von Furcht hinabblickt und die „das grundlose Loch“ genannt wird. Es ist dasselbe zirkelrund, hat cristallhelles Wasser und wenn die Sonnenstrahlen darauf fallen, blickt man tief hinab in ein trichterförmiges, grausiges, aber wunderschönes Wasserbecken. Man glaubt einen Zaubergarten zu sehen, denn die Seitenwände sind mit Wasserpflanzen bedeckt, die leise hin- und herschwanken und aus funkelnden Edelsteinen verfertigt zu sein scheinen. Blätter, breit und gezackt, wie aus Rubin, Zweige, wie aus Gold- und Rauchtopas, Moos und Flechten von aller Art, — aber Alles, Alles mit einem Anhauch von Smaragdgrün überflossen, wie die Pflaume von blauem Hauch. Der ganze Quell funkelt wie ein smaragdener Kelch. — Außer dieser Hauptquelle sind dicht in der Nähe noch eine Menge kleinerer, welche alle zusam-

men die Salza bilden und so stark fließen, daß sie gleich bei ihrem Ursprunge eine Mühle treiben konnten. Ihr Wasser ist sehr klar und rein, aber ungemein kalkartig und friert nur in den allerhärtesten Wintern zu. Das grundlose Loch ist ein Erdfall, an denen die Grafschaft überaus reich ist und es wäre leicht deren einige hundert herzuzählen. Hier sollen nur noch

die Seelöcher

bei Wechsungen erwähnt werden, da sie nahe bei Nordhausen liegen und sich an ihre Entstehung eine Sage knüpft. (cf. Grimm: deutsche Sagen.)

Zwischen Klein-Wechsungen und Hochstädt nämlich liegen auf einer kahlen Höhe zwei Erdfälle, die ein Lehrer Dunkelberg zu Nordhausen († 1708) in einem Programm beschrieben hat. Sie sind rund, trichterförmig und das Wasser fängt erst in einer bedeutenden Tiefe an. Von dem bedeutenden Umfange des größten dieser Erdfälle kann man sich nach folgenden Angaben einen Begriff machen. Der Umkreis des obern Randes beträgt 160 Ruthen, der des Wasserrandes 112 Ruthen. Der Durchmesser der obern Peripherie 51 Ruthen und der des Spiegels 36. Die Wasserfläche fängt erst in einer Tiefe von 11 Ruthen an und mißt an seinen tiefsten Stellen 36 Ellen. Früher war eine schwimmende Insel darauf, die vom Blitze auseinander geschlagen wurde und endlich fest wurzelte.

In alten Zeiten war an der Stelle des See's eine Grasweide. Da hüteten etliche Pferdejungen ihr Vieh und als die andern sahen, daß einer unter ihnen weißes Brot aß, bekamen sie auch Lust, davon zu genießen und forderten es dem Jungen ab. Dieser wollte ihnen aber nichts davon mittheilen und gab vor, er bedürfe es zur Stillung seines eigenen Hungers. Darüber erzürnten sie, fluchten ihren Herren, daß sie ihnen blos gemeines, schwarzes Hausbackenbrot gäben, warfen ihr Brot frevelhaft zur Erde, traten es mit Füßen und geißelten es mit ihren Peitschen. Alsbald kam Blut aus dem Brote geflossen. Da erschraken die Knechte und wußten nicht, wohin sie sich vor Angst wenden sollten. Der Unschuldige aber, den, wie Einige hinzufügen, ein alter, unbekannter, dazu kommender Mann gewarnt haben soll, schwang sich zu Pferd und entfloh dem Verderben. Zu spät wollten die andern nachfolgen, sie konnten nicht mehr von der Stelle und plötzlich ging der ganze Platz unter. Die bösen Buben sammt ihren Pferden wurden tief in die Erde verschlagen und nichts von ihnen kam je wieder ans Tageslicht.

Aus dem See aber wachsen seitdem Pflanzen mit Blättern wie Hufeisen.

C. Duval.

Das Thal der Lautenbach.

O Thäler weit, o Höhen,
O schöner grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
Saust die geschäft'ge Welt,
Schlag' noch einmal den Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

Joseph Freiherr von Eichendorff.

Wenn mich zuweilen noch bunte Kindesträume beschleichen, in denen die Thörin Phantasie mir ein kleines schönes Haus in ein Thalparadies baut, bequem und wohnlich, mit den Geisteswerken aller großen Dichter, die je gelebt, bevölkert und mit ihren Bildern und Büsten geziert, dahinter ein prächtiger Buchenwald auf der Berghöhe, der mir über das rothe Dach noch ein zweites grünes wölbt; dessen Bäume mir mit ihren zarten Fingern an die Fenster tupfen, weiße runde Bänke an den glatten Baumstämmen, die zur Ruhe einladen, überragende mächtige Felsen auf der Seite, durch deren Schluchten der Weg zu Berg und heitere Aussicht sich wendet, vor dem Hause ein hüpfender klarer Bach, mit dessen Welle ich mein Blumengärtchen tränke — wenn alle diese Kindereien mir einmal vor dem innern Auge vorüberziehen, eine farbige fata morgana, die beim ersten kühlen Hauch der Wirklichkeit zerfließt und verschwindet, dann stehst auch du mir jedesmal vor der entzückten Seele, reizendes Lautenbacherthal, schönstes aller Thäler meines vater=

ländischen Gebirges, prächtige Felsenpforte des Thüringerwaldes! An deine ragenden Felsen baut meine kindische Herrin mir die Wohnung, dein durch Gestein sich windender, geräuschvoll hüpfender Bach küßt ihr die Thürschwelle, deine herrlichen Bäume werfen ihr grüne Schatten zu. Als ein erfahrener Mann, dessen bescheidenste Wünsche vom Leben unerfüllt zurückgewiesen wurden, sollte ich billig endlich klüger geworden sein und der Gauklerin Phantasie, die das Lautenbacherthal für mich so freigebig ausgeschmückt, erzürnt die Thüre weisen, wenn sie mir an meinem armseligen Schreibtische solche Possen spielt. Aber ein Dichterherz bleibt ewig ein Kindesherz, das sich an Bildern ergötzt, selbst wenn es weiß, daß sie niemals zur Wirklichkeit reifen. Sie meint es gut mit den armen Dichtern, die Zauberin Phantasie und sucht sie für alle Entbehrungen, die ihnen das wirkliche Leben auferlegt, nach Kräften zu entschädigen. Und so will ich mir immerhin mein bescheidenes Dichterdach im Thal der Lautenbach gefallen lassen; denn Niemand beneidet mich um mein schönes Besitzthum. Ich kann es auch nicht in die Beschreibung des genannten Thales aufnehmen; doch ist die Lautenbach schon an sich so schön, daß es Niemand vermissen wird.

Der Grundcharakter des ganzen Thüringerwaldes ist idyllisch, und nur zuweilen, besonders im nordwestlichen Theile desselben erhebt er sich zum Romantischen. Am reinsten und stärksten tritt der romantische Charakter im Thale der Lautenbach hervor.

Hoch oben am südlichen Gehänge des Inselsberg entspringt in vier Quellen der Inselsbergsgraben und läuft hinab bis nach Broterode, bis wo er noch mit vier andern Quellen verstärkt worden ist. Nachdem er den bedeutenden und betriebsamen Ort durchwandert ist, öffnet sich ihm zwischen anmuthig geformten waldigen Bergen, an deren Gehängen sich grüne Waldwiesen emporziehen ein liebliches Thal. Eine Viertelstunde unterhalb des Ortes treibt er den großen alterthümlich gebauten Zainhammer und eine kleine Strecke weiter eine Schleifmühle. Hier fällt aus einem Thale zur Rechten der Beerbach hinein, der aus dem untern und mittlern Beerberge kommt, zwei Berge die sich bis zum hohen Gebirgrücken erheben und vom Rennstieg berührt werden. Sobald der Beerbach in den Inselsbergsgraben gemündet ist, beginnt die hohe Schönheit des Thals, die sich abwärts vom Idyllischen zum Romantischen und zuletzt Schauerlich-romantischen steigert. Nach einer Stunde fällt wiederum rechts ein ganz kleiner Bach, der Lautenbach (Laudenbach) vom ¼ Stunde entfernten Dörfchen gleiches Namens herabkommend, in den Inselsbergsgraben und giebt nun diesem seinen Namen, der kleinere Bach dem größern. Von dieser Stelle bis nach Herges heißt das Thal die Lautenbach, nach dem Volksidiom die Ludemich und sie ist die hochromantische Parthie. Bis nach den zusammenliegenden Dörfern Herges*) und Auwallenburg hat man zwei Stunden, der Bach schei-

*) Zum Unterschied von dem Dorfe Herges, im Justizamt Steinbach, Herges-Vogtei genannt.

det die beiden Orte, was rechts (westlich) liegt, ist Herges Vogtei, was links (östlich) Au Wallenburg. Eine kleine halbe Stunde darunter liegt das Dorf Drusen*) (Trusen) und von diesem Punkte an nimmt der Lautenbach den Namen die Druse (Truse) oder der Drusenbach an, und behält ihn bis er dicht bei Herrenbreitungen nach 2 Stunden sich in die Werra ergießt, und dieses Thal heißt das Drusenthal. Das vorhin bezeichnete hochromantische Thal, wird von Vielen auch das Drusenthal genannt, wiewohl fälschlich, weil es von jeher unter den Bewohnern der benachbarten Orte nur den Namen die Lautenbach geführt hat. Oestlich von ihm liegen die beiden kleinen Dörfchen Lautenbach und Elmenthal hinter den Berghöhen in der Entfernung einer Viertelstunde. Eine schöne Chaussee von Broterode nach Schmalkalden führt seit einigen Jahren durch diese Krone der thüringischen Thäler. Die Wiesen desselben sind vom köstlichsten Grün überkleidet, der Waldesrand, der sich meist bis zur Chaussee herabzieht, besteht aus den kräftigsten Buchen, die ihr hellgrünes Dach wie ein Domgewölbe über den Wandrer ausbreiten, die Berge zu beiden Seiten sind nur mäßig hoch und ihre Wände nicht steil und gestatten zuweilen einen Blick auf das höhere Gebirge. Der Bach taucht in lauter kleinen niedlichen krystallklaren Wasserfällen über Blöcke von hellem Quarz, Gneis, Porphyr und dunklem Trapp, einzelne Granitstücke mischen sich dazwischen. Meist trifft man in diesem höhern Thale im Spätsommer eine Heerde, halb auf den Wiesen, halb im Walde, und das Geläute ihrer Glocken tönt einem noch lange thalwärts nach und erfüllt die Seele mit einer süßen Befriedigung. Zuweilen lugt aus den nicht steilen Thalabhängen ein Felsen heraus, doch sind diese Steinhäupter noch nicht imposant, bis wir an der rechten Thalwand, hoch über den Wald emporragend, einen natürlichen Felsenobelisk gewahren. Ein überraschender Anblick! Es ist der „Hauptstein" am Heßlesberge. Sind wir näher hinzugetreten, um seine seltsame Form schärfer ins Auge zu fassen, und wenden uns dann wieder nach der Chaussee zurück, so erblicken wir auf der entgegengesetzten Seite die Mummensteine, eine schon entlegenere Felsenparthie auf der Höhe des Seimberges, die im Gegensatz zu den übrigen Granitfelsen des Thals aus Glimmerschiefer bestehen. Wir gehen weiter abwärts, die Waldwiesen verschwinden, die Felsen werden zahlreicher; schon von weitem erblickt man eine hohe malerische Felswand an der rechten Seite; sie wird krotesker, imposanter, je näher man kommt. Granitblöcke liegen im engen Thale zerstreut, überein=

*) Eine unbestimmte Sage behauptet, Dorf und Bach hätten den Namen von dem kühnen Drusus (Nero Claudius), dem römischen Feldherrn, der auf seinem letzten Zuge durch Deutschland bis an die Elbe durch dieses Thal über das Gebirge gestiegen sei, und merkwürdig genug heißt an der nördlichen Abdachung des Hauptgebirgs, dem Drusenthal fast gerade gegenüber, ein Berggehänge und eine Quelle der Leina, nicht weit über dem gothaischen Walddorfe Finsterbergen, wiederum Drusenbach, gleichsam den Römerzug durchs Gebirge bezeichnend. Doch könnten beide Namen nicht auch von Steintrusen herkommen?

ander, hängend in der verschiedensten Richtung und Neigung. Mit jedem Schritte wachsen sie. Jetzt treten wir staunend in das eigentliche Felsenlabirinth. Zu beiden Seiten Koloß an Koloß hoch und schroff jeder anders gestaltet, jeder majestätisch, jeder malerisch, jeder überwältigend. Bald steil empor sich gipfelnd wie ein Thurm, ungeheure Geschiebe übereinander in reizender Unordnung aufgeschichtet, zuletzt mit einem eckigen Haupt oder einer wild romantischen Krone bedeckt, die jeden Augenblick herabzustürzen droht, bald überhängende Wände, deren Losreißen man jeden Augenblick mit Bangen erwartet, bald senkrechte zerschnittene und zerklüftete Wände mit Bäumen und Gesträuch gekrönt, bald isolirte scharf auslaufende Klippen und Riffe, dann wieder mächtige Zacken und Hörner bis zum Horizont emporstarrend und mit Moos und Gestrüpp bekleidet, dazwischen im Thale die großartigsten Felsentrümmer wild übereinander liegend, Häusergroße Blöcke, scharfkantige Geschiebe in furchtbarer Unordnung, dies sind die pittoresken Steingestaltungen, dazwischen der klare, starke Bach, der sich durch diese Trümmerwelt höchst malerisch hindurch windet und zuweilen die reizendsten Gefälle bildet. Mit jedem Schritte neue überraschende Ansichten immer wilder, immer herrlicher, immer gewaltiger. An der schönsten Stelle hat ein ordnender Wille zur linken Hand ein freundliches Rondel mitten in die wirre Granitwelt geworfen, ein heller kalter Quell rieselt aus dem Gestein und erquickt den Wandrer, dem die Denkmale der Urwelt hier ein Sta viator! gebieterisch zurufen; ein breiter heller Promenadenweg schlängelt sich weiter durch die gehäuften Felsenmassen von einem schönen Punkt zum andern. Von diesem Wege aus hat man die ganze rechte Bergwand mit den Felsenriesen vor Augen, aus den Klüften auf den Häuptern grünes Baumleben, aus den Blöcken zu unsern Füßen grüne Kräuter, überall die starre Felsennatur mit der üppigsten Vegetation bekränzt und umschlungen, unten der plaudernde stürzende Bach, oben die stolzen Bäume, unten die helle freundliche Chaussee, den Verkehr der Menschen in diese Wildniß tragend, oben der blaue Himmel über den Felsen ausgespannt und gleichsam auf ihren Köpfen ruhend, endlich des Thales Pforte nach Süden sich aufthuend und durch Bäume und Gebüsch die ersten Dächer des Dorfes Herges! Die nahe Menschenwelt thut einem wohl; denn zuweilen beschleicht die Seele ein leises poetisches Bangen in der felsigen Einöde. Noch einen Blick zurück auf die gewaltigen Granitmassen, und nun in das hübsche Dorf. Links von den Bergen herab grüßt ragend der einsame Thurm der Ruine Wallenburg.

Ludwig Storch.

Die Stadt Frankenhausen

in der untern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt.

Frankenhausen (644 Häuser, im Jahr 1525 betrug die Zahl derselben 310, 4851 Einwohner im Jahr 1838) liegt in einem, mehre Stunden langen, anmuthigen Thale, welches ein Arm der Wipper durchfließt.*) Die Stadt breitet sich an der südlichen Seite einer Gebirgskette aus, die westwärts in der Grafschaft Hohnstein, auf der Grenze des Eichsfeldes, ihren Anfang nimmt, zwischen Nordhausen und Sondershausen, unter dem Namen des Scheerenbergs, sich durchzieht, und immer ostwärts in mehren Krümmungen laufend, nördlich an Frankenhausen, dem Thal entlang, vorbei streicht. Sie besteht meist aus mächtigen Kalklagern, und derjenige Theil, an welchem sich die Stadt ausbreitet, heißt der Schlachtberg, berühmt durch das den 15. Mai 1525 den aufrührerischen Bauern hier gelieferte Treffen.

Die südliche, dieses Thal begrenzende Gebirgskette ist eine Fortsetzung der Hainleite, welche sich bei Sachsenburg an dem Un-

---

*) Frankenhausen: a) über Wittenberg 301′+245, daher über der Meeresfl. 546. (Charpentier).
b) über der Meeresfl. 438. (Miltenberg).
Diese Miltenbergische Angabe beruht ohne Zweifel auf der vorhergehenden Charpentierschen, da Miltenberg die Höhe von Wittenberg 137′ annimmt.
c) im Gasthofe zum Mohr, Erdgeschoß 423 unter Halle, +120,7, b und c sind unstreitig zu niedrig, daher 546 Höhe über der Fläche des deutschen Meeres.
(Siehe von Hoff: Höhenmessungen in und um Thüringen, Gotha 1833. 4., S. 47. N. 139.)

strutthale endigt, wo dann ostwärts die Finne sich majestätisch erhebt. Die größten Nachbarstädte Frankenhausens sind: Nordhausen (in einer Entfernung von 3 Meilen nordwestlich), Sondershausen (2 M. westlich) und Erfurt (5 M. südöstlich).

Frankenhausen hat, wegen des weitläuftigen Salzwerks und der in Gärten still sich ausbreitenden Altstadt, ohngefähr eine Stunde im Umfange. Fünf Thore führen in das Innere der Stadt; von Osten das Frauenthor, von Südost das Erfurterthor, südlicher das Wasser- und Klosterthor; von Westen das Anger- oder Nordhäuserthor. Sie werden außer dem Klosterthore sämmtlich bereits im J. 1417 erwähnt. Im Innern der Stadt finden sich noch: das dunkle Thor, das Gradirwerksthor und das Seigerthor, welches die Stadt in die Ober- und Unterstadt theilt. Eine ziemlich starke Mauer schließt dieselbe ein, an welcher sich, nördlich und westlich, ein tiefer Graben herabsenkt. Ein Arm der Wipper, welcher bei Hachelbich sich absondert und, unter der Erde nach Bendeleben zu geleitet, thalabwärts fließt, theilt sich an der nordwestlichen Seite der Stadt von neuem und durchrauscht dieselbe in mehren Abtheilungen, welche sich am südwestlichen Ende wieder vereinigen. Durch dieses Wasser werden drei Mühlen und die Saline in Thätigkeit gesetzt. Mehre ziemlich breite Straßen durchschneiden die Stadt nach allen Richtungen, vorzüglich aber in der von Norden nach Süden. Die vornehmsten sind: die Klostergasse, die Kräme, (d. i. Straße, wo die Krämer ihre Läden und Buden hatten) und Rathsgasse, die Lange- und Brunnengasse. Für Wasservorrath in der Stadt ist hinlänglich gesorgt, theils durch angelegte Brunnen, theils durch die vervielfältigten Wipperbäche. Die größten Merkwürdigkeiten bietet ohne Zweifel die Oberstadt dar, welche in Urkunden des funfzehnten Jahrhunderts zum Unterschiede von der rechten und alten Stadt (vera et antiqua civitas) die Neustadt genannt wird.*) Tritt man durch das Angerthor in dieselbe, so findet man sich angenehm durch einen geräumigen Platz den Anger, überrascht, welchen von vier Seiten stattliche Häuser umschließen. Eine Abtheilung der Wipper, die von der Rosenmühle unter einer langen Wölbung abströmt, kommt in der Mitte des Angers wieder zu Tage, und windet sich nach der Kräme zu. Hier auf dem Anger ist es auch, wo in einem Hause, dem Thore zu-

*) Die rechte Stadt (vera civitas), war derjenige Bezirk, wo das Rathhaus steht, welcher sich von dem Seigerthore anfing, und durch die enge Gasse mit am Schlosse herum sich bis wieder an den Graben hinauf und an das Seigerthor erstreckte. Nova civitas hieß die Oberstadt, wo das Salzwerk liegt; antiqua die jetzt noch so genannte alte Stadt, die aber niemals Stadtrecht erhielt, deren Name entstanden zu sein scheint, als die Neustadt, angeblich im vierzehnten Jahrhundert, neben der rechten Stadt erbaut wurde.

nächst, der berüchtigte Schwärmer Thomas Münzer in dem Bauernaufruhre verhaftet wurde.

Im Hintergrunde des Angers, ostwärts, gewahrt man einen Theil des Gradirwerkes und der von den Sölden aufwirbelnde Rauch verkündigt die Nähe der Stappe. So nennt man den weiten Platz, auf welchem die Sölden zerstreut umherliegen und wo die Gradirhäuser stehen. Auch führt diesen Namen die kesselförmige Vertiefung, in welcher die reichhaltigen Salzquellen aus der Tiefe der Erde, zum Segen der Stadt, mächtig emporsteigen. Zwei Fahrwege leiten vom Anger ostwärts zur Stappe. Auf der nördlichen Seite der Stadt nahe am Berge, auf dessen hervorragender Spitze die Oberburg, jetzt Hausmannsthurm genannt, als ein Denkmal grauer Vorzeit, düster herabschaut, und an dessen Abflachung man kleine Häuser, in einem Halbzirkel gelagert, erblickt, ist das 50 — 60 Fuß tiefe Thal oder der Soolbrunnen mit den darin befindlichen Schächten und Gebäuden. Der sinnige Beschauer bewundert hier nicht nur die schaffende Hand der Natur, welche in der Erde tiefen Kammern die Fülle des Segens bereitet, sondern er zollt auch dem Künstler, der die rohen Gaben der Natur, durch gut berechnete Zerlegung der Kräfte veredelt, an den Ort der Bestimmung leitete, die ihm gebührende Achtung. Sieben Quellen, die in Schächte eingefaßt sind, findet man hier in einem engen Raume. Von Tage an gerechnet steht der Quell überhaupt 30 Ellen tief in einem Gipsfelsen. So hoch steigt auch die Soole und fließt in den Soolgraben aus, wenn die Kunst nicht anzieht; zieht diese aber scharf an, so strömen ihre Zugänge mannsstark. Die zwei ersten, nach Norden zu 5 Fuß, in der Richtung von Westen nach Osten, von einander entfernten Schächte sind in einem kleinen Gebäude gegen den Einfluß der Witterung gesichert. Sie heißen Fünfseiler und Vierseiler, weil in ältern Zeiten ihre Soole vermittelst Seilen aus den Schächten gezogen wurde, hernach beim Paternosterwerke durch Hülfe der Ketten. Jetzt aber wird dieselbe, wie bei den übrigen, durch Saugpumpen in die Höhe gefördert. Beide Schächte sind 21 Ellen tief und der Soole Gehalt ist 9löthig (d. h. unter 100 Loth Wasser befinden sich 9 Loth Salz.) Von dem Fünfseiler nach Süden zu gegen 18 Ellen entfernt, steht der ebenfalls in einem Gebäude verwahrte Schüzschacht. Seine Tiefe beträgt 25 Ellen und der Gehalt seiner Soole ist 11löthig. Den Namen hat er daher, weil er ein Schutz vor den wilden Wassern ist, indem man durch ihn den Ueberfluß ablassen kann. Die Alten pflegten ihn auch wohl den Bratenwender zu nennen, weil sie glaubten, daß sich die gute Soole in dem Maße verbesserte, als dieser in Thätigkeit gesetzt würde. Demselben gegenüber, in schräger Linie nach Osten, erblickt man den guten Schacht oder Soolschacht in einem Häuschen. Er ist 30 Ellen tief und seine Quelle 11löthig. An seiner Seite quillt, was bemerkenswerth ist, ein süßes Wasser. Dieses sind die vier Hauptschächte, welche man, ihrer Wichtigkeit wegen, auch überbaut hat. Da aber die Zugänge außerordentlich stark

sind, so wird in der Regel nur einer benutzt und zwar größtentheils der letztgenannte. Außer diesen verdient noch erwähnt zu werden: der von dem Soolschachte einige Ellen nördlich stehende, gegen 18 Ellen tiefe Tagesschacht mit 4löthiger Soole, welchen man mit einem Mönch (einem viereckigen Pfahle, worauf ein eiserner Ring genagelt ist) versehen hat, um daran zu bemerken, wie tief der Wasserspiegel in den andern, mit denen er in Verbindung steht, gesunken sei; ferner der von dem Soolschachte nach Mittag hin drei Ellen entfernte, 15 Ellen tiefe Treppenschacht, mit 4löthigem Soolengehalt. Der siebente und letzte, Bergschacht, auch Hornschacht genannt, steht nach Südost unter dem Berge. Von Tage führt ein mäßiger Stollen zu demselben. Uebrigens hat er mit dem guten Schachte gleiche Tiefe und denselben Gehalt. Ferner gewahrt man noch ein Bergwasser, das aus dem im Brunnen gegen Morgen liegenden Felsen hell und klar hervorsprudelt, bisweilen auch woh eine Zeit lang ausbleibt, welches vorzüglich dann der Fall war, wenn sämmtliche Schächte angezogen wurden. Der Gehalt dieses Quells ist $\frac{1}{4}$, und in heißen Sommertagen $\frac{1}{2}$ Loth. Am südlichen Ende des Brunnens steht in dem Hause der Mehl- und Schneidemühle das große Kunstrad, welches von dem aus einer Rinne herabstürzenden Wipperbache in Thätigkeit gesetzt, dem mannichfaltigen Getriebe Leben und Bewegung ertheilt. In diesem Hause hält auch die Pfännerschaft ihre Gerichte und gemeinsamen Berathungen. Ein Gatter, in rechtlicher Hinsicht nicht ohne Bedeutung, umgiebt das ganze Salzbrunnenthal.

Vor Zeiten gewältigte ein Paternosterwerk, vermittelst 5 Wasserrädern, deren Kettengerassel grell in die Ohren tönte, die Soole aus den Brunnenschächten; und so wurde sie ohne Gradirung, mithin sehr geringhaltig, gesotten. Im J. 1792 erhielt der Baumeister Löser zu Frankenhausen, von der Pfännerschaft den Auftrag, den ihr mitgetheilten Plan zu einem Gradirhause zu vollführen. Die Paternosterwerke wurden abgetragen, zum Ersatz der 5 Wasserräder legte der Künstler eins an, das große Kunstrad; 1793 wurde das erste Probehaus von 3 Bund oder 45 Fuß Länge aufgerichtet und in dem folgenden Jahre vollendet. Dieses sogenannte kleine Gradirhaus steht ostwärts von dem Brunnen, auf der Grundfläche über die Schächte erhaben. Es hat 17 Bund oder 155 Fuß Länge und 64 Fuß Höhe. In den Jahren 1795 und 1796 errichtete man das zweite, weiter nach Süden hin stehende große Gradirhaus, das aber erst 1800 in seiner jetzigen Beschaffenheit zur Vollendung gedieh. Ob es sich gleich zu einer Höhe von 74 Fuß erhebt, so trotzte es doch, durch seine mächtigen Streben festgegründet, dem wüthenden Sturme der 9. Novembernacht des erwähnten Jahres. Seine Länge mißt beinahe 600 Fuß. In den J. 1809 und 1810 wurde das dritte, nordostwärts in ziemlicher Entfernung von der Quelle sich hoch erhebende Gradirhaus auf dem Berge erbaut. Seine Höhe läßt sich daraus abnehmen, daß es 72 Fuß über der Grundfläche des andern steht, und an sich selbst 54 Fuß hoch ist.

„Zoll“, ein in der Umgegend sehr beliebtes Gasthaus, daß von dem kürzlich verstorbenen Grafen zu Stollberg mit all dem Geschmacke erbaut worden ist, den man an jeder Baute und Anlage dieses kunstsinnigen Mannes, dessen Tod jeder Freund der Natur und des Schönen betrauert, bemerkt. Hier betrachten wir die malerische Felsenwand des Kohnsteins, welcher nicht weit von diesem Gebäude steil emporsteigt und deren blendendes Weiß herrlich mit dem frischen Grün der Bäume contrastirt, die auf seinem Scheitel wachsen. Auf einer Ecke dieses Berges lag

die Schnabelsburg,

welche schwerlich länger als ein Jahr gestanden hat und deren Geschichte schon oben erzählt worden ist. Keine Spur von Mauerwerk ist mehr aufzufinden und die Stelle, wo sie gestanden haben soll, ist so klein, daß auf derselben höchstens ein Thurm Raum gehabt haben kann. Die Aussicht aber entschädigt reichlich für den Mangel an malerischem Gemäuer. Es ist dem Auge hier vergönnt, weit in die goldene Aue hinabzuschauen, in deren Hintergrunde abermals der Kyffhäuser emportaucht, den wir überall erblicken, auf welchen Berg in der Gegend wir auch treten mögen und dem wir von jeder Höhe einen freundlichen Gruß zuwinken, wie einem alten lieben Freunde. Vom Kyffhäuser aufwärts zieht sich ein waldiges Gebirge, das in der Ferne von blauem Duft umflort ist, und näher, bei Bleicherode, in dem dunkelsten Grün erscheint. Der südliche Theil des Harzes mit seinen Thälern und Höhen, Ruinen und Jagdschlössern, die Stadt Nordhausen und viele Dörfer fesseln den Blick und befriedigt verlassen wir die Höhe und schlagen den Weg nach dem Dorfe Salza ein. Ehe wir dasselbe erreichen, kommen wir zu den schönen Quellen der

Salza,

in deren eine man nicht ohne einen kleinen Anflug von Furcht hinabblickt und die „das grundlose Loch“ genannt wird. Es ist dasselbe zirkelrund, hat cristallhelles Wasser und wenn die Sonnenstrahlen darauf fallen, blickt man tief hinab in ein trichterförmiges, grausiges, aber wunderschönes Wasserbecken. Man glaubt einen Zaubergarten zu sehen, denn die Seitenwände sind mit Wasserpflanzen bedeckt, die leise hin- und herschwanken und aus funkelnden Edelsteinen verfertigt zu sein scheinen. Blätter, breit und gezackt, wie aus Rubin, Zweige, wie aus Gold- und Rauchtopas, Moos und Flechten von aller Art, — aber Alles, Alles mit einem Anhauch von Smaragdgrün überflossen, wie die Pflaume von blauem Hauch. Der ganze Quell funkelt wie ein smaragdener Kelch. — Außer dieser Hauptquelle sind dicht in der Nähe noch eine Menge kleinerer, welche alle zusam-

men die Salza bilden und so stark fließen, daß sie gleich bei ihrem Ursprunge eine Mühle treiben könnten. Ihr Wasser ist sehr klar und rein, aber ungemein kalkartig und friert nur in den allerhärtesten Wintern zu. Das grundlose Loch ist ein Erdfall, an denen die Grafschaft überaus reich ist und es wäre leicht deren einige hundert herzuzählen. Hier sollen nur noch

die Seelöcher

bei Wechsungen erwähnt werden, da sie nahe bei Nordhausen liegen und sich an ihre Entstehung eine Sage knüpft. (cf. Grimm: deutsche Sagen.)

Zwischen Klein-Wechsungen und Hochstädt nämlich liegen auf einer kahlen Höhe zwei Erdfälle, die ein Lehrer Dunkelberg zu Nordhausen († 1708) in einem Programm beschrieben hat. Sie sind rund, trichterförmig und das Wasser fängt erst in einer bedeutenden Tiefe an. Von dem bedeutenden Umfange des größten dieser Erdfälle kann man sich nach folgenden Angaben einen Begriff machen. Der Umkreis des obern Randes beträgt 160 Ruthen, der des Wasserrandes 112 Ruthen. Der Durchmesser der obern Peripherie 51 Ruthen und der des Spiegels 36. Die Wasserfläche fängt erst in einer Tiefe von 11 Ruthen an und mißt an seinen tiefsten Stellen 36 Ellen. Früher war eine schwimmende Insel darauf, die vom Blitze auseinander geschlagen wurde und endlich fest wurzelte.

In alten Zeiten war an der Stelle des See's eine Grasweide. Da hüteten etliche Pferdejungen ihr Vieh und als die andern sahen, daß einer unter ihnen weißes Brot aß, bekamen sie auch Lust, davon zu genießen und forderten es dem Jungen ab. Dieser wollte ihnen aber nichts davon mittheilen und gab vor, er bedürfe es zur Stillung seines eigenen Hungers. Darüber erzürnten sie, fluchten ihren Herren, daß sie ihnen blos gemeines, schwarzes Hausbackenbrot gäben, warfen ihr Brot frevelhaft zur Erde, traten es mit Füßen und geißelten es mit ihren Peitschen. Alsbald kam Blut aus dem Brote geflossen. Da erschraken die Knechte und wußten nicht, wohin sie sich vor Angst wenden sollten. Der Unschuldige aber, den, wie Einige hinzufügen, ein alter, unbekannter, dazu kommender Mann gewarnt haben soll, schwang sich zu Pferd und entfloh dem Verderben. Zu spät wollten die andern nachfolgen, sie konnten nicht mehr von der Stelle und plötzlich ging der ganze Platz unter. Die bösen Buben sammt ihren Pferden wurden tief in die Erde verschlagen und nichts von ihnen kam je wieder ans Tageslicht.

Aus dem See aber wachsen seitdem Pflanzen mit Blättern wie Hufeisen.

C. Duval.

Das Thal der Lautenbach.

O Thäler weit, o Höhen,
O schöner grüner Wald.
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
Saust die geschäft'ge Welt,
Schlag' noch einmal den Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

Joseph Freiherr von Eichendorff.

Wenn mich zuweilen noch bunte Kindesträume beschleichen, in denen die Thörin Phantasie mir ein kleines schönes Haus in ein Thalparadies baut, bequem und wohnlich, mit den Geisteswerken aller großen Dichter, die je gelebt, bevölkert und mit ihren Bildern und Büsten geziert, dahinter ein prächtiger Buchenwald auf der Berghöhe, der mir über das rothe Dach noch ein zweites grünes wölbt; dessen Bäume mir mit ihren zarten Fingern an die Fenster tupfen, weiße runde Bänke an den glatten Baumstämmen, die zur Ruhe einladen, überragende mächtige Felsen auf der Seite, durch deren Schluchten der Weg zu Berg und heitere Aussicht sich wendet, vor dem Hause ein hüpfender klarer Bach, mit dessen Welle ich mein Blumengärtchen tränke — wenn alle diese Kindereien mir einmal vor dem innern Auge vorüberziehen, eine farbige fata morgana, die beim ersten kühlen Hauch der Wirklichkeit zerfließt und verschwindet, dann stehst auch du mir jedesmal vor der entzückten Seele, reizendes Lautenbacherthal, schönstes aller Thäler meines vater=

ländischen Gebirges, prächtige Felsenpforte des Thüringerwaldes! An deine ragenden Felsen baut meine kindische Herrin mir die Wohnung, dein durch Gestein sich windender, geräuschvoll hüpfender Bach küßt ihr die Thürschwelle, deine herrlichen Bäume werfen ihr grüne Schatten zu. Als ein erfahrener Mann, dessen bescheidenste Wünsche vom Leben unerfüllt zurückgewiesen wurden, sollte ich billig endlich klüger geworden sein und der Gauklerin Phantasie, die das Lautenbacherthal für mich so freigebig ausgeschmückt, erzürnt die Thüre weisen, wenn sie mir an meinem armseligen Schreibtische solche Possen spielt. Aber ein Dichterherz bleibt ewig ein Kindesherz, das sich an Bildern ergötzt, selbst wenn es weiß, daß sie niemals zur Wirklichkeit reifen. Sie meint es gut mit den armen Dichtern, die Zauberin Phantasie und sucht sie für alle Entbehrungen, die ihnen das wirkliche Leben auferlegt, nach Kräften zu entschädigen. Und so will ich mir immerhin mein bescheidenes Dichterdach im Thal der Lautenbach gefallen lassen; denn Niemand beneidet mich um mein schönes Besitzthum. Ich kann es auch nicht in die Beschreibung des genannten Thales aufnehmen; doch ist die Lautenbach schon an sich so schön, daß es Niemand vermissen wird.

Der Grundcharakter des ganzen Thüringerwaldes ist idyllisch, und nur zuweilen, besonders im nordwestlichen Theile desselben erhebt er sich zum Romantischen. Am reinsten und stärksten tritt der romantische Charakter im Thale der Lautenbach hervor.

Hoch oben am südlichen Gehänge des Inselsberg entspringt in vier Quellen der Inselsbergsgraben und läuft hinab bis nach Broterode, bis wo er noch mit vier andern Quellen verstärkt worden ist. Nachdem er den bedeutenden und betriebsamen Ort durchwandert ist, öffnet sich ihm zwischen anmuthig geformten waldigen Bergen, an deren Gehängen sich grüne Waldwiesen emporziehen ein liebliches Thal. Eine Viertelstunde unterhalb des Ortes treibt er den großen alterthümlich gebauten Zainhammer und eine kleine Strecke weiter eine Schleifmühle. Hier fällt aus einem Thale zur Rechten der Beerbach hinein, der aus dem untern und mittlern Beerberge kommt, zwei Berge die sich bis zum hohen Gebirgrücken erheben und vom Rennstieg berührt werden. Sobald der Beerbach in den Inselsbergsgraben gemündet ist, beginnt die hohe Schönheit des Thals, die sich abwärts vom Idyllischen zum Romantischen und zuletzt Schauerlich-romantischen steigert. Nach einer Stunde fällt wiederum rechts ein ganz kleiner Bach, der Lautenbach (Laudenbach) vom ¼ Stunde entfernten Dörfchen gleiches Namens herabkommend, in den Inselsbergsgraben und giebt nun diesem seinen Namen, der kleinere Bach dem größern. Von dieser Stelle bis nach Herges heißt das Thal die Lautenbach, nach dem Volksidiom die Ludemich und sie ist die hochromantische Parthie. Bis nach den zusammenliegenden Dörfern Herges*) und Auwallenburg hat man zwei Stunden, der Bach schei-

*) Zum Unterschied von dem Dorfe Herges, im Justizamt Steinbach, Herges-Vogtei genannt.

det die beiden Orte, was rechts (westlich) liegt, ist Herges Vogtei, was links (östlich) Au Wallenburg. Eine kleine halbe Stunde darunter liegt das Dorf Drusen*) (Trusen) und von diesem Punkte an nimmt der Lautenbach den Namen die Druse (Truse) oder der Drusenbach an, und behält ihn bis er dicht bei Herrenbreitungen nach 2 Stunden sich in die Werra ergießt, und dieses Thal heißt das Drusenthal. Das vorhin bezeichnete hochromantische Thal, wird von Vielen auch das Drusenthal genannt, wiewohl fälschlich, weil es von jeher unter den Bewohnern der benachbarten Orte nur den Namen die Lautenbach geführt hat. Oestlich von ihm liegen die beiden kleinen Dörfchen Lautenbach und Elmenthal hinter den Berghöhen in der Entfernung einer Viertelstunde. Eine schöne Chaussee von Broterode nach Schmalkalden führt seit einigen Jahren durch diese Krone der thüringischen Thäler. Die Wiesen desselben sind vom köstlichsten Grün überkleidet, der Waldesrand, der sich meist bis zur Chaussee herabzieht, besteht aus den kräftigsten Buchen, die ihr hellgrünes Dach wie ein Domgewölbe über den Wandrer ausbreiten, die Berge zu beiden Seiten sind nur mäßig hoch und ihre Wände nicht steil und gestatten zuweilen einen Blick auf das höhere Gebirge. Der Bach taucht in lauter kleinen niedlichen krystallklaren Wasserfällen über Blöcke von hellem Quarz, Gneis, Porphyr und dunklem Trapp, einzelne Granitstücke mischen sich dazwischen. Meist trifft man in diesem höhern Thale im Spätsommer eine Heerde, halb auf den Wiesen, halb im Walde, und das Geläute ihrer Glocken tönt einem noch lange thalwärts nach und erfüllt die Seele mit einer süßen Befriedigung. Zuweilen lugt aus den nicht steilen Thalabhängen ein Felsen heraus, doch sind diese Steinhäupter noch nicht imposant, bis wir an der rechten Thalwand, hoch über den Wald emporragend, einen natürlichen Felsenobelisk gewahren. Ein überraschender Anblick! Es ist der „Hauptstein“ am Heßlesberge. Sind wir näher hinzugetreten, um seine seltsame Form schärfer ins Auge zu fassen, und wenden uns dann wieder nach der Chaussee zurück, so erblicken wir auf der entgegengesetzten Seite die Mummensteine, eine schon entlegenere Felsenpartie auf der Höhe des Seimberges, die im Gegensatz zu den übrigen Granitfelsen des Thals aus Glimmerschiefer bestehen. Wir gehen weiter abwärts, die Waldwiesen verschwinden, die Felsen werden zahlreicher; schon von weitem erblickt man eine hohe malerische Felswand an der rechten Seite; sie wird kroteskер, imposanter, je näher man kommt. Granitblöcke liegen im engen Thale zerstreut, überein-

*) Eine unbestimmte Sage behauptet, Dorf und Bach hätten den Namen von dem kühnen Drusus (Nero Claudins), dem römischen Feldherrn, der auf seinem letzten Zuge durch Deutschland bis an die Elbe durch dieses Thal über das Gebirge gestiegen sei, und merkwürdig genug heißt an der nördlichen Abdachung des Hauptgebirgs, dem Drusenthal fast gerade gegenüber, ein Berggehänge und eine Quelle der Leina, nicht weit über dem gothaischen Waldorfe Finsterbergen, wiederum Drusenbach, gleichsam den Römerzug durchs Gebirge bezeichnend. Doch könnten beide Namen nicht auch von Steintrusen herkommen?

ander, hängend in der verschiedensten Richtung und Neigung. Mit jedem Schritte wachsen sie. Jetzt treten wir staunend in das eigentliche Felsenlabirinth. Zu beiden Seiten Koloß an Koloß hoch und schroff jeder anders gestaltet, jeder majestätisch, jeder malerisch, jeder überwältigend. Bald steil empor sich gipfelnd wie ein Thurm, ungeheure Geschiebe übereinander in reizender Unordnung aufgeschichtet, zuletzt mit einem eckigen Haupt oder einer wild romantischen Krone bedeckt, die jeden Augenblick herabzustürzen droht, bald überhängende Wände, deren Losreißen man jeden Augenblick mit Bangen erwartet, bald senkrechte zerschnittene und zerklüftete Wände mit Bäumen und Gesträuch gekrönt, bald isolirte scharf auslaufende Klippen und Riffe, dann wieder mächtige Zacken und Hörner bis zum Horizont emporstarrend und mit Moos und Gestrüpp bekleidet, dazwischen im Thale die großartigsten Felsentrümmer wild übereinander liegend, Häusergroße Blöcke, scharfkantige Geschiebe in furchtbarer Unordnung, dies sind die pittoresken Steingestaltungen, dazwischen der klare, starke Bach, der sich durch diese Trümmerwelt höchst malerisch hindurch windet und zuweilen die reizendsten Gefälle bildet. Mit jedem Schritte neue überraschende Ansichten immer wilder, immer herrlicher, immer gewaltiger. An der schönsten Stelle hat ein ordnender Wille zur linken Hand ein freundliches Rondel mitten in die wirre Granitwelt geworfen, ein heller kalter Quell rieselt aus dem Gestein und erquickt den Wandrer, dem die Denkmale der Urwelt hier ein Sta viator! gebieterisch zurufen; ein breiter heller Promenadenweg schlängelt sich weiter durch die gehäuften Felsenmassen von einem schönen Punkt zum andern. Von diesem Wege aus hat man die ganze rechte Bergwand mit den Felsenriesen vor Augen, aus den Klüften auf den Häuptern grünes Baumleben, aus den Blöcken zu unsern Füßen grüne Kräuter, überall die starre Felsennatur mit der üppigsten Vegetation bekränzt und umschlungen, unten der plaudernde stürzende Bach, oben die stolzen Bäume, unten die helle freundliche Chaussee, den Verkehr der Menschen in diese Wildniß tragend, oben der blaue Himmel über den Felsen ausgespannt und gleichsam auf ihren Köpfen ruhend, endlich des Thales Pforte nach Süden sich aufthuend und durch Bäume und Gebüsch die ersten Dächer des Dorfes Herges! Die nahe Menschenwelt thut einem wohl; denn zuweilen beschleicht die Seele ein leises poetisches Bangen in der felsigen Einöde. Noch einen Blick zurück auf die gewaltigen Granitmassen, und nun in das hübsche Dorf. Links von den Bergen herab grüßt ragend der einsame Thurm der Ruine Wallenburg.

Ludwig Storch.

Die Stadt Frankenhausen

in der untern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt.

Frankenhausen (644 Häuser, im Jahr 1525 betrug die Zahl derselben 310, 4851 Einwohner im Jahr 1838) liegt in einem, mehre Stunden langen, anmuthigen Thale, welches ein Arm der Wipper durchfließt.*) Die Stadt breitet sich an der südlichen Seite einer Gebirgskette aus, die westwärts in der Grafschaft Hohnstein, auf der Grenze des Eichsfeldes, ihren Anfang nimmt, zwischen Nordhausen und Sondershausen, unter dem Namen des Scheerenbergs, sich durchzieht, und immer ostwärts in mehren Krümmungen laufend, nördlich an Frankenhausen, dem Thal entlang, vorbei streicht. Sie besteht meist aus mächtigen Kalklagern, und derjenige Theil, an welchem sich die Stadt ausbreitet, heißt der Schlachtberg, berühmt durch das den 15. Mai 1525 den aufrührerischen Bauern hier gelieferte Treffen.

Die südliche, dieses Thal begrenzende Gebirgskette ist eine Fortsetzung der Hainleite, welche sich bei Sachsenburg an dem Un-

---

*) Frankenhausen: a) über Wittenberg 301′+245, daher über der Meeresfl. 546. (Charpentier).
b) über der Meeresfl. 438. (Miltenberg).
Diese Miltenbergische Angabe beruht ohne Zweifel auf der vorhergehenden Charpentierschen, da Miltenberg die Höhe von Wittenberg 137′ annimmt.
c) im Gasthofe zum Mohr, Erdgeschoß 423 unter Halle, +120,7, b und c sind unstreitig zu niedrig, daher 546 Höhe über der Fläche des deutschen Meeres.
(Siehe von Hoff: Höhenmessungen in und um Thüringen, Gotha 1833. 4., S. 47. N. 139.)

struthale endigt, wo dann ostwärts die Finne sich majestätisch erhebt. Die größten Nachbarstädte Frankenhausens sind: Nordhausen (in einer Entfernung von 3 Meilen nordwestlich), Sondershausen (2 M. westlich) und Erfurt (5 M. südöstlich).

Frankenhausen hat, wegen des weitläuftigen Salzwerks und der in Gärten still sich ausbreitenden Altstadt, ohngefähr eine Stunde im Umfange. Fünf Thore führen in das Innere der Stadt; von Osten das Frauenthor, von Südost das Erfurterthor, südlicher das Wasser- und Klosterthor; von Westen das Anger- oder Nordhäuserthor. Sie werden außer dem Klosterthore sämmtlich bereits im J. 1417 erwähnt. Im Innern der Stadt finden sich noch: das dunkle Thor, das Gradirwerksthor und das Seigerthor, welches die Stadt in die Ober- und Unterstadt theilt. Eine ziemlich starke Mauer schließt dieselbe ein, an welcher sich, nördlich und westlich, ein tiefer Graben herabsenkt. Ein Arm der Wipper, welcher bei Hachelbich sich absondert und, unter der Erde nach Bendeleben zu geleitet, thalabwärts fließt, theilt sich an der nordwestlichen Seite der Stadt von neuem und durchrauscht dieselbe in mehren Abtheilungen, welche sich am südwestlichen Ende wieder vereinigen. Durch dieses Wasser werden drei Mühlen und die Saline in Thätigkeit gesetzt. Mehre ziemlich breite Straßen durchschneiden die Stadt nach allen Richtungen, vorzüglich aber in der von Norden nach Süden. Die vornehmsten sind: die Klostergasse, die Kräme, (d. i. Straße, wo die Krämer ihre Läden und Buden hatten) und Rathsgasse, die Lange- und Brunnengasse. Für Wasservorrath in der Stadt ist hinlänglich gesorgt, theils durch angelegte Brunnen, theils durch die vervielfältigten Wipperbäche. Die größten Merkwürdigkeiten bietet ohne Zweifel die Oberstadt dar, welche in Urkunden des funfzehnten Jahrhunderts zum Unterschiede von der rechten und alten Stadt (vera et antiqua civitas) die Neustadt genannt wird.*) Tritt man durch das Angerthor in dieselbe, so findet man sich angenehm durch einen geräumigen Platz den Anger, überrascht, welchen von vier Seiten stattliche Häuser umschließen. Eine Abtheilung der Wipper, die von der Rosenmühle unter einer langen Wölbung abströmt, kommt in der Mitte des Angers wieder zu Tage, und windet sich nach der Kräme zu. Hier auf dem Anger ist es auch, wo in einem Hause, dem Thore zu-

*) Die rechte Stadt (vera civitas), war derjenige Bezirk, wo das Rathhaus steht, welcher sich von dem Seigerthore anfing, und durch die enge Gasse mit am Schlosse herum sich bis wieder an den Graben hinauf und an das Seigerthor erstreckte. Nova civitas hieß die Oberstadt, wo das Salzwerk liegt; antiqua die jetzt noch so genannte alte Stadt, die aber niemals Stadtrecht erhielt, deren Name entstanden zu sein scheint, als die Neustadt, angeblich im vierzehnten Jahrhundert, neben der rechten Stadt erbaut wurde.

nächst, der berüchtigte Schwärmer **Thomas Münzer** in dem Bauernaufruhre verhaftet wurde.

Im Hintergrunde des Angers, ostwärts, gewahrt man einen Theil des Gradirwerkes und der von den Sölden aufwirbelnde Rauch verkündigt die Nähe der Stappe. So nennt man den weiten Platz, auf welchem die Sölden zerstreut umherliegen und wo die Gradirhäuser stehen. Auch führt diesen Namen die kesselförmige Vertiefung, in welcher die reichhaltigen Salzquellen aus der Tiefe der Erde, zum Segen der Stadt, mächtig emporsteigen. Zwei Fahrwege leiten vom Anger ostwärts zur Stappe. Auf der nördlichen Seite der Stadt nahe am Berge, auf dessen hervorragender Spitze die Oberburg, jetzt Hausmannsthurm genannt, als ein Denkmal grauer Vorzeit, düster herabschaut, und an dessen Abflachung man kleine Häuser, in einem Halbzirkel gelagert, erblickt, ist das 50 — 60 Fuß tiefe Thal oder der Soolbrunnen mit den darin befindlichen Schächten und Gebäuden. Der sinnige Beschauer bewundert hier nicht nur die schaffende Hand der Natur, welche in der Erde tiefen Kammern die Fülle des Segens bereitet, sondern er zollt auch dem Künstler, der die rohen Gaben der Natur, durch gut berechnete Zerlegung der Kräfte veredelt, an den Ort der Bestimmung leitete, die ihm gebührende Achtung. Sieben Quellen, die in Schächte eingefaßt sind, findet man hier in einem engen Raume. Von Tage an gerechnet steht der Quell überhaupt 30 Ellen tief in einem Gipsfelsen. So hoch steigt auch die Soole und fließt in den Soolgraben aus, wenn die Kunst nicht anzieht; zieht diese aber scharf an, so strömen ihre Zugänge mannsstark. Die zwei ersten, nach Norden zu 5 Fuß, in der Richtung von Westen nach Osten, von einander entfernten Schächte sind in einem kleinen Gebäude gegen den Einfluß der Witterung gesichert. Sie heißen Fünfseiler und Vierseiler, weil in ältern Zeiten ihre Soole vermittelst Seilen aus den Schächten gezogen wurde, hernach beim Paternosterwerke durch Hülfe der Ketten. Jetzt aber wird dieselbe, wie bei den übrigen, durch Saugpumpen in die Höhe gefördert. Beide Schächte sind 21 Ellen tief und der Soole Gehalt ist 9löthig (d. h. unter 100 Loth Wasser befinden sich 9 Loth Salz.) Von dem Fünfseiler nach Süden zu gegen 18 Ellen entfernt, steht der ebenfalls in einem Gebäude verwahrte Schüzschacht. Seine Tiefe beträgt 25 Ellen und der Gehalt seiner Soole ist 11löthig. Den Namen hat er daher, weil er ein Schutz vor den wilden Wassern ist, indem man durch ihn den Ueberfluß ablassen kann. Die Alten pflegten ihn auch wohl den Bratenwender zu nennen, weil sie glaubten, daß sich die gute Soole in dem Maße verbesserte, als dieser in Thätigkeit gesetzt würde. Demselben gegenüber, in schräger Linie nach Osten, erblickt man den guten Schacht oder Soolschacht in einem Häuschen. Er ist 30 Ellen tief und seine Quelle 11löthig. An seiner Seite quillt, was bemerkenswerth ist, ein süßes Wasser. Dieses sind die vier Hauptschächte, welche man, ihrer Wichtigkeit wegen, auch überbaut hat. Da aber die Zugänge außerordentlich stark

sind, so wird in der Regel nur einer benutzt und zwar größtentheils der letztgenannte. Außer diesen verdient noch erwähnt zu werden: der von dem Soolschachte einige Ellen nördlich stehende, gegen 18 Ellen tiefe Tagesschacht mit 4löthiger Soole, welchen man mit einem Mönch (einem viereckigen Pfahle, worauf ein eiserner Ring genagelt ist) versehen hat, um daran zu bemerken, wie tief der Wasserspiegel in den andern, mit denen er in Verbindung steht, gesunken sei; ferner der von dem Soolschachte nach Mittag hin drei Ellen entfernte, 15 Ellen tiefe Treppenschacht, mit 4löthigem Soolengehalt. Der siebente und letzte, Bergschacht, auch Hornschacht genannt, steht nach Südost unter dem Berge. Von Tage führt ein mäßiger Stollen zu demselben. Uebrigens hat er mit dem guten Schachte gleiche Tiefe und denselben Gehalt. Ferner gewahrt man noch ein Bergwasser, das aus dem im Brunnen gegen Morgen liegenden Felsen hell und klar hervorsprudelt, bisweilen auch woh eine Zeit lang ausbleibt, welches vorzüglich dann der Fall war, wenn sämmtliche Schächte angezogen wurden. Der Gehalt dieses Quells ist ¼, und in heißen Sommertagen ½ Loth. Am südlichen Ende des Brunnens steht in dem Hause der Mehl- und Schneidemühle das große Kunstrad, welches von dem aus einer Rinne herabstürzenden Wipperbache in Thätigkeit gesetzt, dem mannichfaltigen Getriebe Leben und Bewegung ertheilt. In diesem Hause hält auch die Pfännerschaft ihre Gerichte und gemeinsamen Berathungen. Ein Gatter, in rechtlicher Hinsicht nicht ohne Bedeutung, umgiebt das ganze Salzbrunnenthal.

Vor Zeiten gewältigte ein Paternosterwerk, vermittelst 5 Wasserrädern, deren Kettengerassel grell in die Ohren tönte, die Soole aus den Brunnenschächten; und so wurde sie ohne Gradirung, mithin sehr geringhaltig, gesotten. Im J. 1792 erhielt der Baumeister Löser zu Frankenhausen, von der Pfännerschaft den Auftrag, den ihr mitgetheilten Plan zu einem Gradirhause zu vollführen. Die Paternosterwerke wurden abgetragen, zum Ersatz der 5 Wasserräder legte der Künstler eins an, das große Kunstrad; 1793 wurde das erste Probehaus von 3 Bund oder 45 Fuß Länge aufgerichtet und in dem folgenden Jahre vollendet. Dieses sogenannte kleine Gradirhaus steht ostwärts von dem Brunnen, auf der Grundfläche über die Schächte erhaben. Es hat 17 Bund oder 155 Fuß Länge und 64 Fuß Höhe. In den Jahren 1795 und 1796 errichtete man das zweite, weiter nach Süden hin stehende große Gradirhaus, das aber erst 1800 in seiner jetzigen Beschaffenheit zur Vollendung gedieh. Ob es sich gleich zu einer Höhe von 74 Fuß erhebt, so trotzte es doch, durch seine mächtigen Streben festgegründet, dem wüthenden Sturme der 9. Novembernacht des erwähnten Jahres. Seine Länge mißt beinahe 600 Fuß. In den J. 1809 und 1810 wurde das dritte, nordostwärts in ziemlicher Entfernung von der Quelle sich hoch erhebende Gradirhaus auf dem Berge erbaut. Seine Höhe läßt sich daraus abnehmen, daß es 72 Fuß über der Grundfläche des andern steht, und an sich selbst 54 Fuß hoch ist.

Seine Länge beträgt 17 Bund. Dieses Werk hat 3 Fälle, und wegen des wohlthätigen Einflusses der vom Berge zurückgeworfenen Sonnenstrahlen gradirt es oft besser als die beiden andern, welche zusammen 5 Fälle bewirken. Das große Kunstrad im Soolbrunnen treibt nebst der Mahl- und Schneidemühle die ganze untere Gradirung, zu welcher 36 Pumpen, von 9 bis 11 Zoll im Durchmesser gehören. Es hebt die mächtig zuströmende Soole aus dem Brunnen, steigert sie bis vor die Gradirhäuser und dann durch die auseinandergesetzten Pumpen auf jeden Fall, folglich auf 5 Fälle; ja, zum Ueberfluß bringt es auch die hinreichende Soole bis vor das Berggradirhaus. Um nun dieselbe vollends in die Höhe zu treiben, wurde von dem Bauinspector Löser ein zweites Rad, unfern des ersten, nach Norden zu, erbaut. Das abfließende Trieb- und übrige Soolwasser rauscht durch die Stadt in den sogenannten Sälgen, und fällt vor dem Erfurterthore bei der Insel in den Soolgraben, der es dann durch lachende Gefilde auf Esperstädt, Ringleben rc. in die Unstrut führt. Großen Vortheil hat der Saline die Anlegung der Leckwerke verschafft. Denn durch die Tröpfelgradirung werden die wässrigen Theile der Soole verflüchtiget. Es findet dieß auf folgende Art statt. Die Soole wird aus dem Brunnen in langen Röhren auf die Gradirhäuser gehoben. Dieß sind länglich viereckige oben unbedachte, aber größtentheils an beiden Seiten mit Dachung versehene, von Holz aufgeführte Gebäude, deren Giebel nach Norden und Süden stehen, welche in den obersten Theilen, wo die Fälle sind, Sooltropfkästen haben, und an den Seiten derselben hölzerne Hähne und Rinnen mit Einschnitten. Aus diesen tröpfelt die Soole ab, fällt durch die im mittlern Theile befindlichen Schwarzdornwände und sammelt sich im untern Theile in den großen Soolbehältern. Um stets hinlänglichen Vorrath zu haben, sind noch überdieß mehre Vorrathskästen, den Gradirhäusern zunächst, erbaut worden. Durch diese Anstalt wird die Soole zu einer Grädigkeit von 20 — 30 Loth veredelt. Seit dieser höchst zweckmäßigen Einrichtung haben um die Hälfte mehr Erlauben*) statt gefunden, als vor Zeiten. Denn es wurden seitdem alljährlich gegen 70,000 Stücke Salz gewonnen. Einer in Fr. Brans Minerva (Juni 1833 S. 488) enthaltenen Angabe zufolge soll das Frankenhäuser Salzwerk jährlich im Durchschnitt 55,000 Centner Salz liefern. Nach Trommsdorfs Untersuchung im J. 1829 enthielt das Frankenhäuser Kochsalz 95,1. Pr. an chemisch reinem Kochsalze. Von metallischen oder anderen

*) Dieser Ausdruck hatte sonst folgende Bedeutung: Der Salzschreiber mußte jeden Abend in die Gasthöfe gehen, um dem Zöllner anzuzeigen, wie viel Gespanne vorhanden waren. Hierauf erlaubte dieser, so viel oder auch mehr Salz zu machen, als erfordert wurde, die Geschirre zu beladen. Gegenwärtig besteht ein Erlauben darin, daß der Zollbeamte der Pfännerschaft vorschreibt, auf jede Söldengerechtigkeit 36, folglich auf 117½ überhaupt 4230 Butten Salz zu kochen und dieses so oft wiederholt, als die erwähnte Anzahl verkauft ist.

fremdartigen schädlichen Beimischungen fand sich in demselben keine Spur. — Neuerlich haben einige Pfänner ein geräumiges, gemeinschaftliches Siedehaus erbaut, in welchem diejenigen Salz sieden lassen, denen keine besondere Sölde zu Gebote steht.

Zum Sieden der Soole liegen in ziemlichem Umkreise 15 Sölden oder Salzkothen zerstreut, die auch besondere Namen führen, und deren jede in dem Anschlage als eine halbe Hufe Landes geschätzt ist; der Söldengerechtigkeiten aber sind 117½. In großen blechernen Pfannen wird durch Holz-, Rohr- und Kohlenfeuerung das Salz gewirkt. Viele Hände sind beschäftigt, ehe die Soole, die aus den Vorrathskästen in jede beliebige Sölde nach gewisser Ordnung eingelassen wird, die gehörige Vollendung erhält. Diejenigen Arbeiter, welche sich unmittelbar mit dem Sieden des Salzes beschäftigen, führen den Namen Stappenleute. Sie werden eingetheilt in Viermeister oder Obermeister (vor Zeiten auch die Gekrönten genannt) Meister, Pfleger und Unterstecker. Jeder Ordnung liegen besondere Verbindlichkeiten ob, so wie sie auch besondere Rechte und Gewohnheiten und sogar eine eigene Innung haben.

Das Salzwerk selbst gehört erb- und eigenthümlich der dasigen Bürgerschaft, deren sämmtliche Interessenten und Gewerken der Name Pfännerschaft in sich begreift. Pfannherr kann nur der werden, welcher Bürger ist, ein von ihm selbst bewohntes Haus und Hof und wenigstens einen halben Salzantheil besitzt, jedoch darf auch niemand mehr als 3 Sölden an sich kaufen, und Auswärtigen, die in herrschaftlichen Diensten stehen, ward nur dann das Wirken gestattet, wenn ihre Weiber wirklich hier wohnten und Rauch und Feuer unterhielten. Uebrigens ist die Pfännerschaft schriftsässig; ihre das Salzwerk betreffenden Angelegenheiten werden in den alle 14 Tage zu haltenden Salzgerichten entschieden und in wichtigen Fällen von dem Fürsten zu Schwarzburg-Rudolstadt, der allein (vermöge des den 9. Sept. 1650 zwischen Rudolstadt und Sondershausen getroffenen Vergleichs) das Directorium über das Salzwerk hat, oder von der Fürstl. Regierung geschlichtet.

Die das Salzgericht bildenden Personen sind vornehmlich folgende: 1) der Salzzollamtmann, welcher zugleich die herrschaftlichen Abgaben von dem gewirkten Salze erhebt, die 2 gr. von jedem Stücke betragen, die Uppenstücke ungerechnet, die der Pfannherr ohne Zoll zu verkaufen befugt ist. Eine Verordnung von 1707 verbietet, Salz in Schüsseln mit nach Hause zu nehmen.

Den Zoll theilen beide Linien des Fürstl. Hauses Schwarzburg. Ehedem erhielt die Herrschaft den sechsten Theil des Werthes von jedem Stücke. Durch einen Vergleich ist aber in der Folge die bereits erwähnte Abgabe festgesetzt worden, und von 36 Stücken (als soviel ein Erlauben auf eine ganze Sölde beträgt) genießen 6 die Zollfreiheit. Die Verrichtungen des Salzzollamtmanns bestehen darin, daß er die Aufsicht über das ganze Salzwerk führt, über die Polizei in der Stappe wacht, bei den Salzgerichten den Vortrag

thut, Akten hält rc. Der Zollamtmann, ehedem Zöllner, nach 1648 gemeiniglich Zollverwalter genannt, wird von beiden Fürstl. Häusern bestätigt und besoldet und zu Frankenhausen verpflichtet. Ferner sind bei dem Salzwerke angestellt: 2) die zwei Salzgräfen, gewöhnlich die zwei ruhenden Bürgermeister, welche im Namen der Pfännerschaft dem Salzgerichte beiwohnen und die öconomischen Angelegenheiten in Rücksicht auf den Brunnen besorgen. Nach der eingeführten Gewohnheit sollen sie selbst Pfannherren sein. 3) Die beiden Bornherren werden aus der Pfännerschaft gewählt und führen die Aufsicht über den Born und die Kunst und was dazu gehört, nehmen die Geldbeiträge der Pfännerschaft an und berechnen dieselben. Wer sich dieses Amts weigert, mußte ehemals eine Bornkette oder 50 Thaler Strafe erlegen.

Außer diesen zum Salzgericht gehörigen Personen verdienen noch folgende erwähnt zu werden: a) der Salzschreiber, der von Schwarzburg-Rudolstadt allein angenommen wird und unter dem Zollbeamten steht. Er hat die Verpflichtung, mit den Viermeistern, so oft es nöthig ist, die Sölden zu besuchen, nach dem gemachten Salze zu sehen, dasselbe aufzuschreiben, die Pässe abzufordern rc. Mit ihm darf nicht verwechselt werden b) der Bornschreiber, welcher die Rechnungen der Bornherren fertigt, die Pfänner zusammenberuft, die Anlagen aussagt und anschreibt rc. Dieser wird von den Salzgräfen Bornherren und der Pfännerschaft angenommen, von dem Zollbeamten aber verpflichtet.

Seit dem Jahre 1791 hat die Pfännerschaft auch zwei Salzmesser in ihren Diensten, welche die Salzstücke zu ¼ Scheffel Nordhäuser Gemäßes in geohmten Butten den Käufern zumessen. Der Born- oder Kunstmeister verfertigt die Arbeit an dem Brunnen und der Kunst, und führt überhaupt die Aufsicht über den ganzen Salinenbau, weshalb er auch unweit des Brunnens eine besondere Wohnung erhalten hat. Er wird von den Salzgräfen, Bornherren und der Pfännerschaft angenommen und von dem Zollbeamten verpflichtet. Minder wichtige Personen sind e) die vier dem Kunstmeister zugeordneten Kunstwärter (Bornknechte), f) die Bornrottmeister, an der Zahl drei, welche die Rotte zur Wache und zum Aufzuge gebieten. Vier und funfzig Häuser, die an dem Berge um den Brunnen herum, von der Wasserpforte bis an die Oberkirche und an der Seite zwischen den Sölden, liegen, haben nämlich die Verpflichtung, daß ihre Bewohner an Festtagen, Jahrmärkten, bei heftigen Gewittern, bei Heereszügen rc., überhaupt bei jeder drohenden Gefahr, sich im Soolbrunnen versammeln und im Nothfall Hülfe leisten müssen, wofür sie von der gewöhnlichen Stadtwache befreit sind. g) Der Stappenpfänder, welcher von dem Salzzollbeamten angenommen und beeidigt wird, um auf Diebstahl und andere Veruntreuungen im Salzwerke zu achten und die Schuldigen zu pfänden und anzugeben.

Alle das Salzwerk betreffende Gerechtsame und Dienstleistungen sind durch eine Salzordnung bestimmt, welche den 18. Dez. 1600

von dem Grafen Albert zu Schwarzburg gegeben worden ist. Sie besteht aus drei Theilen und 106 Artikeln.

Späterhin wurde diese Salzordnung, nach welcher auch noch gegenwärtig, in allen Fällen, wo durch die Veränderung der Umstände keine neuen Bestimmungen eingetreten sind, entschieden wird, mit mancherlei Zusätzen und Berichtigungen versehen. Dahin gehören a) die von dem Grafen Karl Günther, in seinem und seiner Brüder, Ludwig Günther und Albert Günther Namen, den 14. Junius 1609 öffentlich bekannt gemachten 17 Artikel. b) Die beiden von der Gräfin Aemilie zu Schwarzburg-Rudolstadt, als Vormünderin ihres Sohnes Albert Anton, den 26. Mai 1647 und den 31. Mai 1648 gegebenen Verordnungen, wovon erstere, (gemeiniglich Memoriale I. genannt) aus zehn, letztere (Memoriale II.) aus zwanzig einzelnen Punkten besteht.

Außerdem finden sich noch vier frühere, jetzt nicht mehr geltende Salzordnungen. Die erste scheint ums Jahr 1500 abgefaßt zu sein, die zweite wurde am 22. Dec. (am Montage nach Thomä des heil. Apostels) 1554 von dem Grafen Günther XL. zu Schwarzburg, Herrn in Arnstadt und Sondershausen, die dritte den 26. Januar (am Donnerstage nach Pauli Bekehrung) 1553 von den beiden gräflichen Brüdern, Günther XLI. (dem Streitbaren) und Joh. Günther zu Schwarzburg, ebenfalls Herren zu Arnstadt und Sondershausen, der Pfännerschaft ertheilt. Die vierte endlich ist vom J. 1560 und hat den Grafen Wilhelm zum Urheber. Der erste Theil derselben besteht aus 20, der zweite aus 14, der dritte aus 18 Artikeln, welchen noch 7, in Bezug auf die Salzarbeiter, beigefügt sind.

Seit dem Jahre 1818 besitzt Frankenhausen auch in dem Soolbrunnen eine eigene Badeanstalt. Der dasige Rath, Dr. Manniske, welchen eine vieljährige Erfahrung von der Heilkraft des sogenannten wilden Wassers überzeugt hatte, that der Pfännerschaft den ersten Antrag dazu. Unter der Leitung des Bauinspectors Löser und seines Sohnes wurden in dem Hause, wo das große Kunstrad steht, bequeme Badezimmer eingerichtet. Dieses Rad hat, außer seinen übrigen mannichfaltigen Verrichtungen, nun auch noch die erhalten, das Wasser vermittelst einer Röhre in jede Stube zu leiten, wo es, aus zwei aufgedrehten Hähnen, warm und kalt, in die Badewanne fließt. Das Wasser, welches zum Baden benutzt wird, rauscht aus einem Felsen des Soolbrunnenthales hell und klar in reichlicher Fülle hervor, und wegen seines schwächern Salzgehaltes soll es dem menschlichen Körper im Allgemeinen weit zuträglicher sein, als das der Schächte. Nach einer vorläufigen chemischen Untersuchung enthielten 6 Pfund (Civilgewicht) des Wassers an festen Bestandtheilen:

Salzsaures Natrum	17	Dr.	30	Gr.
Salzsaure Talkerde	—	„	30	„
Schwefelsaure Kalkerde	—	„	98	„
Kohlensaure Kalkerde	—	„	40	„

Die Temperatur desselben war 10° bei 14° R. der äußeren Luft.

Dieses Wasser gehört also in die Klasse der kalten muriatischen, deren wohlthätige Wirkungen in verschiedenen Krankheiten von den Aerzten längst erprobt ist. Das Bad kann, nach dem Urtheile seines verdienstvollen Veranstalters, „als ein Seebad auf dem festen Lande", betrachtet werden. Seit Eröffnung desselben haben nicht blos die Bewohner der Stadt, sondern auch Fremde davon häufig Gebrauch gemacht. Ein so unerwartet zahlreicher Besuch erforderte daher die Errichtung eines größeren geschmackvollen Badehauses, welches in dem folgenden Jahre zu Stande kam. *)

Die den frommen Sinn der Vorzeit deutlich beurkundenden Bornfeste, welche zu Mariä Verkündigung (den 25. März) und Mariä Himmelfahrt (den 15. August) begangen zu werden pflegen, verdienen eine ausführliche Erwähnung. An denselben wird in der Unterkirche, mit besonderer Beziehung auf den Soolbrunnen, gepredigt, und nach geendigtem Vormittagsgottesdienste den Geistlichen, Schullehrern und Schülern ein bestimmtes kleines Geschenk gegeben, auch den Armen im Bornhause aus dem Bornbeutel Almosen gereicht. Früh vor der Kirche, um 8 Uhr, erscheinen sämmtliche Meister, Pfleger und Unterstecker in ihrer eigenthümlichen Tracht, weiß geschürzt, vor der Quelle, wo gewöhnlich der Zollbeamte eine der Feier des Tages entsprechende Rede hält. Hierauf führt er mit dem Salzschreiber, wenn dieser das Borngebet und ein dreifaches Vaterunser verlesen hat, die Stappenleute in die Unterkirche. Die Fahne des Salzwerks wird dem Zuge vorgetragen, dann folgen die Bornherren, von denen einer ebenfalls einige Worte an der Quelle zu sprechen pflegt, mit den Kunstaufsehern und Wärtern, nach abermaligem Verlesen des Gebets, in die Kirche nach. Ist der Gottesdienst vollbracht, so begiebt sich der Zug nochmals zum Brunnen, wo den versammelten Kindern und den Armen Geld gespendet wird.

Vor der Lutherischen Kirchenverbesserung waren die zu gehöriger Feier dieser Feste getroffenen Anstalten noch weit zahlreicher und mannichfaltiger.

Die ganze Pfännerschaft wurde zu denselben förmlich eingeladen, und die Gegend um die Salzkunst sorgfältig gesäubert. An dem festlichen Tage selbst versammelte sich die Pfännerschaft in U. L. Frauenkirche auf dem Berge, um die hohe Messe anzuhören, und begab sich hierauf zu der Salzkunst. Den Zug eröffnete die Schule, nach Ordnung der Klassen, mit ihren Lehrern; hinter ihr wurden die Fahnen der Jungfrau Maria und des heiligen Wolfgangs getragen, den man als einen vorzüglichen Beschützer des Salzwerks verehrte. An diese schlossen sich ferner die Geistlichen

*) F. Frankenhausens Heilquelle von Dr. W. A. G. Mannicke. Mit zwei Kupfern und einer Karte. Weimar 1820. 8. 190 Seiten.

mit dem Propste des dasigen Nonnenklosters, den Kaplänen, Vicarien und Brüderschaften, besonders des heiligen Leichnams Christi, und zuletzt die Pfänner an, welche brennende, zu diesem Zweck gegossene und geweihte Wachskerzen trugen, und von allen Salzarbeitern und vielen andern Bürgern begleitet wurden. Unter dem Geläute der großen Glocke auf der Frauenkirche und unter andächtigen Gesängen ging der Zug um die Salzkunst herum, bis wieder zu der Kapelle des heiligen Wolfgang, (einem der ältesten geistlichen Gebäude der Neustadt), wo Messe gelesen und geopfert wurde. Das Gesinde erhielt hierzu von der Pfännerschaft ein gewisses Opfergeld, und daher scheint auch die noch heut zu Tage am Bornfeste gewöhnliche Geldvertheilung an Kinder und Gesinde zu kommen. In allen übrigen Kirchen, in und außer der Stadt, wurde gleichfalls Messe gehalten, und dabei pflegte man dem heiligen Wolfgang, Petrus, Nicolaus, Martin, Severus und der Jungfrau Margaretha Gaben darzubringen, in dem Brunnen selbst aber Almosen auszuspenden. Aehnliche Aufzüge fanden auch an andern Sonn- und Festtagen Statt.

Wir stehen hier so nahe an der Schwelle der Vergangenheit, daß wir einen Rückblick in die graue Vorzeit zu thun, uns von selbst aufgefordert fühlen. Zwar wird uns nie das volle, reine Licht in den bis jetzt nur sparsam erhellten Irrgängen der Geschichte des deutschen Alterthums aufgehen und alles Streben des Forschers, den Schleier zu lüften, wäre nutz- und werthlos, wenn er nicht schon jeden durch das düstere Dunkel hervorbrechenden Strahl als eine erfreuliche Erscheinung zu betrachten pflegte.

Die Frankenhäuser Salzquellen zählt man nicht ohne triftige Gründe zu den ältesten in Deutschland. Alle Nachrichten, so weit sie in ferne Jahrhunderte zurückweisen, setzen den ergiebigen Quell voraus, der zum Anbau der Stadt Veranlassung gab, und dessen mächtig zuströmende Fülle einen unversiegbaren unterirdischen See vermuthen läßt, der vielleicht gleiches Alter mit den Flözgebirgen dieser Gegend hat. Um das Dasein unserer Salzquellen bis auf die Zeiten vor Christi Geburt zurückzuführen, haben einige Gelehrte die bekannte Stelle des römischen Geschichtschreibers Tacitus, in welcher die Rede von einem heftigen (im J. Chr. 57 oder 58) zwischen den Katten und Hermunduren wegen eines salzreichen Stromes entstandenen Kriege ist, von denselben zu deuten versucht. Allein neuere, unbefangene Forschungen lassen nicht zweifeln, daß die fränkische, noch jetzt an Salz ergiebige Saale, die bei Gemünd in den Main fließt, zu verstehen sei. Hier wurde das Salz, der deutschen Einfalt gemäß, auf eine sehr kunstlose Art bereitet: Man steckte nämlich einen ungeheuern Holzstoß an und übergoß ihn mit Salzwasser, das dann natürlicherweise, so wie die wässrigen Theile durch die Hitze verdunsteten, etwas Salz zurückließ. Eine so unerwartete Wohlthat der Natur, die zwei entgegengesetzte Elemente zum Nutzen der Menschen vereinte, versetzte das rohe Volk in andächtiges Staunen. Das Unbegreifliche ist ihm ohnehin heilig, und so waren es

den Deutschen auch die Salzquellen. Oerter dieser Art kamen ihnen als natürliche Tempel der Gottheit vor, hier, wo sie am thätigsten wirkte, glaubten sie, daß dieselbe auch vorzüglich gegenwärtig sei und da am liebsten Gebete erhöre. Kein Wunder also, daß Interesse und Aberglaube zusammen vereinigt, den Streit so sehr erhitzten, daß jedes Heer das feindliche seinen Göttern zum Opfer weihte, ein Gelübde, welches Rosse, Menschen und alles Ueberwundene zum Untergange bestimmte. Um so verderblicher war den Katten der Verlust des Treffens!

Die Vermuthungen, welche von einigen Gelehrten über die ersten Besitzer von Frankenhausen aufgestellt worden sind, erheben sich zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit, so daß zu ihrer völligen Bestätigung blos Zeugnisse gleichzeitiger Geschichtschreiber und unverfälschter Urkunden mangeln, die unseres Ortes namentlich gedenken, welche aber aus jenem frühen, an schriftlichen Denkmälern so armen Zeitalter schwerlich aufzufinden sein dürften. Der ehemalige verdienstvolle Syndikus J. F. Müldener, dem die Geschichte seiner Vaterstadt so viele wichtige Aufklärungen verdankt, hat mit der ihm eigenen Sorgfalt alles hieher Gehörige gesammelt. Wir werden also auch jetzt größtentheils seinen Angaben folgen. Zu Anfange des sechsten Jahrhunderts nach Chr. Geb. (528) unterlag das Thüringische, von Hermanfried beherrschte Reich dem Frankenkönige Theodorich (Dietrich) und dessen Bundesgenossen, den Sachsen. Beide Völker theilten sich in das eroberte Land. Die Franken erhielten die Gegend diesseit der Unstrut und die Salzquellen, bauten zum Schutze derselben eine Burg, (das Frankenhaus, die Oberburg) gegen ihre Nachbarn, die Sachsen, deren Veste, die Sachsenburg, von Südost von einem hohen Berge herabschaute, aber nun gleichfalls in Trümmern liegt. Die Oberburg, jetzt gewöhnlich der Hausmannsthurm genannt, in deren Nähe unstreitig auch die ersten Wohnungen angelegt wurden *), ruht, unfern der Salzquelle, nordwärts, auf einer hervorspringenden Bergspitze. Ihr Umfang ist unbeträchtlich. Die an allen Seiten sich abflachende Bergspitze bildet einen natürlichen Graben. Denn der sich höher erhebende Hauptberg umlagert in einem Halbzirkel die Grundfläche des Hausmannsthurmes. Ziemliche Mauern, an denen der Zahn der Zeit genagt, schließen sich, als Fortsetzung der Stadtmauer an ihn an und reihen ihn zu der Stadt. Ein Thürmer wohnt in dem alten Gebäude und verkündigt, indem er den Glockenhammer anzieht, die Stunden des Tages. Zu solchem Gebrauche ist die vormalige Bedeutsamkeit des Frankenhauses herabgesunken, das sich vielleicht der Merowinger und Karolinger, als seiner Beherrscher, rühmen kann. Dieses Schloß hatte in älteren

---

*) Diese Häuser stehen, nach altdeutscher Bauart, ganz einzeln und abgesondert mit ihren Gärten und Feldern (welche aber nun meist davon verkauft worden sind) und zeugen für das hohe Alterthum der alten Stadt.

Zeiten besondere Gerichte, Gerechtsame und Einkünfte. Seine Vertheidigung war nach damaliger Sitte, Burgvoigten und Burgmännern aus adeligen Familien, welche hier oder in der Nachbarschaft ihre Wohnsitze hatten, anvertraut.

Die Traditiones Faldenses, welche die an das Stift Fulda im achten und neunten Jahrhundert gemachten Schenkungen enthalten, erwähnen Frankenhausen (Franchenhusen, Franckenhusen) namentlich und geben also die erste sichere Kunde von dem Dasein desselben.

Fragt man nach dem Gau, zu welchem dieser Ort ehemals gerechnet wurde, so läßt sich aus unbezweifelten Merkmalen darthun, daß es der Nabelgau (Nabelgowe, Nabelgewe) gewesen sei. Dieser fing sich über Wolkramshausen an, ging neben Sondershausen vorbei und erstreckte sich über Badra, Bendeleben, Thaleben, Rottleben, Frankenhausen, Udersleben bis nach Ichstedt hin, welchen letzteren Ort er auch mit in sich schloß, so daß er einen Strich Landes von vier Meilen in die Länge umfaßte.

Im zehnten Jahrhundert (932) war der Graf Meginward, im zwölften der Graf Rudolph, welcher zugleich den Titel eines Markgrafen führte, über denselben gesetzt.

Als der Mannsstamm der Frankenkönige im zehnten Jahrhundert erlosch, erscheinen die sächsischen Kaiser als Gebieter über die Salzquellen und die sie beschützende Veste. Daß Frankenhausen z. B. unter Otto I. Oberherrschaft stand, erhellt aus einer Urkunde vom J. 952, in welcher dieser Regent alle an das Prämonstratenserkloster Pölde auf dem Harze geschehenen Stiftungen bestätigte, deren Aechtheit aber neuerlich in Zweifel gezogen worden ist. Unter diesen frommen Vermächtnissen treffen wir auch eine Hufe Landes und zwei Sölden oder Salzkothen (duas putchas, zwei Bottiche oder die Einkünfte von zwei Antheilen am Salzwerke) zu Frankenhausen an. Das Document, in welchem Kaiser Otto III. am 30. Nov. 998 dem Kloster Memleben die Stadt Wiehe in Thüringen nebst ihrem Zubehör an Dörfern 2c übergab, so wie der päpstliche Bestätigungsbrief des Petersklosters zu Salfeld vom J. 1074 und zwei Kaldenbornische Urkunden von 1120 und 1144 gedenken ebenfalls des dasigen Salzwerks. Als in der Folge die Vasallen mächtiger wurden, der kaiserlichen Gewalt trotzten und daher Lehnsgüter als Erbe an sich brachten, erfuhr auch Frankenhausen das Schicksal, aus dem unmittelbaren Besitze des Reichsoberhauptes in den eines seiner Dienstmannen überzugehen. Einige Geschichtschreiber rechnen zu den Erbgütern Otto's, Grafen von Orlamünde und Markgrafen zu Meißen, welcher 1067 starb, nebst mehreren andern Besitzungen an der Unstrut, die er seinen Töchtern hinterließ, auch Frankenhausen. Vielleicht im 12. Jahrhundert, in welchem man auch die Quellen in Schächte gefaßt und den Stollen am Hausenberge zum Durchgange der Wipper geöffnet haben soll, wurden die Grafen von Rothenburg damit beliehen. Als diese ums Jahr 1210 ausgestorben waren, fiel unsere Stadt durch die Vermählung der Tochter des

letzten Grafen jenes Namens Hedwig, an Friedrich III., Grafen von Beichlingen, welcher 1275 verschied, und in die dasige Klosterkirche bestattet wurde. Doch wußte sich diese Familie nicht länger, als ohngefähr 130 Jahre im Besitze von Frankenhausen zu behaupten. Am 23. März (Dienstags nach Palmarum) 1339 hatte Günther XXI., Graf zu Schwarzburg, welcher in der Folge zum deutschen Kaiser erwählt wurde, mit mehreren Grafen seines Hauses und einem Grafen von Hohenstein für Friedrich und Heinrich, Grafen und Herren von Beichlingen, Vater und Sohn, wegen 2000 Mark für die Grafen von Beichlingen, Herren zu Rothenburg, die Brüder Friedrich, Albrecht, Gerhard, wegen 1000 Mark löthigen Silbers bei der Stadt Erfurt Bürgschaft geleistet. Die Herren von Beichlingen verpfändeten dagegen den Bürgern ihren Theil der Stadt, der Burg und des Salzbrunnens zu Frankenhausen sammt Zubehör, auch das Oberhaus oder Schloß zu Sachsenburg; die Herren von Rothenburg neben ihrem Antheile an Frankenhausen auch das Haus Brücken. Am 29. Dez. (am Freitage nach dem heiligen Christtage) des folgenden Jahres verkauften die Grafen von Beichlingen beider Linien Frankenhausen, Haus und Stadt mit allen Zubehörungen und Gerechtsamen an ihre Vettern, die Grafen Günther XXI. und Heinrich XII. (XV.) zu Schwarzburg, Herren zu Arnstadt. Laut des zu Erfurt ausgefertigten Kaufbriefs war dafür die Summe von 6500 Mark löthigen Silbers Erfurter Gewichts bezahlt. In einer andern Urkunde von dem nämlichen Tage weisen die Verkäufer die Burgleute, die Rathsmeister, den Rath und die Stadtgememe an die genannten Grafen von Schwarzburg, als ihre nunmehrigen Gebieter. Diese Veränderung hatte auch die des bisherigen Stadtwappens zur Folge, in welches nunmehr statt des Hallknechtes, den es vorher darstellte, ein hoher, starker, viereckiger Thurm, in dessen Mitte ein Gatter, unter demselben aber ein offenes Thor mit dem Schwarzburgischen Löwen befindlich ist, aufgenommen wurde.

Kaum hatten die Grafen von Schwarzburg Frankenhausen in Besitz genommen, als sie deswegen mit dem Landgrafen von Thüringen, dessen Mißfallen diese Vergrößerung ihres Gebietes erregte, in heftige Streitigkeiten verwickelt wurden. Der lange genährte Unwille brach endlich 1342 in offene Fehde aus. Außer dem Erzbischof Heinrich von Mainz standen die Grafen Friedrich II. und Hermann VIII. von Orlamünde und Günther XXI. von Schwarzburg an der Spitze des gegen den Landgrafen Friedrich und die Erfurter geschlossenen Bundes. Die mancherlei Unbilden und Beeinträchtigungen welche Günther in Rücksicht auf Frankenhausen und den dasigen Salzbrunnen von den Landgrafen erduldet, scheinen eine der vornehmsten Ursachen gewesen zu sein, warum er sich gegen Friedrich feindlich erklärte. Wenigstens wird in den Sühne- und Entscheidungsvorschlägen, welche der Kaiser Ludwig IV. den streitenden Partheien zu Würzburg 1343 am Sonnabend in der Pfingstwoche machte, den Grafen von Schwarzburg ungehindert Besitz von Frankenhausen, so wie sie es von Beichlingen gekauft hatten, feierlich zugesichert; ein

unverkennbarer Beweis, daß vorher darüber Zwistigkeiten obgewaltet. Die Erzählung einzelner Ereignisse dieses Kriegs, dessen Flamme durch die von dem Kaiser vorgeschlagene Sühne zwar auf einige Zeit gedämpft zu sein schien, die aber bald wieder mit verstärkter Wuth aufloderte, ist unserm gegenwärtigen Zwecke nicht angemessen. Die thüringischen Zeitbücher liefern ein trauriges Gemälde der schrecklichen Verwüstungen, welche er in seinem Gefolge mit sich führte, und deren Spur eine lange Reihe von Jahren nicht auszutilgen vermochte. Nach dem am 26. Julius 1345 im Lager vor Dornburg erfolgten Frieden suchte man die gegenseitigen Verhältnisse zu ordnen und fester als bisher zu bestimmen. Bei einer Zusammenkunft des Landgrafen und Günthers XXI. zu Eisenach am Sonnabend vor Georgii (den 21. April) 1347 wurde die vortheilhaftere Einrichtung des Zolles zu Frankenhausen in Anregung gebracht. In der deswegen getroffenen Verabredung versprach der erstere dafür zu sorgen, daß die Salzkärner künftig ihren Weg nach Weißenfels, Freiburg, Naumburg oder Wanzendorf über die Brücke nach Wiehe nehmen und das Salz, nicht wie bisher, in Halle, sondern in Frankenhausen laden sollten. Von allem Wein und Korne, welches durch des Landgrafen Gebiet und auf der angegebenen Straße nach Frankenhausen gelangte, solle er den dritten Pfennig des Zolles erhalten, die Abgabe der Einfuhr auf anderen Wegen behielt sich Graf Günther ganz allein vor. Den Schutz der Landstraßen wollten beide übernehmen; die Kosten der Wegebesserung und des neuen Brückenbaues über die Unstrut bei dem Dorfe Bretla sollte Graf Günther tragen.

Günther XXI. endigte bekanntlich im J. 1349 sein ruhmvolles Leben. Unter der Regierung seines einzigen Sohnes, Heinrich XVIII. der sich in einer Urkunde von dem eben erwähnten Jahre ausdrücklich Herren zu Arnstadt und Frankenhausen nennt, verkaufte Heinrich Riche dem Kloster Oldisleben im J. 1354 vier Schock jährlicher Einkünfte an 26 Höfen in der Altstadt, und an 4 Salzkothen in der Neustadt Frankenhausen. Den 21. Julius 1356 überließ Graf Heinrich mit Einwilligung seiner Mutter, einer gebornen Gräfin von Hohenstein, und seiner Schwestern, das Oberhaus oder die obere Burg zu Frankenhausen (welche bereits 1354 verpfändet worden war) nebst allem, was dazu gehörte, Dietrichen von Werther, Burgmann auf dem Straußberge, für 1300 Mark löthigen Silbers auf einen Wiederkauf. Heinrich behielt sich jedoch die Burg und den Genuß der Einkünfte derselben bis zu Allerheiligen 1358 vor, machte sich aber verbindlich, während dieser Zeit dem Darleiher jährlich 80 Mark löthigen Silbers und 6 Acker Weinwachs zu seinem Unterhalte zu geben; nach Verlauf dieser zwei Jahre aber sollte derselbe Macht haben, das Schloß zur Wiedererlangung des Hauptgeldes und der Zinsen zu verkaufen, zu versetzen oder für sich zu behalten, und es sollte ihm dann zu einem rechten Lehne gereicht werden. Dergleichen wiederkäufliche Verschreibungen waren damals sehr gewöhnlich. Die Wiedereinlösung der Burg scheint bald darauf erfolgt zu sein, dieß läßt sich unter andern aus dem Umstande folgern, daß

dieselbe wieder 1381 den Edeln Herren von Querfurt auf ähnliche Art überlassen werden konnte.

Heinrich XVIII. entriß 1357 in der Blüthe des Lebens der Tod den Seinigen. Die Landgrafen suchten, weil er keine männlichen Nachkommen hinterließ, sich der Herrschaft Frankenhausen, als eines eröffneten Lehens, zu bemächtigen. Doch das Haus Schwarzburg, gestützt auf die kurz zuvor vom Kaiser Karl IV. bestätigte Erbeinigung und andere Verträge, behauptete standhaft seine wohlbegründeten Rechte auf dieselbe. Endlich verglichen sich beide Partheien im folgenden Jahre (am Tage Mariä Geburt) zu Gotha; den Grafen wurde der ungestörte Besitz von Frankenhausen zugesichert; sie mußten ihn aber mit Abtretung des Schlosses und der Stadt Dornburg, der Häuser Lobdeburg und Windberg sammt der Lehn an Tautenburg erkaufen.

Schon in frühern Zeiten hatte der Herr der Stadt, für den Schutz, welchen er derselben gewährte, eine eigene Sölde, die Voigtei genannt. Graf Heinrich XXXVI. von Schwarzburg verkaufte sie im J. 1511 an den damaligen Zöllner Hartung Schleuser. Daher muß noch jetzt jeder Pfänner für das Salzwirken von einer Sölde einen Gülden Voigtei geben und unter dem Geschoß an den Stadtrath abliefern, der ihn der Herrschaft berechnet.

Die Grafen von Schwarzburg besaßen das Salzwerk gemeinschaftlich, und aus diesem Grunde mußten auch die Zöllner ihnen insgesammt die Pflicht leisten. Allein nach dem Tode des Grafen Wilhelm (1597) fiel die Regierung und die Oberaufsicht über dasselbe der Rudolstädtischen Linie anheim. In der Folge mochten jedoch mancherlei Irrungen, besonders hinsichtlich des Zöllners, entstanden sein. Es wurde daher 1650 zwischen Rudolstadt und Sondershausen ein neuer Vergleich geschlossen, kraft dessen ersteres die Gerichtsbarkeit, wie vorher, ausübt, der Salzamtmann aber von beiden bestätigt und vereidet wird.

Seit jener wichtigen Umgestaltung, welche das Salzwerk ohngefähr im zwölften Jahrhunderte erfuhr, finden wir weiter keiner auffallenden Veränderung gedacht, als daß im Bauernkriege ein reicher Quell sich verstopft und ganz verloren haben soll. Eine noch jetzt gangbare Sage, daß unfern des Soolschachtes ein Schacht verfallen sei, scheint dieselbe zu bestätigen. Doch ist dadurch der Saline, wegen ihrer überschwenglichen Fülle, kein wesentlicher Nachtheil erwachsen.

Aber eine andere Gefahr schien derselben zu drohen, als Kurfürst August von Sachsen die Salzquelle zu Artern mit großem Aufwande fassen und zum Versieden bringen ließ. Die Grafen fanden daher nichts dienlicher, als jene gefürchtete Nebenbuhlerin im J. 1585 für 40,000 Thlr. an sich zu kaufen. Vermöge des von beiden Seiten eingegangenen Vertrags wurde das Salzwerk (jetzt Salzthal genannt) mit einer Mauer umgeben, der Boden, nachdem die Schächte verfallen waren, zu urbarem Lande gemacht und von der Fürstl. Rudolstädtischen Kammer verpachtet, das Pachtgeld aber un-

ter beide Linien vertheilt. Allein im J. 1701, während der durch die Erhebung Schwarzburgs in den Reichsfürstenstand veranlaßten Streitigkeiten, ließ der damalige König von Polen und Kurfürst zu Sachsen die Salzquelle wieder aufräumen. Von Seiten Schwarzburgs wurden dagegen Vorstellungen gethan; nun aber ließ Sachsen außerhalb des Salzthals, bei dem Ausflusse der Soole, einen großen Damm anlegen, man sammelte die Soole und leitete sie in Röhren auf die Kunst und die Gradirhäuser, worauf sie dann gesotten wurde. Dieß geschah unter der Aufsicht des erfinderischen Borlach. Als in den neuesten Zeiten ein großer Theil Sachsens an Preußen abgetreten wurde, leistete Schwarzburg zu Gunsten des letztern 1816 in dem Berliner Vertrage auf die Salzquelle zu Artern Verzicht.

Eine andere Saline, welche im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert die unsrige zu gefährden schien, darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Es ist die zwischen der Numburg und Auleben im J. 1564 von dem Kurfürsten August errichtete. Von Schwarzburg und Stolberg wurden dagegen erhebliche Einwendungen gemacht, worauf das Werk eine Zeit lang liegen blieb, dann aber unter Johann Georg I. ums Jahr 1626 bis 1644 wieder betrieben wurde. Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts ging es völlig ein, weil man dabei, wegen der geringhaltigen Soole, seine Rechnung nicht fand. Noch jetzt sind einzelne Trümmer der Gebäude und die zu Tag aufsprudelnde Quelle zu sehen.

Der dreißigjährige Krieg hatte, wie auf ganz Deutschland, so auch auf unser Salzwerk einen zerstörenden Einfluß. Einst nahmen sich sogar baierische Soldaten die Freiheit, Salz zu machen und es zu verkaufen. Mehrere Söldengebäude fanden in jener Schreckenszeit ihren Untergang. Daher nannte man die wieder aufgebauten gangbaren Sölden Feuerstätten, zum Unterschiede von den wüsten Stätten.

Uebrigens gedenkt die Salinengeschichte noch einiger neu entstandenen Salzquellen, z. B. daß im J. 1608 unweit eines Gartens auf der Landstraße daselbst eine Quelle zu Tage gekommen, die sich aber in kurzem wieder verloren habe; ferner, daß 1716 unter einer Sölde eine warme 14löthige Quelle hervorgebrochen sei. Sie wurde, um dem Hauptwerke nicht zu schaden, wieder verstopft.

Die neueste Geschichte der Saline, welche die Aufgabe löset, wie sie das geworden, was sie jetzt in hoher Vollendung rücksichtlich der Kunst ist, haben wir bereits oben eingewebt.

Ehe wir die Beschreibung der übrigen Denkwürdigkeiten der Stadt beginnen, können wir nicht unterlassen, den Freund malerischer Aussichten auf einen Ort aufmerksam zu machen, der unter dem Namen Pfännerschaftshöhe bekannt ist. Es ist dieß ein kleines Berghaus, das wenige Schritte von dem Berggradirwerke ostwärts, von besaamter Höhe der von Westen nach Osten streichenden nördlichen Gebirgskette, freundlich herabschaut. Seine Vorderseite blickt nach Süden. Es gewährt eine der lachendsten Aussichten ins Thal. Unter ihm, etwas zur Linken, erhebt sich ernst und still

die Ober- und Bergkirche. Die sie umgebenden grünen Rasenhügel und aufgerichteten Leichensteine mahnen daran, daß Viele hier ausruhen von den Mühen des beschränkten Erdenlebens. Zur Rechten trifft zuerst das Auge auf die hohen Gradirhäuser, deren hin und her sich bewegende Getriebe den sinnigen Beschauer wiederum an das thätige Menschenleben erinnern; der von den Sölden aufdampfende Rauch steigt vor uns in die Lüfte, und verdunkelt bisweilen die freie Aussicht. Etwas südlicher — und der Blick ruht auf den hohen und niedern Häusern der weit verbreiteten Stadt, die fast von allen Seiten mit anmuthigen Gärten umringt ist. Am südlichen Ende reihet sich ihr die Altstadt an, deren Häuser hin und wieder durch das dunkle Grün der Bäume freundlich hervortreten. Unter und über der Stadt breitet sich das weite Thal aus, in dem grüne Wiesen durch fruchtbare Aecker sich hindurchziehen; nah und fern gewahrt man Dörfer, die, friedlich und still in der Aue gelagert, in dem reizenden Gemälde den Hintergrund schmücken. Den Blick nach Süden hemmt die lange, größtentheils bewaldete Gebirgskette, zwischen welcher südöstlich die Unstrut sich ihren Lauf in das Thal bahnt, und dann thalabwärts ihre reißenden Fluthen führt, welche aus dunkelnder Ferne heraufblinken. Schaut man von der Pfännerschaftshöhe in gerader Linie nach Westen, so erhebt sich, wenige Schritte vor uns, der Hausmannsthurm, dessen alterthümliches Ansehen an die Tage der heldenmüthigen Vorzeit erinnert, wo das Frankenhaus der schief gegenüber liegenden Nachbarfeste Sachsenburg Ehrfurcht gebot.

Die Ober-, Berg- oder U. L. Frauenkirche ist das letzte bemerkenswerthe, innerhalb der Oberstadt, am nordöstlichen Ende derselben, liegende Gebäude. Sie wurde 1382 erbaut, und gehörte vornehmlich der Brüderschaft des Leichnams Christi an, welche hier ihre Wohnungen hatten, die bisweilen in Urkunden das Kloster unserer lieben Frauen auf dem Berge genannt werden. Diese Kirche besaß vortreffliche Ornate und merkwürdige Reliquien, die aber sämmtlich bei der Pappenheimischen, drei Tage und zwei Nächte dauernden Plünderung (im October 1632) verloren gingen. Im J. 1727 den 14. Septbr. wurde sie, nach erfolgter Hauptreparatur, wieder eingeweiht. Der erste Pastor seit dieser Wiederherstellung war Christoph Anton Hankel, dem 1732 J. Heinr. Oberländer und diesem 1737 M. D G. Müller folgte. Jetzt verrichten die Lehrer an der Schule wechselsweise den Gottesdienst. Im J. 1759 den 29. Mai wurde der Thurm dieser Kirche ein Raub der Flammen, als in einer Sölde Feuer ausgekommen war, welches 34 Wohnungen an der Frauenstraße verzehrte. Man baute ihn in den folgenden Jahren wieder auf, und versah ihn 1763 mit drei neuen Glocken.

Der diese Kirche von drei Seiten umgebende Gottesacker hatte in älteren Zeiten kein allgemeines Begräbnißrecht, sondern scheint lediglich für die Brüderschaft des heil. Leichnams Christi bestimmt gewesen zu sein. Selbst nach der Reformation begrub man die Todten auf den Gottesacker der St. Jakobskirche auf dem Untermarkte.

Diese Kirche, von deren vormaligem Standorte man jetzt nicht die geringste Spur bemerkt, wurde jedoch 1544 abgebrochen, und seitdem ward der Gottesacker bei der Klosterkirche zum gemeinsamen Begräbnißplatze bestimmt. Dieß dauerte bis in das Jahr 1598 fort. Jetzt hatte man aber hier wegen der großen, durch die Pest verursachten Sterblichkeit *) nicht mehr Raum genug, und sah sich daher genöthigt, einen neuen Gottesacker vor dem Nordhäuser Thore anzuweisen, welcher bis auf den heutigen Tag als der allgemeine zu betrachten ist.

Die Ober- oder Neustadt ist ohne Zweifel (wie auch die zweite Benennung, die schon in Urkunden des Mittelalters vorkommt, zu erkennen gibt) später, als die alte Stadt, vielleicht von Bewohnern der letztern, angelegt worden. Dieser Theil der Stadt war schon in den frühesten Zeiten mit einer Mauer umgeben und erstreckte sich ohngefähr bis an das Seigerthor in der Kräme. Einzelne, noch hier und da sichtbare Mauertrümmer deuten auf den ehemaligen geringen Umfang Frankenhausens hin. Gegen das zwölfte Jahrhundert wurde die jetzige Unterstadt an die Neustadt angebaut und auf solche Art der Raum zwischen dieser und der Altstadt ausgefüllt. Nunmehr gedenken die Urkunden der Eintheilung in die rechte, alte und neue Stadt, da früher Alles, was außer den Mauern der Oberstadt lag, „auf dem Graben" genannt wird.

Jetzt wollen wir die Merkwürdigkeiten der Unterstadt nach der Reihe betrachten.

An der mittägigen Seite derselben erhebt sich das in einfach-edlem Style erbaute Fürstliche Schloß. Seine Vorderseite ist nach Abend gerichtet. Ein mit lebhaftem Grün geschmückter Rasenplatz den Linden- und Kastanienbäume theilweis beschatten, breitet sich vor demselben aus. Gegen Morgen und Mitternacht stößt der geräumige Gemüs- und Baumgarten an das Schloß. **) Ehemals stand an dieser Stelle die Unterburg, welche der Unterstadt zum Schutze und den Grafen von Beichlingen und Schwarzburg lange

*) Frankenhausen war sonst ein sehr ungesunder Ort, mit ungepflasterten Straßen voller Koth und Sümpfe. Es wurde daher oft, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert (z. B. 1597, 1610, 1611, 1626, 1636 und 1639) von ansteckenden Krankheiten heimgesucht, welche man mit dem allgemeinen Namen der Pest zu bezeichnen pflegte. In dem letzten Jahre befand sich die Stadt durch den noch immer mit erneuerter Wuth fortdauernden Krieg in einem höchst traurigen Zustande. Die meisten Häuser waren vom Feuer verzehrt, viele Kranke endigten ihr Leben auf der Gasse und in wüsten Kellern, es konnten nicht einmal Alle begraben werden. Ueberhaupt betrug die Zahl der seit 1597 bis 1642 an der Pest Verstorbenen 5291.

**) Nach einer handschriftlichen Nachricht befanden sich noch zu Anfange des vorigen Jahrhunderts hinter dem Schloßgarten viele erhöhte Haufen, wie Salpeterhügel, worin die in der Schlacht von 1525 gebliebenen und auf dem Anger hingerichteten Bauern begraben worden waren. Nach der Zeit hatte man diese Hügel geebnet.

Zeit zum Wohnsitze diente. Zwar läßt sich, wegen des für den Geschichtforscher oft so drückenden Mangels an beglaubigten Nachrichten, das Jahr ihrer Erbauung, wie bei den meisten dieser ehrwürdigen Denkmale einer thatenvollen Vorzeit, nicht mit Sicherheit bestimmen ihr Dasein wird jedoch im Anfange des 14. Jahrhunderts durch urkundliche Zeugnisse außer Zweifel gesetzt. Bereits 1339 wurde sie nebst der Oberburg den Grafen von Schwarzburg verpfändet, und ging 1340 zugleich mit der Stadt, als völliges Eigenthum, an dieselben über. Sie hatte ebenfalls, bis zu Anfange des 16. Jahrhunderts, ihre besonderen Burgvoigte und Burgmänner. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts lebte Graf Günther XXV. bald zu Arnstadt und Blankenburg, bald zu Frankenhausen. Seinem Beispiele folgten, in Ansehung des letzteren Ortes, mehrere Herren aus diesem erlauchten Geschlechte. Im 16. Jahrhundert erfuhr die Burg eine wichtige Veränderung. Heinrich der Jüngere (XXXIX.) faßte 1533 den Entschluß, ihr ein freundlicheres Ansehen zu geben. Unter der Leitung des wegen seiner Erfahrenheit im Bauwesen berühmten, damaligen Amtsschössers, Nikol Clausen, wurde das neue Schloß aufgeführt und mit einer Kapelle versehen. Seit dem Jahre 1570 hielt Graf Wilhelm, dem in der Erbvertheilung mit seinen Brüdern Frankenhausen zugefallen war, hier seine Hofstatt. Dieser treffliche Regent, der nebst seinen beiden Gemahlinnen (Elisabeth, einer gebornen Gräfin von Schlick, und Klara, gebornen Herzogin von Braunschweig-Lüneburg) sich um die Verbesserung des Gemeinwesens, vornehmlich der Kirchen und Schulen, die ausgezeichnetsten Verdienste erwarb, ließ 1578 und 1589 unser Schloß durch Anbau beträchtlich erweitern. Er starb im J. 1597 auf dem Straußberge, wohin er wegen der damals in Frankenhausen und der umliegenden Gegend herrschenden Pest seine Zuflucht hatte nehmen müssen. Seine Lande fielen nun an seinen Bruder Albert, den Stifter der Rudolstädtischen Linie, und Frankenhausen hörte seitdem auf, der beständige Wohnsitz eines Gliedes der gräflichen Familie zu sein. Doch wählten nach Alberts Ableben dessen Söhne, Ludwig Günther, und als dieser 1624 nach Stadtilm zog, Albert Günther, das dasige Schloß zum Aufenthalte.

Ein hartes Schicksal traf dasselbe nebst einem großen Theil der Stadt, als den 17. Septbr. 1689, zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags, in einem benachbarten Heustalle Feuer auskam. Ein stürmischer Ostwind wälzte die Flamme von Straße zu Straße, und keine menschliche Hülfe vermochte, ihrer zerstörenden Gewalt Schranken zu setzen. Das Schloß sank in Asche, nur als einzelne Trümmer ragte noch aus dem Schutt die Kapelle hervor. Der Wuth des Feuers entging glücklicherweise auch die Schule, während die nahe liegende, zu Ende des 16. Jahrhunderts prachtvoll erbaute Unterkirche, nebst einem großen Theile der Klostergasse von demselben verzehrt wurde. Doch bald darauf legte man wieder Hand an die Wiederherstellung des Schlosses, das gerade hundert Jahre hernach nämlich im Monat Septbr. 1789, wegen Baufälligkeit, seine nun-

mehrige Gestalt und Vollendung erhielt. Unter der Aufsicht des Bauinspectors Löser wurden damals an und über dem Eingange verschiedene Verzierungen angebracht und die Freitreppe vor dem Schlosse neu aufgeführt. Eine große Gefahr, welche 1797 dem Schlosse den Untergang zu drohen schien, ging ohne bedeutenden Nachtheil glücklich vorüber. Bei einem heftigen Gewitter am 18. Jul. schlug der Blitz in die Schloßkirche und fuhr durch Decken und Wände, einem Drathschellenzuge nachgehend, in das unter derselben befindliche Archiv, fand aber durch ein in den Schloßgarten gehendes Fenster wieder einen Ausweg. Die angezündeten Vorhänge und andere in Brand gerathene Dinge wurden von den Herbeieilenden schnell gelöscht und dadurch das ganze Gebäude gerettet. Um das Schloß in Zukunft vor ähnlichem Unglücke zu sichern, errichtete man im folgenden Jahre auf demselben einen Blitzableiter.

Noch ist zu bemerken, daß in dem Schlosse die Sitzungen der Fürstlichen Landeshauptmannschaft, der Kammer und des Amtes gehalten werden.

Ein anderes, der Beachtung werthes Gebäude in der Unterstadt ist das Rathhaus auf dem Marktplatze. Das ehemalige Rathhaus, welches in der für die Stadt so verhängnißvollen Nacht vom 15—16 Februar 1833 *) nebst mehr als 170 Häusern abbrannte, wurde im funfzehnten Jahrhundert erbaut, wie die über dem Eingange mit Mönchsbuchstaben eingehauene Inschrift:

A DNI. MCCCCXLIIII. HEC DOMUS
EST EDIFICATA.

bezeugte. Beim Aufgraben des Füllmundes zu dem neuen Thurme hinter der sonstigen rothen Thür kam man den 11. Aug. 1834 auf ein vorher unbekanntes steinernes Gewölbe, in welchem eine ziemliche Anzahl kleiner zu Ende des 15. und in dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts geprägte Silbermünzen gefunden wurde. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieselben seit den Unruhen des Bauernkriegs hier verborgen gelegen haben. **)

Des Rathhauses gedenkt bereits 1399 eine Urkunde. Der geräumige Saal in demselben diente in ältern Zeiten zu vielen merkwürdigen Versammlungen. Wenn aber die Stadt ihr Rathskollegium er-

*) Schon einige Jahre früher den 31. Oct. 1823, den 22. Oct. und 2. Nov. 1825, den 5. Mai 1826 und den 29. März 1827 war Frankenhausen von verheerenden Feuersbrünsten heimgesucht worden, so wie in älteren Zeiten in den Jahren 1546, 1554, 1632, 1689, 1692, 1707, 1759 und 1768. daselbst mehr oder minder bedeutende Brände statt fanden.

**) Daß Frankenhausen das Recht zu münzen besaß, beweisen mehrere Urkunden. So werden z. B. im J. 1268 solidi Vrankinhusensis monetae und 1304 solidi Frankenhusensium denariorum erwähnt.

halten habe, läßt sich aus Mangel an Nachrichten nicht mit Gewißheit bestimmen; doch ist es wahrscheinlich, daß dieses nicht vor dem dreizehnten Jahrhundert geschehen sei. Bis zun zehnten Jahrhundert wurden in Thüringen alle Streitigkeiten nach fränkischen Gesetzen entschieden, welche auch zum Theil in die später schriftlich abgefaßten Statuten der Städte dieses Landes übergingen. Grafen, Voigte und Schöppen handhabten die Gerechtigkeit. Nach dem Beispiele anderer Städte bekam auch Frankenhausen im dreizehnten Jahrhundert, unter der Regierung der Grafen von Beichlingen, ein geschriebenes Stadtrecht, welches aber verloren gegangen ist.*)

Die geistliche Gerichtsbarkeit übte der Erzbischof von Mainz aus. Dieser ernannte wieder besondere Archidiaconen, welche in seinem Namen die Rechtshändel schlichten mußten. Frankenhausen stand in dieser Hinsicht unter dem Propst des Stiftes Jechaburg, der zugleich das Amt eines Mainzischen Archidiakonus verwaltete. Von dem leztern hing auch der in Frankenhausen wohnende Archipresbyter ab, welchem es oblag, über alle geistlichen Angelegenheiten nach Jechaburg Bericht zu erstatten. Für weltliche und bürgerliche Händel war das Schwarzburgische Landgericht zu Winkeln der oberste Gerichtshof. Es bestand aus zwölf Schöppen und einem adelichen Landrichter, und wird gewöhnlich der Schwarzburgische Ding- oder Schöppenstuhl genannt. Graf Heinrich XXIX. verbesserte und vermehrte im J. 1418 die Landgerichtsordnung. — Die erste Nachricht von einer geschriebenen Gesetzsammlung unserer Sadt gibt Jovius in seiner Schwarzburgischen Chronik, wenn er erzählt, daß im J. 1454 Heinrich XXXI. derselben ihre Satuten erneuert und bestätigt habe. Diese galten bis zum J. 1534, in welchem Heinrich der jüngere (XXXVI.) einem neuen, von dem Rathe und der Bürgerschaft entworfenen Stadtrechte seine landesherrliche Bewilligung ertheilte. Das erste Buch dieser Statuten enthält 20 Artikel, welche die Vorrechte des Rathes, die Rathspersonen, ihre Wahl und Bestätigung, die Besetzung öffentlicher Aemter rc. betreffen. Das zweite Buch begreift 11 Artikel in sich und handelt von Verlöbnissen, Kontrakten, von der Erbfolge und Theilbietung. Das dritte Buch, welches in mehrere Abschnitte zerfällt, hat Polizeisachen zum Gegenstande; das vierte endlich beschäftigt sich mit peinlichen Verbrechen und ihrer Bestrafung. Auch in dieser Sammlung finden sich unverkennbare Spuren von alten fränkischen Gesetzen und Rechtsgewohnheiten, wie Müldener mit der ihm eigenen Gründlichkeit zu erweisen gesucht hat.

---

*) Bisweilen pflegte man bei wichtigen und zweifelhaften Fällen das Gutachten benachbarter Stadträthe, wie das zu Nordhausen, einzuholen. In den Weisthümern für den Rath der Stadt Nordhausen und von demselben aus dem 14. und 15. Jahrhundert, mitgetheilt von Dr. E. G. Förstemann — (in den neuen Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen rc. 1. B. 3. H. Halle 1834. 8. S. 58 — 74.) kommen Entscheidungen jenes Stadtraths auf Rechtsfragen des Frankenhäusischen vor.

Bald aber fühlte man, wegen der Kürze, Unvollständigkeit und Dunkelheit mancher in denselben vorkommenden Bestimmungen, das Bedürfniß eines neuen Stadtrechtes, welches von dem Stadtrathe abgefaßt, von dem damaligen Kanzler Apollo Wygandt, (welcher sich auch als Urheber und Ordner der Statuten anderer Schwarzburgischen Städte große Verdienste erwarb) auf landesherrlichen Befehl durchgesehen, 1558 von den Grafen Günther und Hans Günther bestätigt und zwei Jahre hernach der Bürgerschaft auf dem Rathhause öffentlich bekannt gemacht wurde.

Diese in vier Bücher eingetheilten Statuten gelten noch bis jetzt. Auch in ihnen haben sich, wie in den vorhin gedachten, Spuren vieler alter deutschen Rechtsgewohnheiten erhalten, und da die meisten unterherrschaftlichen Stadtgesetze von dem Kanzler Wygandt abgefaßt worden sind, so stimmen sie mit denselben oft wörtlich überein.

Die obersten Rathspersonen der frühesten Zeit, anfangs Ratismeister, seit dem 17. Jahrhundert Burgemeister, und in lateinischen Urkunden Magistri oppidi, Proconsules und Consules genannt, waren meist Adelige oder Patricier, die aber, nach dem Herkommen, erst eine niedere Stelle bekleidet haben und Kämmerer oder Rathmänner gewesen sein mußten. In dem unseligen Bauernkriege (1525) verließen die Adeligen größtentheils die Stadt und kehrten auch, wegen der in der Folge noch fortdauernden Unruhen, nicht in dieselbe zurück. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts bedienten sich manche dieser Patricier zu Bezeichnung ihrer Abkunft nicht mehr des Wortes „von" eine Gewohnheit, durch welche oft alte, berühmte Familien dem scharfsichtigsten Blicke des Geschlechtskundigen sich entziehen. Die letzten Adeligen, welche im Rathe saßen, waren die Herren von Stockhausen. In einer alten Rathsmatrikel werden im J. 1413 Nicolaus Bendeleben, und Lucas Threne, 1429 Kaspar von Brückenfeld und Simon Mannich als Bürgermeister aufgeführt.

Einen großen Verlust an urkundlichen Nachrichten erlitt das Rathhaus im Bauernkriege. Der durch Münzer und seine Genossen aufgereizte Haufe durchbrach alle Schranken bürgerlicher Ordnung, er besetzte das Schloß, erstürmte das Rathhaus, zerriß alle Schriften, die ihm in die Hände fielen, und zerschlug das Raths- und Stadtsiegel, anderer greuelvollen Auftritte jetzt nicht zu gedenken.

Von dem Rathhause selbst ist noch nachzuholen, daß man zu Anfange des 18. Jahrhunderts mit demselben eine wichtige Ausbesserung vornahm.

Unter den Kirchen in Frankenhausen (es zählt deren, mit Ausnahme der Schloßcapelle, fünf) behauptet die Unterkirche den ersten Rang. Sie befindet sich am südwestlichen Ende der Stadt. Alte Klostermauern, die sich von drei Seiten in einiger Entfernung um dieses Gotteshaus herumziehen, mahnen an die Vorzeit, wo Cisterzienserinnen hier in frommer Andacht wandelten. In Rücksicht ihres innern Baues kann diese Kirche mit den meisten in Thüringen wetteifern. Freundlich und hell, in größter Einfachheit, von keinem vor-

springenden Pfeiler getragen, wölbt sich das Schiff derselben in einem weiten, ehrfurchterweckenden Raume. — Die großen Musikaufführungen in den Jahren 1810, 1811 und 1815, wozu man dieses Gebäude vor vielen andern geeignet fand, vereinigten hier eine bedeutende Zahl der besten Tonkünstler und eine große Menge Kunstfreunde aus der Nähe und Ferne.*) Diese Kirche wurde unter der thätigsten Mitwirkung des Grafen Albert Anton, innerhalb 12 Jahren erbaut und den 10. October 1703, in Gegenwart vieler angesehenen Personen „zur Ehre Gottes" feierlich eingeweiht.

Der vorige auf den Trümmern der alten Klosterkirche errichtete Tempel war den 17. Septbr. 1689 ein Raub der Flammen geworden. Graf Wilhelm und dessen zweite Gemahlin Klara, hatten sich um seine Wiederherstellung große Verdienste erworben. Allein es waltete über diesem Gotteshause ein trauriges Geschick. Denn bei der Einweihung desselben flossen Thränen des gerechten Schmerzes über den frühern Verlust des ebenerwähnten Grafen, welcher 1598 hier seine Ruhestätte fand. Das prächtige Grabmal, welches ihm nebst seinen beiden Gemahlinnen (die letztern, Klara starb erst 1658, in dem hohen Alter von 87 Jahren) auf einer Marmorplatte darstellte, wurde in jenem furchtbaren Brande vernichtet. Die damalige Kirchenbibliothek, welche durch die aus Böhmen hierhergebrachte Büchersammlung der Gräfin Elisabeth mit vielen seltenen Werken ausgestattet worden war, ging dabei ebenfalls verloren.

Als man 1692 den Schutt der eingeäscherten Kirche aufräumte, fand sich unter dem Taufsteine das in Lebensgröße ausgehauene Bildniß des Grafen Friedrich III. von Beichlingen. Folgende Inschrift umgab dasselbe auf vier Seiten:

ANNO DOMNI. M. CC.
LXXV. XI. KL. AVG9TI. Ø. FRIDEI-
C9 CO
MES DE BEICHEL
INGEN HVI9 NOMINIS TERCIVS

Es ist zu bedauern, daß dieser merkwürdige Grabstein, aller Nachforschungen ungeachtet, nicht wieder hat aufgefunden werden können.

Wir gedenken auch endlich noch der Schule, als des einzigen Gebäudes, das sich aus den katholischen Zeiten, obgleich nicht ganz in der nämlichen Gestalt, bis jetzt erhalten hat. Es diente ehemals

---

*) Nachrichten von diesem und andern durch den jetzigen Musikdirector Bischoff in Hildesheim veranstalteten Musikfesten s. in dem Brockhausischen Conversationslexicon — unter dem Artikel Bischoff und in der Abendzeitung 1829 5. St. S. 20. 6. St. S. 24.

den Klosterjungfrauen zum Refectorium. Als diese aber ihre Zellen zu verlassen genöthigt wurden, so widmete der Stadtrath dasselbe, nebst andern daran stoßenden Gemächern, zu einer Schule, deren eigentliche Gründung, nach Aussage einer Inschrift bei dem Eingange zur rechten Hand, in das Jahr 1552 fällt. Vor der Lutherischen Kirchenverbesserung ertheilte man der Jugend in der alten Probstei Unterricht. Graf Wilhelm zeigte 1595 seine Fürsorge für diese Lehranstalt durch Bekanntmachung neuer Gesetze. In dem eben genannten Jahre wurde erst die fünfte Klasse eröffnet, wozu noch 1652 eine sechste und 1687 eine siebente kam. Die letztere hob man jedoch bald wieder auf. Das Andenken an die zweckmäßige Einrichtung, welche das Schulgebäude 1743 erhielt, bewahrt eine ebenfalls bei dem Eingange, zur Linken, angebrachte Inschrift. Den Grund zu einer Schulbibliothek legte der verdiente Rector Manniske im J. 1758. Sie wuchs durch die Freigebigkeit einiger thätigen Beförderer des Guten schnell zu mehrern hundert Bänden an. Von 1558 bis auf unsere Zeit haben der Schule 29 Rectoren vorgestanden, da hingegen in dem ersten Jahrhundert ihres Daseins bereits 29 Conrectoren an derselben gezählt werden. Jene hießen früher auch Ludimagistri, diese Supremi. Die Lehrer der dritten Classe waren anfangs zugleich Kantoren.

Die Grafen von Beichlingen stifteten nicht lange hernach, als sie zum Besitze Frankenhausens gelangt waren, daselbst ein Jungfrauenkloster. Ueber das Jahr, in welchem dasselbe angelegt wurde, herrschte bisher Ungewißheit, zumal da das sich darauf beziehende Document, ohngeachtet der sorgfältigsten Nachforschungen, nicht hat gefunden werden können. Zwar behauptet der bekannte Geschichtschreiber J. F. Müldener, welcher die Schicksale dieser geistlichen Anstalt in einer besondern Schrift erzählt, daß sie ihren Ursprung dem Burggrafen zu Naumburg Gotebold (Gotebaldus, Gottwald) verdanke, und um das J. 1190 gegründet worden sei. Er beruft sich dabei auf das Zeugniß der Schwarzb. Chronik des Paul Götze oder Jovius. Gotebolds wird häufig in Urkunden der damaligen Zeit gedacht. Er bediente sich von der von Ludwig dem Salier erbauten Naumburg (Neuenburg) bei Freiburg an der Unstrut, des Titels eines Burggrafen. Vielleicht gehörte er also zu den Grafen von Osterfeld, und war, gleich diesen, aus Mansfeldischem Geschlechte entsprossen. Seine Gemahlin Bertradis erklärte man vorzüglich deswegen für eine geborne Gräfin von Beichlingen, weil später lebende Grafen dieses Stammes sich Stifter und Schutzherren des Klosters zu Frankenhausen zu nennen pflegten. Es mangeln aber genügendere Beweise dieses Vorgebens.

Ueberhaupt glauben wir uns nicht zu irren, wenn wir, dem oft erwähnten Gotebold die Anlegung dieses Klosters abzusprechen, uns berechtigt halten. Denn es erscheint, so viel wir aus den auf uns gekommenen schriftlichen Denkmalen wissen, nie unter dem Namen der Kapelle. Diese war vielmehr ein anderes zwischen Sega und Günserode, bei dem jetzt verödeten Schlosse Arnsburg liegendes

Kloster, von dessen Dasein in so frühen Zeiten Jovius vielleicht keine Ahnung hatte, und das er mit dem zu Frankenhausen aus Uebereilung verwechselte.

Der Chronist Engelhusius, der zu Anfange des 15. Jahrhunderts lebte, setzt die Erbauung des Klosters zu Frankenhausen in die nämliche Zeit, als Kaiser Friedrich II. das Nonnenkloster zu Nordhausen in ein weltliches Mannsstift verwandelte. Dieß geschah nach dem urkundlichen Zeugnisse im J. 1220. Doch scheint mit dieser Behauptung des Chronisten eine Urkunde vom J. 1219, deren Inhalt wir sogleich näher erörtern wollen, nicht in vollen Einklang gebracht werden zu können. Sie enthält einen Vertrag, welcher zwischen den Mönchen zu Veßera im Hennebergischen, und den Klosterjungfrauen zu Frankenhausen über ein Gut zu Etzleben, dessen Besitz die ersteren in Anspruch nahmen, unter Vermittelung des gewesenen Bischofs zu Halberstadt Konrad, und des Probstes Wigmann zu Magdeburg, geschlossen wurde. Friedrich und Hermann von Beichlingen, welche in dem Documente als bereits verstorben angeführt werden, hatten das erstere Kloster unter der Bedingung, jährlich ihr Gedächtniß zu feiern, mit dem genannten Gute beschenkt. Der Umstand, daß sie sich gegen ein Kloster außerhalb ihres Landes wohlthätig erwiesen, wird durch die Ehe des Grafen Friedrich mit Elisabeth, einer Tochter Peppo's VI. von Henneberg, erklärbar. Die Mönche zu Veßera zeigten sich sogleich bereitwillig, diese Besitzung für 100 Mark, welche zum Ankaufe näher liegender Grundstücke verwendet werden sollten, wieder an das neu errichtete Kloster zu Frankenhausen abzutreten.

Die aus diesem Documente geschöpfte Vermuthung, daß dieses letztere einige Jahre früher, als 1220 entstanden sei, wird zu völliger Gewißheit durch eine Stelle des noch ungedruckten Reinhardsbrunner Zeitbuchs, welches man als Quelle der meisten übrigen thüringischen Chroniken anzusehen pflegt. Darin heißt es: „Anno domini MCCXV Moniales venerunt in Schypelitz. Eodem anno initiatum est Monasterium sanctimonialium in Frankenhusen a Frederico comite de Bychelingen.“ Mit Weglassung des Stifters wiederholt dieselben Worte der Auctor hist. de Landgrav. Thuring. in Eccard hist. geneal. Duc. Princip. Sax. sup. p. 406. Anno 1213 initiatum est Monasterium in Frankenhusen. — Die Jahreszahl 1215 scheint entweder durch einen Druckfehler, oder die Sorglosigkeit des Verf. in 1213 verändert worden zu sein.

Zu Bewohnerinnen unseres Klosters hatte man Nonnen aus dem Cistercienser-Orden gewählt, welche erst damals in dieser Gegend bekannt zu werden anfingen. Sie lebten nach einer sehr strengen Regel, und der Ruf ihrer Frömmigkeit, der sich bald unter dem Volke verbreitete, erwarb ihnen eine Menge von Vermächtnissen.

Das Kloster zu Frankenhausen kann als die Mutter anderer Cistercienserklöster in Thüringen betrachtet werden. So wurden in das 1267 von den Grafen zu Schwarzburg in Saalfeld gestiftete

Frauenkloster, Nonnen aus dem unserigen berufen. Und als verschiedene Rücksichten im J. 1275 die Verlegung desselben nach Stadtilm nothwendig machten, so setzte der Erzbischof Werner von Mainz ausdrücklich fest, daß sich das letztere nach der zu Frankenhausen geltenden Ordensregel in allen Fällen richten solle.

Durch das Beispiel des Jovius verleitet, glaubt Müldener, daß dieses Kloster dem heiligen Georg gewidmet gewesen sei. Allein es erkannte vielmehr, nach dem einstimmigen Zeugnisse der Urkunden, die Jungfrau Maria als Beschützerin an; das Kloster zu Kelbra hingegen hatte den eben gedachten Heiligen zum Patron. Vielleicht verwechselte also der erstere Geschichtschreiber durch einen Gedächtnißfehler diese Klöster mit einander.

Schutz- und Schirmvögte (Advocati) des Klosters waren seine Stifter, die Grafen von Beichlingen, und seit dem Verkaufe der Stadt im Jahr 1340, die Grafen zu Schwarzburg. Günther XXI. welcher später zum Oberhaupte des deutschen Reichs erwählt wurde, war der erste aus diesem Hause, den wir in einem solchen Verhältnisse zu demselben antreffen. Vermöge dieser Gerechtigkeit genossen die Grafen gewisse Einkünfte, auch durfte ohne ihre Bewilligung weder das Mindeste von den Klostergütern verkauft oder verpfändet, noch die einmal festgesetzte Zahl der Nonnen von der Aebtissin eigenmächtig vermehrt werden; eine Vorschrift, die um so nöthiger schien, weil man im 15. Jahrhundert viele Besitzungen veräußert, und mehr Mitglieder in dieser Anstalt aufgenommen hatte, als das Vermögen derselben erlaubte.

Frankenhausen gehörte nebst seinem Kloster, wie fast ganz Thüringen, zu der Diöces des Erzbischofs von Mainz, zu welcher es auch in alten Dokumenten ausdrücklich gerechnet wird.

Das Kloster führte ein dreifaches Siegel, mit welchem es seine Urkunden bestätigte, das des Probstes, der Aebtissin und des Convents.

Das erste kommt fast in allen Stücken mit dem Siegel des Probstes zu Kelbra überein. Es war länglichrund, doch etwas größer, als das Kelbraische, stellte ebenfalls einen Probst in knieender und betender Stellung, über demselben aber die Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde vor, und hatte die Umschrift:

Sigil. Prepositi in Franckenhusen.

Das Siegel der Aebtissin gleicht jenem in Hinsicht auf die Form doch war es etwas kleiner, als das Probst- und Konventssiegel. Auf demselben befindet sich ein gekröntes Marienbild mit dem Jesuskinde in den Armen. Die Umschrift lautet:

S. Abbatisse in Franckenhusen.

Das Siegel des Konvents war in älteren Zeiten oval, in neueren aber rund. Müldener erklärt die Figur, welche auf demselben,

das Jesuskind tragend und bald stehend, bald sitzend abgebildet ist, für eine Cisterciensernonne im völligen Ordensgewande. Aber sollte man sie nicht mit größerem Rechte, und nach dem Beispiel der andern Siegel, ebenfalls für die Jungfrau Maria ansehen können? Folgende Umschrift umgibt den Rand desselben:

Sigil. Monialium Eccliae (Ecclesiae) in Frankenhusen.

Das Konvents-Siegel war das vornehmste unter allen. Es wurde daher in unserem Kloster in einem mit vier Schlössern versehenen Kasten aufbewahrt, wozu die Aebtissin, die Priorin, die Kellnerin und eine der älteren Nonnen, welche die Aebtissin hierzu ausersah, verschiedene Schlüssel hatten. — Eine Sitte, die auch in andern Klöstern z. B. in Pforta, herrschend war, und sich nicht blos aus dem Umstande herzuschreiben scheint, daß man im 15. Jahrhundert bei widerrechtlicher Veräußerung der Klostergüter das Konvents-Siegel oft mißbraucht hatte. Die nach Einführung der Lutherischen Kirchenverbesserung in dem Kloster zurückgebliebenen Nonnen fuhren fort, sich des Konvents-Siegels zu bedienen, bis sie endlich allmählig abstarben.

Man findet bei allen Jungfrauenklöstern einen Probst, der in den Urkunden, die er durch sein Siegel bestätigte, stets den Rang vor der Aebtissin erhält. Ihm war vornehmlich die Aufsicht über die Klostergüter anvertraut. Ferner lag ihm ob, zu wachen, daß die Nonnen den Gottesdienst regelmäßig besorgten, daß sie an Nahrung und Kleidung keinen Mangel litten, und, endlich, daß die äußere Pforte des Klosters immer gehörig verschlossen wurde. Hieraus erhellt, daß der Probst dicht an dem Kloster gewohnt habe; dennoch durfte er nur bei dringenden Fällen darin erscheinen. Sowohl der Probst, als die Aebtissin wurden von den Konventualen gewählt, und hierauf von dem Erzbischofe zu Mainz oder dessen Bevollmächtigten bestätigt.

Die Reihe der Pröbste, die aber, wegen des Mangels an Nachrichten, erst in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts eröffnet werden kann, und auch da noch, aus demselben Grunde häufig unterbrochen wird, ist folgende:

1) Dietrich (Didericus), 1260. 2) Giseler (Giselherus) 1267. 1276. 1278. 1284. 1286. In dem Todtenbuche des St. Marienstifts zu Erfurt heißt es ohne Angabe des Jahres: XI. Kal. Dec. ob. Gyselerus praepositus in Frankinhusin. (S. Mone's Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 1835. 2. Quartalheft. S. 145.) 3) Heinrich Wolff, (1309 oder 1319.) 1320. 1342. 4) Nicolaus, 1349. 5) Syfridus Reschenkel, 1368. 1372. 1375. 1379. 5) Heinrich von Dachröden, 1390. 7) Johann Smerschnider 1389. 8) Ulrich Meynhart, (war zugleich Vicar des Altars Joh. des Täufers in der Klosterkirche) 1412. 9) Heinrich Wißhoupt, 1416. 10) Johann Behem, 1440.

1442. 11) Heinrich Ließnick oder Ließing, 1476. Er lebte noch 1513, wo ihn eine Urkunde den alten Probst nennt. Wahrscheinlich hatte er also damals sein Amt schon längst aus irgend einer jetzt unbekannten Ursache niedergelegt. Auch kann es sein, daß bei der Verwaltung des Priorats hier, wie in andern Klöstern, ein Wechsel zwischen mehreren statt fand. 12) Klaus Berg, 1486. 13) Johann Hille, 1490. 14) Heinrich von Beße, 1495. 15) Henning Boventh, 1496 1498. 16) Hermann Salvelt, 1500. 17) Kerstan Ließenigk, 1505. 18) Johann v. Henneberg, 1515. 19) Hermann Fischer, 1516. 20) Stephan Schieke, 1520. Zu seiner Zeit wurde, 1525 in dem Bauernkriege, das Kloster geplündert, und die Bewohner desselben sahen sich zur Auswanderung genöthigt. 21) Johann Oley, 1530. Nach der öffentlichen Annahme der Lutherischen Lehre zu Frankenhausen (1536) verließ er das Kloster, verheirathete sich, wurde bald hernach Bürgermeister daselbst, und verwaltete dieses Amt bis an seinen 1561 erfolgten Tod.

Auch das von Müldener gelieferte Verzeichniß der Aebtissinnen ist unvollständig; wir theilen es mit einigen Ergänzungen hier wieder mit.

1) Mechtild, 1260. 1298. 1309. Der eben genannte Gelehrte hält es nicht für unwahrscheinlich, daß sie eine von den beiden Gräfinnen von Beichlingen gewesen sei, welche 1287 in das Kloster aufgenommen worden waren. Doch würde die erste Jahrszahl dieser Behauptung wiedersprechen. Auch ist es möglich, daß zwei Aebtissinnen gleiches Namens unmittelbar auf einander folgten.

2) Sophia, Tochter Conrads, Herrn zu Tannroda und der Gräfin Sophia von Beichlingen, um das Jahr 1411. (. . . Marcii obiit venerabilis domina Sophia, abbatissa in Franckenhusen, dilecta mater nostra. S. Wedekinds Noten zu einigen Geschichtschreibern des deutschen Mittelalters. 3. Heft. S. 337).

3) Anna, Gräfin von Hohenstein, Tochter Dietrichs VIII. und seiner Gemahlin Richza aus dem Hause Schwarzburg, lebte anfangs in dem Kloster zu Stadtilm, und wurde um das Jahr 1435 Aebtissin zu Frankenhausen. Sie kommt 1440, und zuletzt 1446 vor.

4) Margaretha Anthonyßen, 1489. 1498. 1504.

5) Gertrud Hammers, 1505.

6) Elisabeth Bergen, oder Bergis war 1505 Priorin, 1513 bereits Aebtissin, 1522.

7) Hedwig von Jechaburg ging bei dem Anfange der Reformation aus dem Kloster, und verheirathete sich.

8) Anna Meyerin, oder Meigerin, war 1513 Priorin, 1529 Aebtissin. Sie wird zuletzt 1542 erwähnt, und blieb bis an ihr Ende der katholischen Religion getreu.

9) Helena Güntherin, 1551. 1558. 1560. Zu ihrer Zeit waren nur noch wenige Klosterjungfrauen vorhanden.

Die Namen der Priorinnen, Küsterinnen und Kellnerinnen können wir ohne Bedenken mit Stillschweigen übergehen, zumal da ihrer eine weit geringere Anzahl, als der vorigen, aufbehalten worden ist.

Außer den schon angeführten befanden sich auch noch zwei Gräfinnen von Beichlingen und eine von Klettenberg in unserem Kloster.

Der Verlust des Stiftungsbriefes läßt uns über die Güter und andere Besitzungen, mit welchen das Kloster bei seiner Entstehung ausgestattet wurde, in völliger Ungewißheit. Wir müssen uns daher jetzt damit begnügen, blos diejenigen namhaft zu machen, welche sich in späteren Urkunden finden.

1) Das Gut zu Etzleben, wovon bereits gesprochen worden ist. Es wurde von Zeit zu Zeit mit neuen Ländereien vermehrt, und besaß verschiedene Freiheiten und Vorrechte.

2) Das Gut zu Helmbrechtsdorf oder Hermsdorf in der Grafschaft Stolberg. (1242).

3) — — — zu Frankenhausen.

4) Holzungen a) bei Helmbrechtsdorf; b) im großen und kleinen Furthale; c) an der Eichenleite bei Offterungen.

5) Mühlen: a) die Teichmühle zwischen Frankenhausen und Rottleben, oder, wie sie in Urkunden heißt, die Helmsdorfische Mühle. b) Die Bachmühle, welche kaum 200 Schritte von dem Kloster entfernt war.

6) Höfe: drei in der Stadt Frankenhausen u. s. w.

Außerdem gehörten dem Kloster verschiedene Gärten, Geldzinsen rc. und es übte das Patronatrecht über die Kirchen zu Helmbrechtsdorf, Lützen-Sömmeringen und Rottleben, vielleicht auch zu Frohndorf aus.

Schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts schien das Kloster seinem Untergange nahe zu sein. Alle Bande der gesetzlichen Ordnung waren aufgelöst, und Ueppigkeit und Verschwendung hatten die höchste Stufe erreicht; so wie auch damals und zu den Zeiten der lutherischen Kirchenverbesserung unter den Bewohnern der Stadt die größte Unwissenheit verbunden mit dem finstersten Aberglauben herrschte und von ihnen Ausschweifungen und Laster jeder Art ohne Scheu begangen wurden. Durch den Erzbischof Friederich von Magdeburg, welchen der Graf von Schwarzburg im J. 1456 zur Untersuchung dieser Gebrechen veranlaßte, wurden die heilsamsten Verfügungen getroffen, um denselben abzuhelfen. Luthers Reformation bereitete endlich dieser geistlichen Stiftung das nämliche Schicksal, das so viele ihrer Schwestern damals erfuhren. Doch bewahrte sie sich, wie wir schon oben andeuteten, weit länger, als die meisten von jenen, vor der völligen Auflösung.

Die noch sichtbaren Reste des Klosters sind nur unbeträchtlich. Die Klostermauer umfaßt von drei Seiten die sogenannte Unterkirche, und läuft in ziemlicher Entfernung auch mittagwärts um die Schule, welche sonst ebenfalls zu dem Kloster gehörte. An die letztere stößt gegen Mittag der Vorwerksgarten, den die genannte Mauer begrenzt.

Südöstlich. nur wenige Schritte von der Schule, fangen die Wirthschaftsgebäude des herrschaftlichen Vorwerks an, und erstrecken sich bis in die Nähe des Schlosses. Die Ringmauer des Klosters steht in unmittelbarem Zusammenhange mit der Stadtmauer. Ihre Ausdehnung nach Norden läßt kein untrügliches Kennzeichen errathen. Sie scheint hier blos einen leeren Raum, vermuthlich den Gottesacker, umgeben zu haben. Anfangs lag das Kloster nur durch seine eigenen Mauern geschützt. außerhalb der Stadt, aber bei Vergrößerung derselben wurde es in ihren Umfang gezogen. Der Brand im J. 1689 vernichtete fast gänzlich, was von den alten Klostergebäuden noch übrig war; ein einziges Haus bei der Schule, gegen Morgen, nach dem Vorwerke, hatte sich davon bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts erhalten.

In M. Zeillers Topographie von Obersachsen, Thüringen rc. herausgegeben und verlegt durch Matth. Merian in Frankfurt MDCL. Fol. S. 82., findet sich eine Abbildung der Stadt Frankenhausen, aus welcher man den damaligen Zustand des Klosters und der dazu gehörigen Kirche etwas näher kennen lernt.

Zu den geschichtlich merkwürdigen Häusern in der Stadt muß noch dasjenige gerechnet werden, welches jetzt die Stelle des ehemaligen Oldislebischen Mönchshofes einnimmt. Das Kloster zu Oldisleben hatte diesen Hof 1349 von Siegfried von Bendeleben an sich gebracht und war durch eine am 29. März d. J. zu Friedberg ausgestellte Urkunde König Günthers im Besitze desselben feierlich bestätigt worden. Die dabei erbaute Kapelle diente den Klosterbrüdern während ihrer Anwesenheit in Frankenhausen zum Messelesen. Nach der Lutherischen Kirchenverbesserung wurde die Mädchenschule in dieses Gebäude verlegt, aber 1661 ein eigenes Haus in der Münze von dem Stadtrathe dazu eingerichtet.

Bei Vermehrung der Volkszahl war diese einzige Schule für die weibliche Jugend nicht mehr hinreichend, man fügte deswegen 1700 noch eine zweite in der Oberstadt hinzu, für welche aber erst 1720 ein besonderes Gebäude in der Borngasse erkauft werden konnte.

In diesen Bildungsanstalten, die seit 1816 in dem ehemaligen Waisenhause vereinigt sind, und wozu neuerlich noch eine dritte Klasse, die sogenannte Töchterschule, gekommen ist, unterrichteten anfangs blos Lehrerinnen, bis in der Folge Lehrer an ihre Stelle traten.

Außerhalb der Ringmauern lag vormals eine dem heiligen Nikolaus gewidmete Kirche nebst einem Gottesacker. Sie war noch bei Anfange der Reformation vorhanden, aber ihr eigentlicher Standpunkt läßt sich, da alle Spuren ihres Daseins verschwunden und nur unvollständige schriftliche Zeugnisse davon aufbehalten worden sind, nicht mit Sicherheit angeben.

Wir haben schon an einem andern Orte bemerkt, daß die Todten zu Frankenhausen, nach völliger Abbrechung der Jacobskirche, bis 1598 bei der Unter- oder Klosterkirche beerdigt wurden. Jetzt aber fehlte es auch hier an Raum. Denn ein Jahr vorher hatte die Pest

so verheerend gewüthet, daß vom Johannistage bis zum Advent über 1200 Menschen davon hinweggerafft wurden. Dieses unglückliche Ereigniß machte 1599 die Anlegung eines neuen Begräbnißplatzes vor dem Nordhäuserthore nothwendig, den man von Zeit zu Zeit durch Hinzuziehung benachbarter Gärten erweiterte. Es fehlte nun noch die Kirche zu Verrichtung des bei Leichenbegängnissen gewöhnlichen Gottesdienstes. Aber auch diesem Mangel suchte der Stadtrath durch Ankauf einer in der Nähe stehenden Scheuer abzuhelfen, welche zu diesem Behuf so gut als möglich in Stand gesetzt und zum heiligen Kreuz genannt wurde. Schon den 28. Dec. 1609 konnte in dieser Kapelle die erste Leichenrede gehalten werden. Wegen Baufälligkeit und um mehr Raum auf dem Gottesacker selbst zu gewinnen, wurde sie 1759 völlig abgetragen. Bereits 1750 war, in einiger Entfernung von derselben, der Anfang zu einer neuen, bequemeren Gottesackerkirche gemacht und der Bau 1757 vollendet worden.

Mit dem südöstlich von der Stadt liegenden Hospital des heiligen Severus ist eine dem heiligen Geiste gewidmete Kirche verbunden. Sie wurde in früheren Zeiten nebst dem daran stoßenden Gottesacker besonders zum Begräbniß der im Hospital Verstorbenen und zu Haltung von Vigilien und Seelenmessen für dieselben gebraucht, jedoch bestattete man auf den letzteren bei der 1682 herrschenden Pest auch andere Leichen. Im dreißigjährigen Kriege war dieses Gotteshaus völlig eingegangen und konnte erst 1718 wieder hergestellt und mit einem Prediger versehen werden.

Einsam, und im Schoße stiller Ländlichkeit verborgen, steht die Peterskirche in der Altstadt. Sie stammt aus fernem Alterthume und war vor der Reformation weit größer und geräumiger. Jetzt ist nur noch ein Theil derselben übrig, worin zuweilen von einem Mädchenschullehrer Kinderlehre gehalten wird. Das Sonn- und Festtagsgeläute dieses Gotteshauses ruft die Bewohner der Stadt nicht in ihr Heiligthum, sondern in die Unterkirche. Die mittelste seiner drei Glocken ist im J. 1452 gegossen, die größte gehört ebenfalls den Zeiten des Papstthumes an.

Müldener äußert die nicht unwahrscheinliche Vermuthung, daß man sich ehedem, zu Anstellung der Rüge- und anderer Gerichte, bei der großen Linde, welche noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht fern von dem zur Peterskirche gehörigen Gottesacker zu sehen war, nach alter deutscher Sitte versammelt habe.

Ein dem Vergnügen gewidmetes öffentliches Gebäude an der Ostseite der Stadt ist das in neuern Zeiten angelegte Schützenhaus, von dessen oberen Zimmern man eine schöne Aussicht in die umliegenden Fluren genießt.

Die erste Nachricht, die sich von der Frankenhäuser Schützengesellschaft gefunden hat, ist von dem Jahre 1417. Schon damals scheint sie in Büchsen- und Armbrustschützen gesöndert gewesen zu sein. Die letztern erhielten sich bis zu Anfange des dreißigjährigen Kriegs. Noch im Jahr 1611 baten sie den Stadtrath um die Erlaubniß, ihren bisherigen Schießplatz mit einem bessern in dem Stadt-

graben, bei dem Brauhausteiche, welcher eben wüste lag, gegen Entrichtung einer Abgabe, vertauschen zu dürfen. Allein ihr Gesuch ging nicht in Erfüllung. Sie nennen sich bei dieser Gelegenheit noch immer nach ihrem vorigen Beschützer im Mittelalter, die Gesellschaft des heiligen Sebastian. (S. Sebastiani Societas).

In dem oben erwähnten 1417. Jahre gerieth Frankenhausen in eine sehr bedrängte Lage, welche durch die damaligen Zeitumstände herbeigeführt worden war. Alle wehrhafte Bürger sahen sich genöthigt, zu den Waffen zu greifen, als ihr Landesherr, Graf Heinrich XXIX. (Jov.) von Schwarzburg, in eine von den vielen Fehden seines Bruders, des Erzbischofs Günther zu Magdeburg, verwickelt wurde. Es hatten nämlich die drei Brüder, Konrad, Brandan und Heinrich von Schwichelt, Besitzer des Schlosses Harzburg bei Goslar, die schon früher in dem Gebiete des Erzbischofs verübten Gewaltthätigkeiten erneuert, ihm dadurch großen Schaden zugefügt, und, unter andern, auch seinem Verbündeten, dem Grafen Heinrich, einen Brandbrief nach Frankenhausen überschickt. Die zur Heeresfolge entbotenen Schützen rüsteten sich deswegen auf das thätigste, um an dem gegen ihn veranstalteten Zuge Theil zu nehmen. Auch traf der Stadtrath, aus Besorgniß, von dem Gegner in den eigenen Mauern überrascht zu werden, in und um die Stadt die zweckmäßigsten Vertheidigungsanstalten. Die Gräben wurden gereinigt, die schadhaften Mauern wieder hergestellt und, so wie die Thürme und Thore, mit starker Besatzung versehen. Man lies aus Nordhausen, Greußen und Sondershausen, Büchsenmacher und Schwerdfeger kommen, und eine große Menge Gewehre verfertigen, um die Schützen und übrigen Bürger, welche sowohl zu Fuß, als zu Pferde dienten, damit zu bewaffnen. Weil vornehmlich die Schützengesellschaften die Stelle der jetzigen stehenden Truppen vertraten, so scheint man auch späterhin, wegen der fast ununterbrochenen Befehdungen, auf ihre Fortdauer eifrig bedacht gewesen zu sein. Wenigstens finden wir nach Verlauf eines ganzen Jahrhunderts noch unverkennbare Spuren ihrer Mitwirkung bei einer in Thätlichkeiten ausgearteten Zwistigkeit, welche 1521 zwischen den Grafen von Schwarzburg und der Stadt Frankenhausen auf der einen, und Jobst von Gehoven zu Ichstedt auf der andern Seite, entstanden war.

In dem nämlichen Jahre hielten die Armbrustschützen einen Schützenhof im Stadtgraben hinter der Frauenkirche, und erbauten vor dem Nordhäuser Thore, in der Gasse, die zu dem alten Schützengraben führt, ein neues Schieshaus. Mit welchem Eifer überhaupt die Waffenübungen von den beiden hiesigen Gesellschaften betrieben wurden, erhellt auch daraus, daß ihre Mitglieder keine auf benachbarten Orten angestellte Feierlichkeit dieser Art versäumten, um ihre Geschicklichkeit zu erproben. Die darüber auf uns gekommenen Nachrichten bestätigen zugleich die Bemerkung, daß in älteren Zeiten fast auf allen Dörfern solche Vereine Statt fanden.

Selbst in dem für Frankenhausen so verhängnißvollen 1525 Jahre, unterblieb die bisher am Sebastianstage gewöhnliche Festlich-

keit nicht. Müldener vermuthet aus diesem Umstande, daß die Schützen nicht mit in jene Unruhen verflochten gewesen wären. Stets angelegentlich für die Aufnahme dieser Gesellschaften besorgt, verlieh ihnen der Stadtrath 1539 eigene Gesetze, welche zwar jetzt verloren gegangen sind, deren Inhalt sich aber doch aus der 1589, von dem Grafen Wilhelm zu Schwarzburg gegebenen, Schützenordnung mit ziemlicher Zuverlässigkeit wieder herstellen läßt.

Im folgenden Jahre schrieb der Stadtrath einen feierlichen Schützenhof aus und ersuchte alle Grafen und Herren in Thüringen und auf dem Harze, so wie sämmtliche Gesellschaften der Armbrustschützen in einem Umkreise von zehn bis zwölf Meilen, zur Theilnahme an demselben. Man bestimmte, unter andern ansehnlichen Preisen, auch zwanzig silberne Becher zum Gewinn. Zwar erschienen mehrere von der Geladenen, aber das Fest würde noch weit besuchter und fröhlicher gewesen sein, wenn nicht unglückliche Ereignisse störend dazwischen getreten wären. Die langwierige Hitze und Trokkenheit jenes Sommers erzeugte nämlich ansteckende Krankheiten, und eine zahlreiche Bande von Mordbrennern hielt die Bewohner Obersachsens und Thüringens in steter Besorgniß.

Man getraute sich, aus Furcht vor dem Schicksale der Einäscherung, das in diesen Ländern schon verschiedene Ortschaften betroffen hatte, nicht, seine Wohnung zu verlassen. Aus mehreren, an den Stadtrath gerichteten, Entschuldigungsschreiben leuchtet die große Niedergeschlagenheit hervor, welche damals die Gemüther beherrschte.

Doch über solchen Belustigungen vergaß man auch die ernsteren Zwecke dieser Vereine nicht, und bediente sich ihrer noch jetzt, um für die öffentliche Sicherheit zu wachen. So mußten z. B. 1561 hundert Hakenschützen auf das Eichsfeld gegen den Bodenstein ziehen, wahrscheinlich, um den Grumbachischen Anhang, welcher jene Gegend unsicher machte, von dort zu vertreiben.

Der Schützenhof, den man 1513 zu halten Willens war, hatte wegen unvermutheter Theuerung keinen Fortgang. Nach der Zeit scheinen Uneinigkeiten die Gesellschaft zerrüttet zu haben. Wenigstens wird in der Schützenordnung vom Jahr 1589 darauf, als auf die Hauptursache des gesunkenen Zustandes derselben nicht undeutlich hingewiesen.

Die oben beschriebene Pest (im J. 1597) beraubte diese Anstalt ihrer jüngsten und brauchbarsten Mitglieder. Es darf uns also nicht Wunder nehmen, wenn die übriggebliebenen im J. 1607, bei Gelegenheit eines dem Stadtrathe vorgetragenen Gesuchs, von fast gänzlicher Auflösung ihrer Verbindung sprechen, zu deren Wiederherstellung man erst seit kurzem die nöthigen Masregeln habe ergreifen können.

Endlich brachten die Stürme des dreißigjährigen Kriegs diesen Vereinen auf viele Jahre den Untergang. Das Armbrustschützenhaus vor dem Nordhäuser Thore war während desselben verwüstet worden.

Man mußte nun, nach errungenem Frieden, vor allem für Heilung der unzähligen Wunden sorgen, die jener furchtbare Kampf geschlagen hatte, und konnte erst spät darauf denken, eine Anstalt, welche ohnedieß bei völliger Veränderung des Kriegswesens ihrer ursprünglichen Bestimmung nicht mehr entsprach, ins Leben zurückzurufen. In dem Jahre 1697 hielten die Schützen wieder zum ersten Male ihre Uebungen in dem Stadtgraben, über dem Frauenthore, hinter der Oberkirche, und 1698 machten sie den Anfang mit Erbauung eines neuen Schützenhauses vor dem Erfurter Thore. Obgleich die Landesherrschaft und der Stadtrath bedeutende Beiträge dazu gaben, so konnte es doch, wegen verschiedener Hindernisse, erst 1717 vollendet werden.

Bald hierauf fand die Regierung für gut, die Gesellschaft durch neue Gesetze fester zu begründen. Sie sind vom 1. Jun. 1701 und bestehen aus 15 Artikeln, zu welchen den 20. November 1710 noch 18 hinzugekommen. Auch wurde 1712 dem Stadtrath befohlen, bei Verleihung des Bürgerrechts vornehmlich alle Handwerker und Zunftgenossen zur Theilnahme an dieser Verbindung zu verpflichten.

Ungewöhnliche Feierlichkeiten fanden Statt, als die Schützenkompagnie ihre Freude wegen des 1716 in Ungarn über die Türken erfochtenen Siegs an den Tag legte, ferner 1717 bei dem Jubelfeste der Reformation, 1721 bei der von dem Fürsten Friedrich Anton eingenommenen Landeshuldigung, und 1763 wegen des Friedenschlusses zu Hubertsburg.

Nachdem zu Anfange des Jahrs 1722 die zwischen der Gesellschaft und dem Stadtrathe entstandenen Irrungen vermöge eines Rezesses beigelegt worden waren, wurde auch am 26. August d. J. derselben eine aus 36 Artikeln bestehende, bis zu dem heutigen Tage gültige, Schützenordnung verliehen.

Das erste förmliche Vogelschießen (den 25. August 1730), welches Fürst Friedrich Anton bei seiner Anwesenheit zu Frankenhausen bewilligt hatte, zeichnete sich durch viele Feierlichkeiten, so wie das im J. 1750 durch die persönliche Gegenwart des Fürsten Johann Friedrich und seines ganzen Hofes aus.

Wegen Baufälligkeit und Mangels an Raum brach man 1764 das alte Schieshaus ab und setzte an dessen Stelle ein anderes, bequemer eingerichtetes.

Hesse.

Kloster Ilfeld.

Ilfeld, sei mir gegrüßt im Schimmer der steigenden Sonne!
Lieblich und schön liegst Du am Saum der bewaldeten Berge,
Düfte schauernd die Haine umher, blaudämmernd die Anhöhn,
Welche die Welle bespült des leise gekräuselten Baches.
Stilles, friedliches Kloster, schön bist Du; Deine Gefilde
Schmückt der Natur sanftlächelnder Reiz. Die üppigen Wiesen,
Duften von Quendel und Klee, im Bach hüpft Schmerl und Forelle.
Gellend schmettert im Walde der Nachtigall mächtige Kehle,
Fernher schallet Gebrüll der friedlich weidenden Heerden
Und ihr melodisch Geläut. Anmuthig traun und vertraulich
Liegst Du, friedliches Kloster, gelagert an waldige Berghöhn!

Kosegarten.

Ein schöner Junitag spannte sein blaues, golddurchfunkeltes Zelt über Stadt und Land, als ich, aus dem Gebirge kommend, das idyllisch einsame Thal betrat, in welchem das Kloster Ilfeld liegt. Es war ein himmlischer Morgen. Berge und Bäume und Thäler und Blumen standen frisch erquickt vom Thau der Nacht, den die Sonne schon aufgesaugt. Nur in den Schlüften hingen noch weiße Schleier umher, wie nasse Kleider der Berggeister. Der Himmel, ein Engel im blauen Kleide, geschmückt mit den Rosen des Morgens, blinkte und glänzte und sah mit seinem strahlenden Sonnenauge herein in das grünende Thal, wie in einen großen Blumenkelch. Und die Vögel sangen unter den Wolken und in den Gebüschen und die Bienen flogen summend umher und das Ohr hörte das Murmeln des Bachs und das Flüstern der Zweige. Still entzückt wanderte ich an den mäandrischen Windungen der Behre dahin und horchte auf das Rauschen des Wassers, auf die Nachtigall, die ihre süß=

schwermüthige Liebessehnsucht in die schweigende Luft aushauchte, und auf das halbverwehte Läuten der Heerdenglocken in weiter Ferne. Rings um mich her hohe, waldige Berge. Einzelne Felszacken sprangen thurmartig aus dem Grün der Bäume hervor, malerisches Gebüsch hing weit darüber hinaus, Schlehdorn, Himbeer- und Brombeersträucher quollen aus den Felsritzen hervor und zogen grüne Gürtel um das Gestein. Mit Wehmuth begrüßte ich diese Gegend und dachte der vergangenen Zeit. Tagelang irrte ich als Knabe in diesen Thälern, auf diesen Höhen umher und eine Klippe, die kühn aus dem Waldesdunkel emporstieg, war mein Lieblingssitz; — auf ihr saß ich manche Stunde im Schatten einer alten Buche, deren Zweige sich im Winde bewegten, als wär's der singende Baum, der melodische Klänge verhauchte. Mein Herz war von süßer Ruhe erfüllt, meine Blicke irrten auf diesen Thälern und Bergen umher, welche mich umgaben und die ganze Landschaft war ein Freund, den ich mit Vergnügen alle Tage sah; ich gewann sie lieb diese Felsen und Bäume und sie erschienen mir wie Wesen, welche theil nahmen an meinen Leiden und Freuden. — Sie standen, von goldenem Frühlicht umflossen, alle noch, wie damals!

O Sonn'! o ihr Berge drüben!
O Fels und o grüner Wald!
Wie seid ihr so jung geblieben,
Und ich bin worden so alt! —

Rechts am Wege liegt der Netzberg, ein hoher, gewaltiger Kegel, an dessen Fuße sich eine purgirende Quelle befindet und wo früher die Behre einen Teich bildete, den man noch auf alten Karten unter den Namen „Netzbogen" angegeben findet. Rother Jaspis kommt hier sehr rein und schön vor. — Links liegt der Gänseschnabel, eine schöne Felsengruppe, und auf derselben Seite, aber näher nach Ilfeld hin, führt ein Waldpfad in wenigen Minuten hinauf auf einen Felsen, die Brockenburg geheißen, der einen überraschend schönen Blick hinunter auf Ilfeld, gestattet. — Dicht vor Ilfeld sieht man das Nadelöhr, einen Felsen, der seinen Namen von einer Spalte bekommen hat, die sich in ihm befindet, und welche so weit ist, daß ein nicht allzudickes, menschliches Wesen sich durchzuzwängen vermag. Was für diejenigen, welche den Aequator zum ersten Male passiren, die Neptunstaufe ist, das ist für Fuhrleute, welche zum ersten Male dieses Thal befahren, das Nadelöhr. Henning Behrens, in seiner oftbelobten Hercynia curiosa

Weiß davon zu berichten
Viel schnurrige Geschichten

und erzählt: „daß die Knechte, welche zum ersten Male in den Harz fahren, um Brennholz zu holen, und an diese Stelle gelangten, von

ihren Kammeraden und andern losen Leuten angehalten würden, mit großer Mühe dreimal durch dieses Loch zu kriechen und noch dazu von ihren dabeistehenden Kammeraden nicht allein bei dem Ein-, sondern auch bei dem Auskriechen, mit Peitschen- und Geißelstielen tapfer abgeschmissen würden oder dieses Tractement mit Gelde bezahlen müßten." — Der bekannte Dr. Bruckmann hat über dieses Nadelöhr, den Gänseschnabel, den Brotstein und den Mönchstein eine besondere Abhandlung unter dem Titel: de quatuor Figuratis curiosis rupibus ad Fauces sylvae Hercyniae prope Ilfeldam, geschrieben, allein wir halten uns nicht lange hier auf, besuchen auch den Brotstein nicht, der einem großen, hausbackenen Brote ungemein ähnlich sieht, und noch weniger den Mönchstein, von dem sogar der Herr von Rohr gesteht, „daß derjenige, welcher ihm diesen Namen beigelegt, eine eigene, ja wohl gar verdorbene Phantasie müsse gehabt haben, indem man wegen seiner äußerlichen Beschaffenheit, Größe, Proportion und übrigen Stücken gar keine Aehnlichkeit mit einem Mönche finden könnte;" — sondern steigen in das Thal,

> Wo dicht an die Berge,
> Belaubt und bemoost,
> Das Kloster sich lehnet,
> Vertraulich, getrost.

Ilfeld hat seine Entstehung den Grafen von Ilburg zu danken, deren Geschichte, so wie die des Bielsteins, eine andere Feder liefern wird, weshalb wir hier nur das erwähnen, was unumgänglich zur Geschichte des Klosters gehört.

Ein Graf von Ilburg, Ilger, hatte um das Jahr 1103 seinen Vetter, den Ritter Conrad von Beichlingen, einen Sohn des Baierherzogs Otto von Nordheim, meuchlerisch umgebracht und stiftete zur Sühne eine ewige Lampe (lampadem lapideam cum candela perpetua), zu deren Unterhaltung er 24 Mark Silber widmete. Hirten und Holzfäller beteten vor derselben und Reisende verrichteten hier, wo ein Paß in das Gebirge führt, ihre Andacht. Von dieser ewigen Lampe wurden bald sehr viele Wunder erzählt, wodurch Eilger's Sohn, Eilger II., bewogen wurde, bei derselben ein Kloster zu stiften. Der Kaiser, Heinrich IV., und der Lehnsherr, Herzog Heinrich der Löwe, bewilligten die Stiftung, verlangten aber von ihm, daß er auf Burg und Gebiet von Ilburg verzichte und Beides dem Kloster übergebe, wofür er jedoch mit dem Schlosse Hohenstein, welches eben heimgefallen war, belehnt werden sollte. Ilger II. war damit zufrieden, trat die Ilburg und deren Gebiet an die Prämonstratensermönche von Ilfeld, so hieß das neue Kloster, ab, und ließ die Kirche zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria und anderer Heiligen, erbauen. Nach der Sitte der damaligen Zeit nannte er sich nun nach seiner neuen Besitzung „Graf von Hohenstein," und eines Grafen von Ilburg wird nirgends wieder gedacht. Er erlebte indessen die Vollendung des Klosters nicht, denn er starb schon im

December des J. 1189 und erst 1190, unter seinem Nachfolger Eilger III., geschah die Einweihung des Klosters, das folglich sein Dasein den drei Eilgern zusammen zu danken hat, worin der hauptsächlichste Grund zu liegen scheint, dass darüber in den alten Chronisten so viel Verwirrung herrscht. — Eben damals, im J. 1190, verordnete Clemens III., dass aus der Erbauung einer Kirche, wenn sie mit Bewilligung des Diöcesans geschehe, von selbst das Patronatrecht erwachse, weshalb die Grafen von Hohenstein dasselbe immer ausgeübt haben. Auch Vögte von Ilfeld waren einzelne Grafen von Hohenstein. Dass sie das Schirmrecht erblich besessen, ist nicht erwiesen.

Das Kloster hatte gleich noch der Stiftung Pröbste, später Aebte, erhielt von mehreren Kaisern vortheilhafte Privilegien und wurde bald sehr reich und angesehen. Es besaß die Kirchen und Kapellen in Schilfe, Marktgreußen, Berge, Kirchengel, Ufstrungen, Schwende, Ilfeld, Haferungen, Holzengel, Feldengel, Berke, Bellstedt, Hesserode, Sachswerfen, Bockenrode, Sundhausen, Gierbuchsrode, Hasselfelde und Herrmannsacker. Alle diese Kirchen wurden zwar in der Reformation dem Kloster entzogen, allein Zinsen und Zinsgüter hat es bis auf den heutigen Tag nicht nur in diesen, sondern auch in vielen andern Orten, so ansehnliche Forsten, Jagd und Fischereien und besitzt außerdem zwei einträgliche Vorwerke, nämlich Königerode, — eines der im Flegelerkriege verwüsteten kleinen Dörfer, welches Graf Dietrich VII. von Hohenstein dem Abte Friedrich von Gusteberg zu einem Seelengeräthe aus Dankbarkeit schenkte, weil das Kloster seinen, beim Ueberfall des Schlosses Hohenstein nackt und bloß entsprungenen Sohn, den Grafen Heinrich, aufgenommen, bekleidet, und mit Pferd, Waffen und Gelde versehen hatte, dass er zum Markgrafen von Meißen, Friedrich den Streitbaren, eilen und ihn um schleunige Hilfe anflehen konnte, — und Birkenmoor. — Der erste Vorsteher des Klosters soll Uramoldus geheißen haben, die übrigen, obwohl sie fast alle bekannt sind, haben sich durch nichts Besonderes ausgezeichnet. Der drei und zwanzigste und letzte Abt hieß Thomas Stange, war 1495 zu Querfurt von dürftigen Aeltern geboren, verlebte eine trübe Jugend und musste sich als ein armer Schüler zu Halle, Erfurt und Stolberg mit Singen ernähren. Unter Abt Neumarkt kam er, ungefähr 20 Jahr alt, nach Ilfeld, wurde Mönch und lebte so streng, dass er über die Hälfte der Tage fastete, womit er Gott einen besonden Dienst zu leisten glaubte. Von der neuen Lehre Luthers wollte er Anfangs nicht viel wissen und es hielt bei ihm später, als er sich schon zu Luthers Lehre bekannte, ungemein schwer, sich die Klostergebräuche wieder abzugewöhnen, wie er denn an Luther, Melanchthon, Justus Jonas und Johann Spangenberg schrieb: „es sei ihm kaum so schwer geworden, seinen alten Adam unter die Klosterregeln zu bringen und mit den leiblichen Uebungen zu zwingen, als hernach den alten vermeinten, heiligen Mönchs-Adam wiederum auszuziehen, abzulegen und mit den geistlichen Waffen des göttlichen Wortes zu dämpfen, an eigener Heiligkeit zu ver-

sagen und Christo allein die Ehre zu geben." — Ein junger Mönch, Andreas Marold, las Luther's Schriften mit großem Eifer und theilte sie auch dem Abt Stange mit, der dadurch eine andere Ansicht von der neuen Lehre bekam. Er nahm nun arme und fromme Knaben in's Kloster, gab ihnen Kleidung und Nahrung und ließ sie durch den erwähnten Marold unterrichten. Da Marold allein den Unterricht nicht ertheilen konnte, so berief Stange im J. 1550 den Magister Michael Neander, von Nordhausen her, dem er die Jugend mit der Schule ernstlich, mit vielen Thränen, Ermahnen, auch daraufgesetztem Fluch über die, so solche stören würden, anbefahl. Er starb 1559, vier und sechzig Jahr alt, und wurde in der Klosterkirche begraben, wo man sein Epitaphium mit folgender Inschrift noch sieht:

Sub hoc lapide requiescit reverendus
vir Thomas Stange,
Querfurtensis, abbas Ilfeldensis ultimus, clarus
pietate, hospitalitate, munificentia et liberalitate
in scholam, ecclesiam et pauperes.
Obiit autem anno aetatis suae 64. Christi vero
1559. 10 die Aprilis.

Er wurde allgemein und herzlich betrauert und Neander sagt von ihm: „Herr Thomas blieb Abt, weil er lebete, und war ein christlicher, gottseeliger, frommer Abt, wie er denn dies Lob noch bei denen hat, so ihn im Leben gekennet; derselbe Herr Thomas, (so dem von Mitschefal gefolget), weil er gelehrt und zum studiis Lust gehabt, hat er eine Schul angerichtet, welches man bei Abt Mitschefal nicht hat mögen erhalten." — Und Cyriak Spangenberg schreibt von ihm (Querfurt. Chr. IV. B. 85. Kap. p. 493.): „Er war ein recht frommer, aufrichtiger und wahrhaftiger in Christo heiliger Mann, richtig in der Lehre und ganz unsträflich im Leben, ein Liebhaber der Wahrheit, ein Freund aller Gelehrten, ein Vater der Armen, treu und wahrhaftig, ohne allen Falsch, der jedermänniglich mit Rath und Hilfe zu dienen willig, allen Armen, Nothleidenden, Exulen und Schülern, so bei ihm Hilfe suchten, mildiglich etwas mittheilte."

Kaum hatte Stange die Augen geschlossen, so wollten die Grafen von Stolberg die Schule auch schon wieder eingehen lassen und wieder einen Abt einsetzen. Weil aber Neander dem seligen Abte auf dem Todbette versprochen hatte, die Schule zum Besten der Jugend zu erhalten, so beschloss er, die Auflösung der Anstalt zu verhindern, es möge ihm gehen, wie es wolle. Er lehnte daher alle Vocationen an andere Oerter, sogar an Universitäten, ab, wies alle Geschenke, die ihm mehrere vornehme Herren, welche Klostergüter an sich ziehen wollten, anboten, verächtlich zurück und war nur darauf bedacht, seine dem Abt Stange gegebene Zusage zu erfüllen. Zuerst schrieb er an die Grafen von Stolberg: „sie möchten doch das Kloster und die wohlbestellte, nun an vielen Orten schon berühmte, Schule gnä-

diglich schützen und solche nicht wider des Reichs aufgerichtete Ordnung des Passau'schen Vertrag's und das Weinen und Seufzen des seligen Abtes verändern, sondern wie solche Schule schon 14 Jahre gestanden, so möchten sie solche auch bleiben lassen, sintemal sie solche Veränderung nicht würden vor Gott verantworten können, dass die arme Jugend, welche so wohl unterrichtet, und damit viel Kirchen und Schulen gedient worden, so herausgewiesen würde. Es würde alsdann der Fluch des gestorbenen Abtes sie treffen, der das Kloster in eine Schule verändert, hiergegen sehe man bei der Schule großen Segen, dass schon 40 Knaben erhalten werden könnten, dahero möchten sie den Nutz der Schulen bedenken und sie, wie bis anhero, bei ihrem vom Reich empfangenen Privilegio, auch andern Verträgen, so im Beisein dreier Herren Räthe aufgerichtet, verbrieft und besiegelt worden, gnädig schützen und handhaben."

Durch diese und ähnliche Vorstellungen wurden die Grafen endlich bewogen, die Schule fortbestehen zu lassen. Neander wurde zum Rector derselben ernannt und auch zugleich zum ersten Klosteradministrator erwählt; allein er war dadurch noch lange nicht im ruhigen Besitze Ilfeld's und noch manche Unannehmlichkeit, manche Sorge wartete seiner. Die Grafen von Stolberg borgten dem Kloster sein sämmtliches baares Geld, welches in 400 Gulden bestand, ab, was Neander zu ganz andern Dingen zu verwenden gedacht hatte, und die Grafen von Schwarzburg-Sondershausen nahmen die Ilfeldschen Klostergüter in ihrer Grafschaft, besonders Kirchengel, mit Gewalt weg, legten einige Reiter auf den dortigen Klosterhof und verboten dem Vorsteher desselben, weder Vieh, noch Frucht, noch Geld nach Ilfeld verabfolgen zu lassen. Schwarzburg und Hohenstein hatten nämlich schon vor dem Tode des Abtes mit einander verabredet, dass sobald Stange stürbe, ein jeder von ihnen zugreifen und dasjenige an sich reißen sollte, was in eines jeden Herrschaft belegen wäre. Neander schrieb sogleich gar beweglich an die Grafen Günther und Hanns von Schwarzburg und deren Räthe, worauf in Ilfeld ein schwarzburgscher Rath mit dem Erbieten erschien, dass man ihn, wenn er Kirchengel in der Grafen Hände spiele, in's schwarzburgsche Land berufen und Lebens lang wohl unterhalten wollte; aber Neander wies dergleichen Lockungen mit Verachtung von sich uud reiste zu vielen gelehrten Juristen, um sich Raths zu erholen, erhielt aber überall schlechten Trost. Es hieß: er habe mit vornehmen Leuten zu thun, er solle daher suchen, mit ihnen in Güte auseinander zu kommen und froh sein, wenn er für sich einen guten Gewinn davon trüge. Es blieb nun dem wackern Manne nichts weiter übrig, als beim kaiserlichen Kammergerichte zu Speier eine Klage wider den Grafen anhängig zu machen, was denn auch sofort geschah. Zugleich wandte er sich an den Sondershäuser Prediger Martitius, wie auch an den Kanzler daselbst und forderte sie auf, nach ihrem Gewissen seine gerechte Sache bei dem Grafen zu verfechten. Martitius schrieb auch ohne Weiteres folgenden Brief an den Grafen:

Gnade und Friede von unserm Herrn und Heiland Jesu Christo, sammt meinem lieben Paternoster und unterthänigen Gehorsam zuvor.

Wohlgeborner, edler Graf, gnädiger Herr!

Nachdem Ew. Gnaden die geistlichen Güter des Klosters Ilfeld, welche Christo Jesu, seiner Kirchen, armen Schülern und vielen armen Leuten gehören; auch zum rechten, wahren Gottesdienst bis anhero gebraucht, eingenommen und innen behaltet, dadurch die nützliche Schule zu Ilfeld endlich zerrissen, zerstöret und verwüstet werden muss, daneben viel fromme christliche Herzen weheklagen und schreien, und mir auch, als Ew. Gnaden Seelsorger und Beichtvater, von vielen treflichen, gelehrten Leuten öffentlich schuld gegeben und auferlegt wird, dass zu solchen Ew. Gnaden Fürnehmen, das wider Gott, Ew. Gnaden Gewissen und allem Recht ist, nicht allein stillschweige, sondern helfe approbiren; derowegen werde ich verursachet, von meines tragenden Amtes wegen und Gewissen, Ew. Gnaden zu schreiben. Bitte dahero um Gottes willen, Ew. Gnaden wollen bedenken und betrachten hierinnen Gottes Ehre; Kirchen und Schulen, Nutz und Förderung, auch Ew. Gnaden Seligkeit und Seelenheil und zeitliche Wohlfahrt dieses Lebens und die geistlichen Güter, die sonsten alle anderen wohlgewonnenen und ererbten Güter, wie die tägliche Erfahrung gibt, fressen und verzehren, wiederum ihrem christlichen Gebrauch folgen lassen. Gott hat Ew. Gnaden sonsten Gottlob genugsam Güter bescheeret und gegeben; so sie Christo Jesu, seiner armen Kirchen und armen Schülern auch das Stücklein Brots, das ihnen Gott gegeben hat, gönnen und folgen lassen werden, wird Gott der Allmächtige Ew. Gnaden an einem andern Orte reichlich segnen und an Leib und Seele helfen; bin derohalben in diesem Vertrauen, Ew. Gnaden werden ohne diese meine Verwarnung, als ein christlicher, gottesfürchtiger Graf und Obrigkeit, dasjenige, was zu Gottes Ehren und Förderung der Schulen gereicht, gerne und willig folgen lassen, auch, da es mangeln sollte, Gott dem Allmächtigen zu Lobe, der armen Jugend zu Gute und der Christenheit zum Besten, von dem Ihrem selbst etwas dazu contribuiren und reichen, und dies mein unterthäniges Schreiben zu gnädigem Gefallen aufnehmen und mein Amt und Gewissen hierinnen bedenken, will mich auch mit diesem Schreiben an Ew. Gnaden, vor Gott in meinem und Amte und vor allen Menschen entschuldigt haben, der tröstlichen Zuversicht, Ew. Gnaden werden in diesem allen Gott den Allmächtigen mehr fürchten, auch seinen gnädigen Segen höher erwägen und angelegen sein lassen, denn ein solcher Partecke und Einkommen, die mit Gottes Maledeiung und unerträglichem Zorn vorenthalten wird, thue hiermit Ew. Gnaden in Schirm und Schutz Gottes des Allmächtigen be-

fehlen, der wolle Ew. Gnaden, meinen gnädigen Herrn regiren, leiten und führen. — Gott zu Lob, Ehr und Preis und zu Ew. Gnaden Seelenheil und Seligkeit, Amen!

Ew. Gnaden

unterthäniger

Johannes Martitius,
Pfarrherr zu Sondershausen.

Dieser eindringliche Brief erregte Graf Günthers höchsten Zorn gegen Neander und er äußerte: es sollte ihn der Schulmeister zu Ilfeld nicht zwingen, die Güter wieder herauszugeben und wenn er 20,000 Gulden daran wenden sollte. Da aber Martitius, der Hofprediger Müller und der Kanzler Apollo Wigant abermals einen beweglichen Brief an ihn schrieben, und weil auch verlautete, dass von Speier her nicht die günstigste Sentenz für ihn erfolgen würde; so beschloss Graf Günther, sich mit Neander zu vergleichen und Graf Ernst von Hohenstein sollte der Unterhändler sein. Dieser kam auch mit Neander zu Nordhausen zusammen und schlug ihm vor: er sollte auf die Güter von Kirchengel und Hohenebra gänzlich verzichten und dafür einen jährlichen Zins von 300 Gulden aus dem Amte Heringen annehmen. Da Neander diesen Vorschlag verwarf, verlangte der Graf von Schwarzburg, man solle ihm den Hof zu Kirchengel auf zehn Jahre verpachten, und als auch dieser Antrag abgelehnt wurde, zerschlugen sich die gütlichen Tractaten. Einige Zeit nachher ließ man Neander noch einmal nach Nordhausen einladen und hier that Schwarzburg folgenden Vorschlag: Der Process beim Kammergerichte solle zurückgenommen werden, Neander solle keine Ansprüche auf die in den drei Jahren von Schwarzburg erhobenen Einkünfte machen, beständig vier Knaben aus den schwarzburg'schen Landen in die Schule zu Ilfeld aufnehmen und jährlich 60 Gulden Schutzgeld an Schwarzburg zahlen. Obgleich Neander hiergegen und besonders gegen die 60 Gulden Schutzgeld, Vieles einzuwenden hatte, so sah er doch keinen andern Weg, einem weitläufigen Processe zu entgehen und Frieden zu erhalten, und nahm den Vorschlag an. Kurz vor Weihnachten des J. 1561 kam der Vergleich zu Stande.

Kaum war diese unangenehme Sache beendigt, als Neander schon wieder in eine neue Verlegenheit gerieth. Heinrich von Sundhausen, der in dem Dorfe Sundhausen ein schönes Gut von zwölf Hufen Landes vom Kloster zu Ilfeld zu Lehn gehabt hatte, starb ohne Erben und das Gut fiel an Ilfeld zurück. Es meldeten sich nun Ludolf von Sundhausen und Asche von Halle, welche beide damit belehnt sein wollten und da Neander dasselbe an den von Sundhausen gab, schwur ihm Asche von Halle den Tod und sagte: er wollte dem Magister zu Ilfeld den Kopf einschlagen und wenn noch so viel Lateinisch, Griechisch und Hebräisch darin stäke, kam auch wirklich einmal mit geladenem Gewehr nach Ilfeld unter Neanders

Fenster geritten. Auch mehrere Eichsfelder hatten sich verbunden, ihn zu tödten und lauerten ihm an vielen Orten auf. Dazu kam die Pest viermal in's Kloster, das zu Ilfeld gehörige Gut Königerode wurde zweimal geplündert und im J. 1590 und die folgenden Jahre gingen ihm die Fruchtzinsen, welche die Stadt Heringen an das Kloster zu entrichten hatte, verloren, da jenes Städtchen von Grund aus abbrannte, so dass nur das Schloss, die Ober- und Untermühle nebst dem Hospital stehen blieben, wodurch die Einwohner so verarmten, dass sie, bei dem besten Willen, nichts zu geben vermochten. Durch alles dies ließ sich aber der treffliche Mann nicht niederschlagen, sondern ging, nur immer das Wohl Ilfeld's im Auge, seinen Weg weiter, legte das Vorwerk Birkenmoor, im Walde unweit Ilfeld, an, besetzte es mit dem nöthigen Vieh und gab es 1580 auf neun Jahr an Martin Dietrich, der dem Kloster dafür jährlich sieben Tonnen Butter, jede zu 214 Pfd. gerechnet, und 14 Tonnen Käse geben musste, und brachte auch die übrigen Stiftsgüter in Aufnahme. Zugleich war er ein trefflicher Schulmann und Melanchthon, der den zu Sorau 1525 gebornen armen Knaben in Wittenberg in seinen besondern Schutz genommen und ihn, nach beendigten Studien, an den Dr. Justus Jonas zu Nordhausen empfohlen hatte, welcher ihm auch eine Lehrerstelle an der dortigen Stadtschule verschafte, nannte ihn nur „seinen lieben Sohn," und erklärte öffentlich, dass derselbe besondere Gaben zum Unterrichten und gar geschickte Scholaren habe, die nicht nur einen guten Grund in Philosophicis, sondern auch in Sprachen und Theologia mit auf Wittenberg zu bringen pflegten. Fast alle berühmten Schulmänner damaliger Zeit befolgten beim Unterricht Neanders Methode und gebrauchten seine Lehrbücher, deren er eine große Menge geschrieben. Als er starb, hatte er 35 Bücher drucken lassen und 14 bereits beendigte Manuscripte fanden sich noch vor. Ein Verzeichniss seiner sämmtlichen Schriften findet man bei Buckfeld. (Antiquitates Ilfeldenses p. 199. 599.). Außerdem werden seine Kenntnisse in der Chemie und Medicin gerühmt, welche letztere Wissenschaft ihm bei den Krankheiten der Schüler oft sehr zu Statten kam. Zu der jetzigen schätzbaren Bibliothek des Klosters legte er den Grund und hatte selbst eine ganz vorzügliche Büchersammlung, die nach seinem Tode an den Dr. Budäus kam und, als dieser 1624 starb, von dem Domcapitel zu Halberstadt für die Stiftsbibliothek angekauft wurde. Er starb den 26. April 1595 und wurde den 28. ej. in Gegenwart Heinrich's, Grafen von Hohenstein, aller seiner Räthe, aller Prediger aus Stolberg, Heringen, Elrich, Walkenried und der ganzen Graffschaft begraben. Der Ilfeld'sche Prediger, Valentin Mylius, hielt ihm die Leichenrede. Das Epitaphium dieses Mannes, dessen Name in den Annalen Ilfeld's stets mit dankbarer Erinnerung genannt werden wird, ist noch in der Kirche mit folgender Inschrift vorhanden:

Juxta hunc lapidem in tumulo requiescit reverendus vir M. Michael Neander Soraviensis, rector & an-

tistes monasterii & scholae Ilfeldensis ad annos XLV. doctissimus, fidelissimus et, celeberrimus, maxime pius & munificentissimus in scholam, ecclesiam & pauperes. Obiit autem anno aetatis suae 70. Christi vero 95. 26. die Aprilis Ilfeldae.

Diesem trefflichen Manne folgte sowohl im Rectorat, als auch in der Klosteradministration, Johann Cajus, der Schwiegersohn des Verstorbenen. Auch er hatte viele Unannehmlichkeiten zu erdulden. Im J. 1598 zog Graf Heinrich von Hohenstein, weil er sein Schloss wegen Schulden auf einige Zeit an die von Schleinitz geben musste, ohne Weiteres in das Kloster zu Ilfeld, lebte mit seinem Hofstaate von dessen Gütern und Einkünften und machte bedeutende Schulden. Als Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, als Oberschutz- und Lehnsherr solches erfuhr, wollte er es nicht leiden und ließ einen Befehl an Cajus ergehen, die ungebetenen Gäste aus dem Kloster zu schaffen. Obgleich Cajus dem Grafen das erhaltene Schreiben zeigte, wich derselbe doch nicht von der Stelle und nun, da ein noch schärferes Schreiben des Herzogs erfolgte, brauchte Cajus Gewalt, nahm die Gemächer, welche der Graf inne hatte, in Besitz und nöthigte ihn auf diese Weise zum Abzuge. Der Graf, welcher mit den Seinigen in der Zeit seiner Anwesenheit 13,958 Gulden, 14 Groschen verzehrt hatte, begab sich in der größten Wuth nach Dresden und beschwerte sich bei dem Churfürsten zu Sachsen über den Herzog und den Rector. Der Churfürst setzte auch wirklich den Cajus zur Rede, allein sein Brief hatte nicht die geringste Wirkung und der Graf wandte sich nun nach Speier an das kaiserliche Kammergericht. Herzog Heinrich Julius ernannte seiner Seits einen Anwald, der den Process gegen die Grafen führen sollte, welcher aber so lange dauerte, bis der dreißigjährige Krieg dazwischen kam und der ganzen Sache eine andere Wendung gab. Kaiser Ferdinand hatte nämlich dem Freiherrn von Thun die Grafschaft Hohenstein für 60,000 Gulden überlassen und Cajus sollte nach Bleicherode kommen und dem Obersten, David Becker, Freiherrn von der Ehre, den Handschlag geben, dass er hinfort den Grafen von Thun als seinen Herrn anerkennen wollte. Cajus meldete sich krank und schickte an seiner Statt den Küchenschreiber Andreas Birkenstock dahin. Das Kloster musste in dieser Zeit Vieles leiden und es wurde so viel Geld von ihm erpresst, dass es sich genöthigt sah, Schulden zu machen. Im J. 1629 kam gar ein kaiserliches Edict heraus, dass alle evangelischen Klöster in den vorigen Stand gesetzt und den Katholiken zurückgegeben werden sollten. Der kaiserliche Rath und Prämonstratenserabt, Casper von Questenberg, erschien mit mehreren Ordensherren, kaiserlichen Commissarien und vielen Croaten zu Nordhausen, nahmen den dortigen Ilfelder Hof in Besitz, kamen dann nach Ilfeld selbst, hielten in der Klosterkirche Messe und gaben das Kloster dem Pater Zacharias Brandhauer und den Brüdern Mariconi, Han und Held in Besitz. Der Herzog von Braunschweig schickte zwar eine Protesta-

tion ein, weil aber der gräflich von Thun'sche Statthalter, Paul Pethe, zu Bleicherode, den Ilfelder Canonicis seinen Beistand versprach, im Fall der Herzog Gewalt gebrauchen sollte; so wurde Pater Zacharias Bandhauer übermüthig und verbot dem evangelischen Prediger, Ernst Göttling, zu Ilfeld, ferner in der Kirche den Gesang: „Erhalt' uns Herr bei Deinem Wort ꝛc." zu singen. Da ein neuer Abt in's Kloster kam, musste auch Cajus weichen und sich nach Nordhausen begeben. Der neue Abt hieß Barthold Nihusius, war in der evangelischen Religion geboren und erzogen, hatte aber 1622 in Cöln die katholische Religion angenommen und seit der Zeit, nach Art der Apostaten, mit ungeheurer Bitterkeit wider die lutherische Lehre geschrieben. Dem vorerwähnten Prediger Göttling stellte er es frei, katholisch zu werden oder seinen Dienst aufzugeben. Göttling wählte das Letztere und zog ebenfalls nach Nordhausen Nihusius aber verfolgte ihn auch dort und beschuldigte ihn, er habe vom Tilly übel geredet, weshalb Göttling mit vierwöchentlichem Arreste belegt wurde. Nun fing Nihusius mit dem Magister Reimann, Superintendenten in Bleicherode, einen Streit an, suchte ihn unter dem Vorwande abzusetzen, dass er nicht vom Grafen von Thun berufen worden wäre, und wollte durchaus nicht gestatten, dass derselbe die vacant gewordene Predigerstelle zu Haferungen besetzte, gab sich auch unendliche Mühe, die hohenstein'schen Unterthanen zur katholischen Religion zu bekehren und drückte die Evangelischen wo er nur konnte. So blieb es bis zum Herbste 1631. Am 7. September dieses Jahres wurde Tilly bei Leipzig von Gustav Adolf geschlagen und Nihusius ergriff sogleich, wie die Schweden sich näherten, mit seinen Convente die Flucht und begab sich nach Hildesheim, wo er abzuwarten beschloss, ob er wieder nach Ilfeld zurückkehren könnte. Da jede Aussicht dazu verschwand, begnügte er sich mit einem Kanonikat in Hildesheim, ging dann nach Holland und stritt sich lange Zeit mit dem gelehrten Vossius herum. Was endlich noch aus ihm geworden, ist unbekannt. Jetzt kehrte der vertriebene Cajus wieder nach Ilfeld zurück, hatte aber eine trübe Zeit zu verleben, da Alles rein aufgezehrt war und die Klostereinkünfte von dem Churfürsten zu Sachsen zurückgehalten wurden. Sehr zu beklagen ist, dass sein Ilfeldisches Chronicon abhanden gekommen ist, indem Nihusius dasselbe mit allen Ilfeldischen Originaldocumenten entwendet hat. Was wir an demselben würden gehabt haben, schreibt er an Eckstorm, den Verfasser der Walkenrieder Chronik, in folgenden Versen:

Exemplum sequar ipse tuum, si vixero salvus,
(Vidisti in Chartas acta relata meas)
Atque Ilfeldenses monachos, patresque priores
Producam e tenebris sarcophagisque suis
Ilfeldae fuerit quae norma et forma vetustae
Describam, quaenam sitque hodierna canam.

Von den folgenden Administratoren verdient hier nur Otto von Mauderode eine Erwähnung, weil er der Gründer des in der

Nähe gelegenen Dorfes Nauderode und der Stammvater der Familie gleiches Namens ist. Er wurde nämlich vom Kaiser wegen seiner trefflichen Kenntnisse und großen Verdienste in den Adelstand erhoben. Von den Rectoren nennen wir nur den Magister Tolle. Er wurde im J. 1701 eingeführt und man liest von ihm, „daſſ Ilfeld einen gelehrtern Rectorem, als diesen, post Neandrum, nicht gehabt, und wäre er diesem propter cognitionem eximiam variarum linguarum, orientalium noch vorzuziehen." — Er verstand vierzehn Sprachen vollkommen; hatte aber einen unbezwinglichen Widerwillen gegen das Schulfach und verließ heimlich die Schule. Lange wuſſten seine Anverwandten nicht, wohin er gekommen. Mehrere Jahre darauf kam endlich ein Brief von ihm, worin er meldete, daſſ ihn der russische Viceadmiral Crays 1704 in Holland kennen gelernt, zum Schiffsprediger angenommen und als solchen nach Petersburg geschickt habe. Er muſſte bald in Petersburg, bald in Cronstadt, bald auf der Flotte, und zwar bald hochdeutsch, bald holländisch, bald flämisch predigen, wurde dafür reichlich belohnt, gab aber Alles den Armen und starb endlich in einem Alter von noch nicht 37 Jahren.

Im J. 1747 sollte die Schule zu Ilfeld aufgehoben werden, sie erhielt sich aber, obgleich 16 Freistellen davon an die Universität Göttingen verlegt wurden; ja 1748 erhielt sie, da noch immer 16 Freistellen dabeiblieben, eine noch vortheilhaftere Einrichtung nach dem Plane Mathias Geſſner's. Seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag ist Ilfeld stets als eine der besten Schulen anerkannt und stark frequentirt worden. Die jungen Leute, welche sie besuchen, werden hier, fern vom Geräusch der Städte, in ländlicher Stille und ohne den ängstlichen und verderblichen Schulpedantismus, dem man in mancher andern ähnlichen Anstalt begegnet, in allen Schulwissenschaften trefflich unterrichtet und viele würdige und ausgezeichnete Männer haben in dieser Schule ihre Vorbildung empfangen oder hier, wie Köppen, Friedrich August Wolf, Mitscherlich u. A. über künftigen Werken gebrütet.

Wir schreiten durch die alten Kreuzgänge, beschauen die Bibliothek, die Wohnstuben der Alumnen, die Lehrzimmer und Säle und betreten dann die Kirche, in der, außer den bereits erwähnten Monumenten, noch besonders das der Stifter des Klosters zu betrachten ist. Graf Ilger und seine Gemahlinn Lutrudis sind, in Stein gehauen, zu sehen, und man liest dabei folgende Worte:

Lutrudis fundatrix. Elgerus P. M. fundator.
Anno domini MCXC Henricus imperator
appropriavit fundum istius ecclesiae obtentu
Elgeri comitis de Honstein, cujus pater hoc
coenobium initiavit, quod iste et sui haeredes
perfecerunt.

Indem wir das Kloster verlassen, sprechen wir zum Lebewohl die Schluſſverse aus dem Lobgedichte auf Ilfeld, welches ein Zög-

ling des Klosters, Laurentius Rhodomann, auf dasselbe in griechischen und lateinischen Hexametern verfertigt hat:

Beten wollen wir Alle, dass Ilfeld blühe und wachse
Bis zur spätesten Zeit, dass Gott, die Quelle des Wissens,
Dich, Du reizender Ort, mit seinem Segen beglücke;
Dass noch vielen Du nützest so jetzt, wie in kommenden Jahren.
Lebe wohl und blüh' und erzieh' eine treffliche Jugend,
Lieblisches Ilfeld Du, das immer die Musen gepflegt hat.

Durch ein altes Thor schreiten wir nun in den Flecken Ilfeld hinein, welcher ungefähr 100 Häuser und 800 Einwohner zählt, sonst aber nichts Merkwürdiges aufzuweisen hat.

Im J. 1771 starb hier der bekannte Vielesser, Joseph Kohlnicker aus Passau, plötzlich die Nacht vorher, als er eine Hauptmahlzeit zu genießen haben sollte. Er freute sich bei seiner Ankunft in Ilfeld über die schönen, kleinen, runden Kiesel, die er zu seiner Erhaltung gar nicht entbehren konnte. Auch nach der stärksten Mahlzeit, wenn sie auch in einem großen Kalbe bestand, wozu aber ebenfalls Steine gehörten, hungerte ihn nach zwei Stunden wieder; dann aß er Steine, Brot und Salz. Bei Eröffnung seines Leichnam's fand man:

1) im Magen neunzehn Stück Kiesel,

2) in dem Gedärme, welches das Kolon heißt, unterwärts, 49 Stück, außerdem einen messingernen Knopf und ein Stück von einer bleiernen Schnalle.

3) in demselben Gedärme, oberwärts, 34 Stück, einen metallenen Knopf und fünf Stücken von zinnernen Schuhschnallen. Sein Magen hatte keine Falten und konnte fünf Kannen Wasser fassen. Als er noch östreichscher Soldat war, lag er jedesmal für acht Mann im Quartiere, wobei sich aber die Wirthe sehr übel standen.

In der Umgegend Ilfelds bieten sich dem Wanderer überall interessante Parthieen dar. Ein Gang in das Behrthal hinein, in welchem ein dem Basalt völlig ähnlicher Grünstein vorkommt, lohnt ganz besonders die Mühe. Nordwestlich, in der Nähe des Platzes, auf welchem die Harzburg gestanden haben soll, liegen wichtige Braunsteinwerke und von dem Harzberge, einem hohen aus Thonporphyr bestehenden Bergriesen dicht über Ilfeld, hat man eine entzückende Aussicht. In den Forsten umher bricht man Eisenstein und die Flusskiesel enthalten oftmals Steine, welche den böhmischen fast gleich sind. Oberhalb Ilfeld liegt eine bedeutende Papiermühle und unterhalb die Johannishütte, eine Eisenhütte, welche berechtigt ist, Eisenstein zu suchen und zu graben, wo er sich in der Grafschaft Hohenstein nur findet Früher bestand sie aus einem hohen Ofen, einem Frisch- und einem Zaynhammer.

Der Herzog von Braunschweig kaufte sie, um sie seinen Hüttenwerken zur Zorge und Wiede unschädlich zu machen und ließ den hohen Ofen eingehen. Gleich dabei liegt Wiegersdorf. Es war früher Filial von Ilfeld, vom J. 1622 aber wurde es mit Dorf Osterode verbunden. Südlich vom Orte, im Ochsenloche, bricht ein Alabaster, der wegen seiner Schönheit der schöne Mädchenstein genannt und wegen seiner Härte zu den Marmorarten gerechnet wird. An der über dem Orte liegenden langen Wand, einer merkwürdigen, von der Behre bespielten Anhöhe, an der einmal ein vollständiges Mammuthgerippe aufgefunden wurde, stehen fast sämmtliche Flötzlagen, vom Stinkstein bis zum Kupferschieferflötz, zu Tage aus und zeigen sich bei geringer Abräumung der Erde. Auch ist hier eine sehr schnell versteinernde oder mittelst Gipssinters inkrustirende Quelle. — Zuletzt wandern wir noch nach dem Falkenstein, einem Berge, auf welchem die Göttin Ostera verehrt worden sein soll.

Langsam wandeln vom Dörfchen wir hin zur blumigen Wiese,
Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad.
Um uns summe die geschäftige Biene, mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichen Klee.
Bald umfängt uns ambrosische Nacht; in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen uns ein.
In des Waldes Geheimniß entflieht uns auf einmal die Landschaft,
Und ein schlängelnder Pfad leitet uns steigend empor.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubiges Gitter
Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein;
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald giebt
Ueberraschend des Tags blendendem Glanz uns zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor unsern Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gebirg endet im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der jählings unter uns abstürzt,
Ziehen im üppigsten Grün duftende Matten hin.
Blühende Saaten bedecken in weiterer Ferne die Aecker,
Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
Vielfach ertönt der Heerde Geläut im belebten Gefilde,
Und den Widerhall weckt einsam des Hirten Gesang.
Dörfer tauchen empor, im Gebüsch verstecken sich andre;
Murmelnde Bächlein ziehn silberne Fäden durch's Land.
Heimathliches Gefilde, wie bist Du so reizend, so herrlich!
Bis mein Auge sich schließt, denk ich mit Liebe an Dich!

Cf. Leuckfeld's Antiqq. Ilfeldenses. — Hannöversches Magazin Jahrg. 1815. — Leopold's Kirchen- und Schulchronik. — von Rohr's Merkwürdigkeiten des Unterharzes. — Lessers: physikotheologische Schriften. — Schmalings hohenstein'sches Magazin u. a.

C. Duval.

Bemerkung zur Beschreibung von Ilfeld.

Das Backhaus nebst einem andern Wohnhause allhier wird rundherum von einem Wassergraben eingeschlossen, und bildet gleichsam eine kleine Insel. Unterschriebener der dieses Backhaus schon seit 1805 gepachtet hat, hat seit dieser Zeit schon an 20 Schlangen getödtet. Der Naturgeschichte nach sind es die Hausottern, die nach dem heißen Brode gehen. Sie waren beinahe alle 2¼ Elle lang, und im Durchmesser 2½ Zoll stark. Die Weibchen hatten 30 bis 32 Eier, welche die Größe eines Kullerschosses hatten, und alle an einander gereihet waren. Eins von meinen Kindern, das im Garten zwischen blühenden Erbsen allein saß, hat mit einer dieser Schlangen gespielt, die 32 Eier hatte aber dem Kinde durchaus keinen Schaden zugefügt hat. Auch ist Niemand durch sie beschädigt worden. Seit einigen Jahren haben wir keine mehr gespürt.

Ilfeld, den 20. December, 1840.

F. A. Weege.

Geschichte
des Schlosses Rothenburg
in der unteren Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt.

Die goldene Aue, dieser fruchtbare Landstrich Thüringens, der sich von Nordhausen bis Sangerhausen verbreitet, wird südlich durch ein meist bewaldetes Gebirge begrenzt, auf dessen östlichem Theile die Schlösser Rothenburg und Kiffhausen in Trümmern liegen. Jene Burg ist von Kelbra eine halbe Stunde nach Südost, von Frankenhausen zwei Stunden nach Norden entfernt. Ein bequemer Weg (der Hainweg oder Hainrain) führt von ersterer Stadt durch eine Pflanzung veredelter Kirschbäume bis zu dem Fuße der schroffen Höhe. Jetzt weicht die Fahrstraße etwas zur Rechten ab, in den Tannenberg, ein enges, düstres Thal, sich ziehend. Von einem schmalen Fußsteige seitwärts zu dem krummen Wege begleitet, windet sie sich allmälig zu der freiern Ebene des Berges hinauf. Der Blick in den bald jäh, bald flach sich senkenden Abgrund versetzt das Gemüth in banges Zagen. Heiterer wird die Aussicht, wenn man eine beträchtliche Höhe erstiegen hat und nach Norden schaut, wo über Kelbra und Berga hin ein freundlicher Thalwinkel die mannichfaltigsten Reize enthült. Ein kürzerer, wenn auch beschwerlicherer Fußpfad trennt sich bei einer Gruppe junger Linden von der Straße, und, nachdem er den sogenannten Haingarten die Quere durchschnitten hat, schlängelt er sich an dem Abhange des Berges, von duftenden Waldblumen, Buschwerk und Bäumen umringt, sanft zu den Ruinen hinauf. Dichtbelaubte Ulmen, Buchen, Ahorne und Eichen, in lieblicher Mischung, wehren dem Eindringen der brennenden Sonnenstrahlen. Zur Linken sieht man von schwindelnder Höhe in das Sumpfthal hinab, das, wie ein gähnender Schlund, nach Osten sich öffnet. Ueberraschend ist an

einzelnen Stellen der Rückblick nach Nordost, wo ein kleinerer Streifen der Aue in schimmerndem, durch die Finsterniß der nächsten Umgebungen noch mehr gehobenem Lichte aus der Ferne herüberglänzt.

Jetzt empfangen uns die Schatten, welche die Rothenburg vom Berge herabwirft, ein Theil des alten Gemäuers wird sichtbar. Ein mächtiger Antrieb, die letzte Höhe zu erklimmen! Hier entdeckt das spähende Auge zuerst einen mit lebhaftem Grün bekleideten Rasenplatz, und, nach Norden sich wendend, gewahrt es den steilen Bergkegel mit der darauf gegründeten Veste und ihrem gewaltigen Thurme. Das mit dichtem Gesträuch fast ganz verwachsene Thor und die weite Oeffnung eines Fensterbogens lassen nur einen flüchtigen Blick in das Innere derselben thun.

Betrachten wir die Ruinen in der Nähe, so lehrt schon eine oberflächliche Ansicht, daß die Burg von geringem Umfange gewesen sei. Sie bestand ohne Zweifel in drei Haupttheilen.

Da, wo sich südöstlich der tiefe Burggraben endigt, führt ein schmaler Fußsteig zu ihr hinauf. Rankendes Gebüsch und rollende Steinchen erschweren jeden Schritt. Doch bedarf es deren nicht viele, um das Thor des öden Hauses zu erreichen, zu welchem sonst eine Zugbrücke den Weg über den Graben gebahnt zu haben scheint. Das Thor läuft in einen Spitzbogen zu. Rechts und links erheben sich die Seitenwände des Hauptgebäudes oder der Wohnung der Burgherrschaft. Eine Mittelmauer, auf welcher das Gebälk des obern Geschosses ruhte theilt dasselbe der Länge nach. Es bestand aus zwei Stockwerken. Das obere, welches, wie einige glauben, den Prunk- und Waffensaal in sich begriff, gewährte die herrlichste Aussicht in den nordöstlichen Thalgrund, und, dem bewaldeten Gebirgsrücken entlang, auf den Thurm der Nachbarveste Kiffhausen. Die östliche, auswendig von mächtigen Strebepfeilern gestützte Seitenwand wird von drei hohen Fenstern durchbrochen. Ihre äußere Einfassung wölbt sich zwar flach, in Form eines gedrückten Bogens, aber die innern weiten Räume, welche vermuthlich drei Abtheilungen bildeten, laufen spitzig zusammen. Verschiedene Verzierungen, darunter einige Blättern gleichen, geben diesen Fenstern den Ausdruck gefälliger Leichtigkeit.

Die nördliche Giebelwand entbehrte, wegen eines andern daranstoßenden Gebäudes, des Lichtes fast gänzlich. Das untere Geschoß wurde von einer Mittelmauer in zwei Hälften geschieden. Vielleicht war sonst in der ziemlich hohen, spitzbogenförmigen Oeffnung, durch welche man senkrecht an dem Gemäuer hinunterschaut, eine geheime Thür zur Rettung vor Feinden.

Wen etwa der seitwärts aufgeworfene Erdhügel befremdet, dem können wir aus guter Quelle versichern, daß er seinen Ursprung Schatzgräbern verdanke, die einst auf alten Schlössern ihr Wesen trieben, und, in dem fast immer getäuschten Wahne, hier verborgene Kostbarkeiten zu entdecken, den Boden durchwühlten. Drei kleine Fenster in der östlichen Giebelmauer lassen das Licht nur spärlich in das Erdgeschoß fallen. Westwärts, beinahe am nördlichen Ende

führt ein niedriges Thor abermals in einen mit Gesträuch und Bäumen durchwachsenen Raum, welchen ein Stück Seitenmauer und die Trümmer einer Gibelwand umschließen. Hier fängt es, wegen der größern Erhöhung des Bodens und der unbedeutendern Reste der Mauer, schon etwas zu tagen an, und südlich, zu beiden Seiten des Thurmes, eröffnet dieser Platz eine ungestörtere Aussicht.

Der Thurm hat neuerlich von seiner früheren Höhe, welche noch im J. 1823 ohngefähr sechzig Fuß betrug, außerordentlich verloren, und ist auf der südlichen Seite dergestalt zusammengesunken, daß die Trümmer beinahe den Graben füllen und nur einzelne Bruchstücke emporragen. Glatte, meist braunröthliche Quader runden ihn von außen und im Innern, den Zwischenraum füllen Bruchsteine und ein festbindender Kalkguß. Der Umfang desselben dehnt sich in die ungeheuere Weite von 136 Fuß (Leipziger Werkmaas). Die Dicke der Mauer mißt, selbst in ansehnlicher Höhe, gegen zehn Fuß. Ein so riesenhaftes Gebäude entsprach vollkommen seiner Absicht, den südlichen und zugleich schwächsten Theil des Schlosses zu decken. Von einem Eingange in das Innere findet man, außer einer künstlichen Oeffnung, weiter keine Spur. Die hohen und geräumigen Thüren in der westlichen Seite des obern Geschosses der ersten Abtheilung der Burg verbanden dieselbe vermuthlich mit der zweiten.

Die Reste eines dritten, die an nördliche Giebelwand der herrschaftlichen Wohnung stoßenden Gebäudes von geringem Umfange und unbeträchtlicher Höhe, sind, wie die andern, des Daches beraubt; nur ein doppeltes Kreuzgewölbe hat jedem Einflusse der Witterung Trotz geboten. Vermittelst sehr kleiner, viereckiger Oeffnungen wird dasselbe seitwärts nur schwach beleuchtet, und, aus dieser Ferne gesehen, prangt der Thalgrund der Aue mit seinen grünenden Wiesen und goldenen Saaten in wundervoller Schönheit. Vielleicht war dieses Nebengebäude, das, wie seine Trümmer zu erkennen geben, drei niedrige Stockwerke hatte und in Hinsicht der Bauart dem eigentlichen Wohnhause weit nachstand, ursprünglich zum Aufenthalte der Diener oder zu wirthschaftlichen Zwecken bestimmt. Wenigstens versetzt der gemeine Glaube hierher die Küche.

Die äußere Mauer, mit welcher die zerstörende Zeit so unerbittlich geschaltet hat, daß nur wenige Reste davon übrig sind, schloß sich dicht an die Umfassungsmauern der Gebäude an, den größten Theil derselben umgebend. Nur das herrschaftliche Wohnhaus war, wie es scheint, nicht in ihr begriffen, sondern schon genug durch seine günstige Lage geschützt. Ueberhaupt erfreute sich diese Burg der erwünschtesten Sicherheit. Oestlich gebot ein tiefes Thal mit undurchdringlicher Waldung, nördlich die jähe Anhöhe selbst den verwegensten Feinden Ehrfurcht, westlich scheuchte ebenfalls ein solches Thal jeden Angriff zurück. Die mittägliche Seite, wo sich der Berg allmälig in die Ebene verliert, war die schwächste. Diese aber hatte die Kunst in furchtbaren Vertheidigungszustand gesetzt. Ein senkrecht in Felsen gehauener Graben hemmte hier das schnelle Vordringen, und war auch dieses Hinderniß glücklich überwältigt, so mußte sich

der ungestüme Muth an den starken Mauern und dem Thurme brechen, der Tod und Verderben auf die Belagerer herabschleuderte.

Wer sich etwa berufen fühlt, als Kräuterkundiger die nächsten Umgebungen des Schlosses zu durchforschen, der wird zwar seine Wißbegierde mit keiner großen Ausbeute von seltenen Erzeugnissen dieses Naturreichs belohnt sehen; desto mehr aber sich freuen, die meisten Laubholzarten in anmuthigster Mischung hier beisammen zu finden. Abgelegenere Orte der Aue jedoch befriedigen die Wünsche des Pflanzenliebhabers auf eine weit vollkommnere Weise, wie, unter andern, der Kiffhäuser, der Mittelberg bei Auleben und die Numburg, wo auf Wiesen manches sonst nicht häufige Kraut dem salzigen Boden entsproßt.

Eben so reich ist die Aue, und vorzüglich die südliche Bergkette, welche dieselbe umschließt, mit mineralogischen Merkwürdigkeiten ausgestattet.

Der Bergbau, der sonst auf dem ganzen Kiffhäuser emsig betrieben wurde, ist in neueren Zeiten völlig eingegangen.

Wir wenden uns jetzt zu der Darstellung der Schicksale der Rothenburg unter ihren verschiedenen Besitzern.

Die erste aber nicht völlig befriedigend zu lösende Aufgabe betrifft den Gau, in welchen unsere Burg gehörte, wenn sie (denn auch dieses ist unentschieden) vor der gänzlichen Abschaffung dieser Eintheilung Teutschlands bereits angelegt war. Zwar spricht die Lage für den Helmgau, welcher alle nördlichen Orte dieses Bezirks in sich begriff und zu dem ums Jahr 779 das Dorf Görsbach gerechnet wurde; aber unbezweifelte Gewißheit darüber zu schaffen, ist schon aus dem Grunde unmöglich, weil wir nicht einmal die kaiserliche Pfalz Tilleda mit Sicherheit dahin versetzen können. Von der Mitte bis gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts herrschten die Grafen Wilhlm I. und II. von Weimar in dem Helmgau, dessen Grenzen der Nabelgau berührte, wozu, nach urkundlichen Zeugnissen, die Gegend von Wolkramshausen und Ichstedt und muthmaßlich auch Frankenhausen gerechnet wurde.

In der goldnen Aue (dem ehemaligen Helmgau), so wie an andern Orten Thüringens, wohnten noch im zwölften Jahrhundert viele Slaven und Wenden, die sich, nach Vertreibung der vorigen Besitzer, mehrerer Dörfer bemächtigt hatten. Bei den gewaltsamen Versuchen, sie zum Christenthume zu bekehren, besonders unter der Regierung Heinrichs des Löwen und Alberts des Bären, traf sie wieder ein gleiches Loos. Viele derselben wurden auf die grausamste Weise des Lebens beraubt und ihre Wohnungen verwüstet. Solche greuelvolle Auftritte ereigneten sich auch in den wendischen Niederlassungen bei der Rothenburg. Am Fuße des Berges, auf welchem dieselbe liegt, zwischen Kelbra und Tilleda, finden sich noch Spuren von dem ehemaligen Slavischen Dorfe Lindescum (Lindischau) und einer zerstörten Kapelle, der sogenannten Lindischen Kirche. Ferner hatten sich Slaven zu Sittendorf, Steinbrücken, Görsbach, Berga, Rosperswenden, Nanzenrad und Ascolves-

wenden angebaut. Nach Ausrottung dieser Nation sollen manche ihrer Besitzungen den um jene Zeit eingewanderten Flämingern oder Holländern angewiesen worden sein.

Der gewöhnlichen Meinung zufolge, ist die Rothenburg, deren Namen man entweder von den rothen Steinen, womit sie erbaut ist, oder, wie das benachbarte Rathsfeld, von roten oder raten (roden, raden) ausrotten, urbar machen,*) ableitet, von den Voreltern des edeln Geschlechts, unter dessen Botmäßigkeit wir sie im zwölften Jahrhundert antreffen, bereits im eilften zum Schutze gegen die Slaven und Wenden gegründet worden. Könnten wir freilich bestimmen, daß die Ueberreste dieses Schlosses, so wie wir sie eben beschrieben haben, in allen ihren Theilen, noch von der ursprünglichen Anlage vorhanden wären, so würde seine Entstehung wohl erst dem zwölften Jahrhundert anheim fallen.

In den Thüren und Fenstern zeigt sich nämlich der Spitzbogen, das eigenthümliche der deutschen Bauart, in Verbindung mit Theilen, welche dem ältern, in Deutschland übligen Baustile angehören, den niedrigen Säulen, und mit andern vom arabischen Stile entlehnten, dem aus mehreren Kreisstücken gebildeten Bogen. Daß die Spitzbogen in diese Thüren und Fenster nicht erst nachher eingesetzt worden sind, ist augenscheinlich und wird durch die Konstruction des Ganzen beurkundet. Diese Bruchstücken müssen also in der Uebergangsperiode von dem ältern zu dem neuern Stil der in Deutschland herrschenden Bauarten entstanden sein, wo der Spitzbogen noch nicht allgemein angenommen auf das Ganze des Gebäudes wirkte, sondern wo er nur selten gebraucht und mit Theilen der alten Kunst vereinigt wurde. Dieses geschah in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Jedoch läßt sich von dem Einzelnen nicht immer auf das Ganze schließen und der Ursprung desselben in die nämliche Zeit setzen, welche die Theile zu erkennen geben, da diese später hinzugekommen und in das bereits Bestehende eingefügt sein können.

Was unsere Burg anlangt, so erhält die von der Bauart einzelner Theile hergeschlossene Muthmaßung über ihr Alter auch durch geschichtliche Ereignisse eine festere Stütze. Ziehen wir diese zu Rathe, so treffen wir beide in dem erwünschtesten Einklange. Das öffentliche Leben des ersten Grafen von Rothenburg, Christian, beginnt nämlich gleichfalls in der ersten Hälfte jenes Jahrhunderts, und zwar mit unbezweifelter Gewißheit im Jahr 1128 laut

*) Aus dem Worte: Rode, Roth oder Reut, welches in den Namen vieler teutschen Dörfer, Flecken rc. vorkommt, erhellt, daß die Gegenden, wo dieselben liegen, ehemals Wald gewesen sind und erst durch dessen Ausreudung haben urbar gemacht werden müssen. In dieser Beziehung sagt schon Kaiser Otto IV. in einer Walkenriedischen Urkunde vom J. 1215: constare volumus, quod ecclesia de Walkenrith uillam quandam, quae vocatur roth id est novale multo tempore juste dinoscitur possedisse, sed eiusdem villae advocatiam habuit helgherus Comes de Hoenstein de Imperio.

zwei Jechaburgischen Urkunden, deren eine zu [illegible], welcher man wahrscheinlich einen Schnitzer zu verzeihen hat, ausgestellt ist. Denn von der Beschuldigung, daß er [illegible] einen Vetter, den Grafen Kuno von [illegible], meuchelmörderisch aus dem Wege geräumt habe, glauben wir ihn [illegible] freisprechen zu können.

Schon wegen der Nähe der Stammsitze und in anderer Hinsicht erscheint die Behauptung, welche den Grafen Christian von Rothenburg für einen Abkömmling der alten Beichlingischen Familie erklärt, nicht ganz verwerflich. Denn in den mittleren Zeiten vertauschten die Söhne eines Vaters bei der Theilung ihrer Lande häufig den Geschlechtsnamen mit dem der Burg, welche sie zum Sitze erkoren, und schrieben sich blos von dieser, ohne jenen weiter hinzuzusetzen.

Der Bischof Thietmar von Merseburg hat uns den Namen einer Besitzerin von Beichlingen aufbehalten, welche zu Anfang des eilften Jahrhunderts lebte. Sie hieß Reinhild und wurde 1014 von dem nördlichen Markgrafen Werner von Walpke (Walbeck) entführt, der über diesem Wagniß sein Leben verlor. Zwei berühmte Geschichtforscher Gebhardi und von Wersebe sind geneigt, sie für eine Enkelin des Grafen Billing auszugeben, und ihre Muthmaßung empfiehlt sich wenigstens dadurch, daß dieser in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts mit Gütern in dem benachbarten Gau Engilin angesessen war. Die Geschichte verschweigt Reinhildens Gemahl, aber die Zeitfolge läßt uns in der Gräfin Oda von Beichlingen ohne Schwierigkeit ihre Tochter erkennen. Oda zeigte in erster Ehe mit dem Grafen Wilhelm III. von Weimar einen Sohn, Otto, der bei Theilung der väterlichen Lande die Grafschaft Orlamünde erhielt, nach seinem Bruder, Wilhelm IV., 1062 Markgraf zu Meißen wurde und 1067 starb. Er besaß viele eigenthümliche Güter an der Unstrut, die wahrscheinlich zum Theil von seiner Mutter herrührten und die er auf seine Töchter vererben konnte, da ihm Adela von Brabant keine Söhne geboren hatte. Zu diesen Besitzungen rechnet man mit ziemlicher Zuversicht Scheidungen, Beichlingen, Frankenhausen, Sachsenburg und die Gegend des nachherigen Klosters Oldisleben. Auch Markgraf Dedo, Odens zweiter Gemahl, hatte Beichlingen einige Zeit inne, bis ihm dasselbe 1069, während des Sächsischen Kriegs, von dem Kaiser Heinrich dem IV. entrissen wurde. Nach Ableben der Markgräfin fiel es an ihre Kinder erster Ehe, und zwar an die zweite Tochter, Kunigunde, welche sich daher auch des Titels einer Gräfin von Beichlingen bediente. Sie verheirathete sich drei Mal, zuerst mit einem Russischen Großfürsten, dann mit dem Grafen Kuno von Nordheim und endlich mit dem Markgrafen Wiprecht dem ältern. Unter ihren fünf Töchtern ist die aus der ersten Ehe für uns am merkwürdigsten. Sie hieß wahrscheinlich Mechtild und wurde ums J. [illegible] an Günther II. von Keverenburg vermählt. Bald nach Kunigundens Abschied aus der Welt betritt ein Graf Friedrich von Beichlingen den Schauplatz. Es ist unleugbar, daß diese

Grafschaft und das Recht zu der Schirmvoigtei des Klosters Oldis-leben von jener auf diesen übergegangen sein mußte und daß er von ihr abstammte. Die älteste Tochter und ihre Erben hatten die nächsten Ansprüche auf Beichlingen. Daher besorgen wir nicht, uns zu täuschen, wenn wir den Grafen Friedrich für einen Sprößling Günthers von Kevernburg und der Russischen Prinzessin erklären. Sizzo III., ihr Erstgeborner, herrschte bei dem Hinscheiden seiner Großmutter (1140) schon viele Jahre selbstständig in den väterlichen Landen; Friedrich, der jüngere Sohn, erhielt deswegen, entweder durch ein Testament, oder einen mit seinem Bruder errichteten Hausvertrag, die mütterliche Grafschaft Beichlingen und pflanzte sie auf seine Nachkommen fort, die sich in verschiedene Zweige sonderten, deren einer bis ans Ende des sechzehnten Jahrhunderts geblüht hat.

Auf diese Weise hätten wir uns nicht nur von den Ahnen des Beichlingischen Geschlechts, sondern auch von den frühesten muthmaßlichen Eigenthümern in der Nähe unsers Schlosses liegender Orte vorläufig unterrichtet. Wir stehen nun wieder bei dem Zeitpunkte, wo auch Christian von Rothenburg, entweder mit dem Grafentitel, oder ohne denselben, aber doch unter den Edelen und mit dem Familiennamen, oder bisweilen blos mit dem Taufnamen, vorzüglich in Urkunden des Kaisers Lothar, der ihm seine besondere Gunst geschenkt zu haben scheint, da er ihn bei verschiedenen Staatsgeschäften als Unterhändler brauchte, von 1129 bis 1155 angetroffen wird. So bevollmächtigte ihn dieser Regent im Jahre 1132 zu Bezeichnung der Grenzen des dem neugestifteten Kloster Walkenried verliehenen Wildbannes. Durch die, auch von dem Erzbischof zu Mainz, als Lehnsherrn, 1144 genehmigte Ueberlassung einiger sumpfigen, bisher unbenutzten Grundstücke bei dem Dorfe Görsbach an die Mönche des eben genannten Klosters beförderte er den bessern Anbau dieser Gegend. Man macht sich wohl einer Ungerechtigkeit schuldig, wenn man den frühern Bewohnern jener geistlichen Stiftungen allen Einfluß auf die Urbarmachung der näheren Umgebungen ihrer Wohnsitze absprechen will. In dem gegenwärtigen Falle wenigstens läßt sich diese wohlthätige Wirksamkeit der Klöster von keinem Unbefangenen verkennen. Das zu Walkenried scheint jene Ländereien erworben zu haben, um sie durch zehentpflichtige Pflanzer aus den Niederlanden bearbeiten zu lassen; und vielleicht ist man berechtigt, die Entstehung aller jetzt noch übrigen Flämischen Güter von dem durch diese Fremdlinge besorgten Anbau der erwähnten Sümpfe herzuleiten. Zuletzt wird Christian I. in einer Urkunde vom Jahr 1155, in welcher der Erzbischof Arnold von Mainz die Ansprüche Hattemars von Bendeleben an das Kloster Lippoldesberg wegen der Güter zu Altenwinethen und Muzasen vermittelt und den feierlichen Verzicht im Placitum zu Selegesbach bewirkt, als comes de Rodenburch erwähnt. Durch dies erst seit kurzem veröf-

fentlichte Document*) fällt zugleich ein erfreulicher Lichtstrahl auf die bisher in düsteres Dunkel gehüllte Abkunft und die ungewissen verwandtschaftlichen Verhältnisse desselben. Denn unter den Zeugen folgt unmittelbar auf ihn sein Bruder Friedrich von Kevernburg (frater comes Fridericus de Keurenberche), welcher Umstand nicht allein der Vermuthung, daß der letzte, den wir nur als Grafen von Beichlingen kannten, dem Kevernburgischen Geschlechte entsprossen war, eine festere Stütze, sondern auch dem ersten, welchen man bisher gänzlich davon auszuschließen pflegte, einen wohlverdienten Platz in dem Stammbaume desselben verleiht.

Nach langem Zwischenraume kommt, zuerst 1778, Christian der zweite vor. Sowohl er, als Gottschalk von Rothenburg, könnten Söhne Christians I. gewesen sein, wofür sie auch einige Geschichtschreiber wirklich halten. Doch ermangelt ihre Behauptung, daß Gottschalk schon 1130 dem Reichstage zu Braunschweig beigewohnt, eines unumstößlichen Beweises. Beide erscheinen in einer Urkunde vom J. 1178 als Grafen von Rothenburg, und dieser widmete der Domkirche zu Halberstadt wegen des derselben bei Einäscherung der Stadt durch Heinrich den Löwen, den er wahrscheinlich auf seinem Zuge begleitete, am 23. September 1179 zugefügten Schadens, Güter zu Espilstedt (Esperstedt im Amte Frankenhausen)? welche im J. 1228 dem Stifte Jechaburg, für eine Summe von 33½ Mark Silbers abgetreten wurden. Christian den zweiten finden wir ferner 1193 in dem bekannten Stiftungsbriefe des Klosters Ilfeld, und noch im Jahr 1198 suchte er eine Streitigkeit beizulegen, die zwischen der Probstei Jechaburg und den Erben der Besitzerin von Besa und ihres Ehegatten, des Ritters Helmbert von Rothenburg, obwaltete. Die Neffen des letztern glaubten, ihre Ansprüche auf einige, jener geistlichen Stiftung von ihren eben erwähnten Verwandten geschenkte Hufen mit den Waffen durchsetzen zu können. Doch wurde ihnen endlich, unter Vermittelung Christians und des Landgrafen Herrmann von Thüringen, eine Entschädigung an Gelde ausgewirkt, wofür sie ihren vermeinten Rechten förmlich entsagten. Es könnte scheinen, als ob das Rothenburgische Geschlecht mit Christian dem zweiten erloschen und seine Herrschaft beim Anbeginn des dreizehnten Jahrhunderts auf die Grafen von Beichlingen übergegangen wäre.

Doch wird in einem Documente vom Jahr 1209 Graf Friedrich von Rothenburg ausdrücklich von einem Beichlingischen dieses Namens unterschieden. Damals verkaufte Albert von Klettenberg, eben im Begriff, nach Palästina zu wallfahrten, dem Walkenriedischen Kloster Güter zu Bodenrode und Fladengendorf, und fügte, aus Reue über die Bedrückungen, die er sich ehedem gegen dasselbe erlaubt hatte, das Patronatrecht der Kirche des ersteren Or-

*) S. P. Wigands Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens. 4. B. 2. H. (Lemgo 1829.) S. 222 — 224.

tes noch unentgeltlich hinzu. Das Kloster vertraute die Vertheidigung des neuen Besitzthumes den Grafen, Friedrich von Rothenburg, Dietrich (I.) von Hohenstein und Gosmar von Kirchberg. Ein Jahr nachher verzichtete Friedrich von Rothenburg zu Gunsten des oft erwähnten Klosters, dessen in großer Zahl vorhandene Schenkungsbriefe fast die einzigen Quellen sind, aus denen wir Nachrichten über unser Grafenhaus schöpfen können, auf die Dienste, welche ihm wegen des Vorwerks Kaldenhausen geleistet werden mußten. Dieses Vorwerk lag am untern Riethe, in der Nähe der Numburg, mit welcher es vielleicht späterhin zusammengeschmolzen ist. Der bisherige Besitzer behielt sich vor, diese Gerechtsame für zwanzig Mark, welche ihm das Kloster bei der Abtretung gezahlt hatte, wieder einzulösen.

Jovius, dessen Schwarzburgische Chronik durch Benutzung der reichhaltigen Archive dieses und anderer Thüringischen Häuser unverkennbaren Werth empfängt, behauptet, daß die Rothenburg 1212 in dem Kriege zwischen Kaiser Otto IV. und dem Landgrafen Herrmann von jenem erobert und zerstört worden sei. Aber dieser sonst so behutsame Forscher schwebt im Irrthume, wenn er annimmt, daß Friedrich von Beichlingen, in dessen Besitz er unser Schloß schon damals vermuthet, die Parthei Herrmanns begünstigt habe. Ein anderes, in den meisten Fällen glaubwürdiges Zeitbuch spricht vielmehr für das Gegentheil und lehrt uns den Grafen als Verfechter der Sache Otto's kennen, der in einem Treffen, das der Aufhebung der Belagerung von Weißensee vorherging, von dem Landgrafen gefangen genommen wurde.

Ob der bei den Jahren 1209 und 1210 erwähnte Graf Friedrich dem Beichlingischen oder alten Rothenburgischen Stamme angehört habe, ist zweifelhaft, und möchte es auch wohl so lange bleiben, bis es den Geschichtforschern gelingt, eine größere Anzahl von Urkunden dieser beiden Familien zu entdecken und die daran hängenden Siegel mit einander zu vergleichen. Wenigstens wird der Glaube von dem ununterbrochenen Bestehen des Rothenburgischen Geschlechts bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wieder etwas wankend, wenn man den Inhalt einer Urkunde von 1231 erwägt, in welcher Graf Friedrich von Beichlingen die Abtei Walkenried gegen Entrichtung einer gewissen Geldsumme von den Diensten und Frohnen befreit, die er auf den Gütern derselben zu Nora, Heienrode, Merbeke und Solstede, nach seinem eigenen Bekenntnisse bis jetzt gewaltsam und widerrechtlich, gefodert hatte. Man würde vielleicht aus dem Umstande, daß Heinrich von Evera (Ebra), Voigt (advocatus) zu Rothenburg, diesen Brief bezeugt hat, auf den mit der Herrschaft unserer Veste vorgegangenen Wechsel schließen können, wenn nicht zwei Jahre hernach (1233) ein Friedrich aufträte, der sich blos Grafen von Rothenburg nennt. Ihn mit jenem Beichlingischen für dieselbe Person zu halten, dürften wir uns nur dann erlauben, wenn es völlig ausgemacht wäre, daß er den Titel von seinem Stammschlosse Beichlingen und der erst später erworbenen Rothenburg abwechselnd geführt habe. In dem letzteren Jahre ver-

pflichtete sich Friedrich von Rothenburg nebst dem Grafen Heinrich zu Stolberg und dessen Sohne Friedrich, die dem Erzstifte Mainz, zum Ersatz für bisherige dem Kloster Walkenried verkaufte Lehnstücke zu Rumburg, in Lehn gegebenen Güter zu Mackenrod und Levenrod vor allen Beeinträchtigungen zu schützen. Außerdem wird des Grafen von Rothenburg noch in einem Documente Heinrichs zu Stolberg ohne Jahrzahl gedacht, das vielleicht in die nämliche Zeit gehört.

Von nun an verschwinden die Grafen von Rothenburg völlig aus der Geschichte und die Beichlinger nehmen als Besitzer unseres Schlosses so lange ihre Stelle ein, bis auch sie dasselbe einem reichern und mächtigern Nachbar abzutreten genöthigt sind.

Ehe wir aber die eben bezeichnete, durch fast zwei Jahrhunderte führende Bahn, nach dem Leitfaden schriftlicher Denkmäler, durchwandeln, wollen wir den Ruhepunkt, der sich uns hier darbietet, zu Würdigung eines Verhältnisses benutzen, in welchem sich diese Veste im Jahr 1203 befunden haben soll.

Unter den bei der Theilung der Söhne Heinrichs des Löwen zu dem Erbe Kaiser Otto's IV. geschlagenen Vesten werden auch Rothenburg und Hohenstein genannt. Die meisten, besonders Braunschweigischen, Historiker behaupten, daß jene die unsrige am Kiffhäuser, und diese das jetzt in malerischen Trümmern liegende Stammhaus des erloschenen Geschlechtes gleiches Namens sei. Die natürliche Folge der Orte in dem Vertrage scheint wirklich diese Meinung zu begünstigen; doch leidet es wohl keinen Widerspruch, daß die Erwähnung dieser und der meisten andern Burgen in demselben nur die Lehnrechte, aber nicht den unumschränkten Besitz zum Gegenstande gehabt haben kann, weil zu jener Zeit schon Grafen von Lüchow, Scharzfeld, Lauterburg, Hohenstein, Rothenburg und Regenstein öffentlich auftreten.

Die erste vom Untergange gerettete Urkunde des Klosters Walkenried, welche die Beichlingischen Grafen als Herren der Rothenburg ahnen läßt, ist 1253 in Kelbra, das man wegen der nahen Lage wohl nicht ohne Grund zu den Bestandtheilen dieser Herrschaft zählt, von Friedrich, der gewöhnlich als der dritte dieses Namens bezeichnet wird, ausgefertigt worden. In einem frühern Diplom von 1249 nennt Graf Heinrich von Hohenstein diesen Grafen von Beichlingen und den Grafen Heinrich zu Schwarzburg, welche dasselbe durch Anhängung ihrer Siegel bestätigten, seine soceros. Ob dieses im Mittelalter, gleich den meisten lateinischen Verwandtschaftsnamen, vieler Auslegungen fähige Wort, hier im ursprünglichen Sinne gebraucht werde, wagen wir, bei dem Mangel anderer Nachrichten, welche dieses Verhältniß aufklären könnten, nicht zu entscheiden, aber darin glauben wir von den übrigen Historikern abgehen zu dürfen, wenn sie jene Urkunde dem Grafen Heinrich II. zu Hohenstein, der von 1249 bis 1289 oder 1298 gelebt haben soll, und dessen Gemahlin Mechtild von Reinstein war, beilegen wollen. Der Aussteller

derselben ist vielmehr Heinrich I., ein Sohn Elgers II., wie sich besonders aus der Verschiedenheit ihrer Siegel darthun läßt.

Daß Friedrich der ältere von Beichlingen, der 1263, in Gesellschaft des Grafen Heinrich II. zu Hohenstein und Friedrich des jüngern von Beichlingen, Herrn zu Lohra, einen zwischen dem Kloster Walkenried und Friedrich von Nora getroffenen Gütertausch bestätigte, Besitzer der Rothenburg gewesen sei, läßt sich aus der Unterschrift der Zeugen, unter denen, als Begleiter des ersteren, auch Burgmänner dieses Schlosses vorkommen, nicht ohne Grund vermuthen.

Am 25. Februar 1268 verkaufte Friedrich mit Bewilligung seiner Gemahlin, Hedwig, Gräfin von Rothenburg, seines Sohnes, Friedrich von Lohra, sowie seiner übrigen Kinder, Friedrich, Herrmann und Ermegard, das Kammerholz nebst dem damals wüsten Dorfe Rathsfeld für 150 Mark Silbers an das oft erwähnte Kloster. Die Veräußerung solcher Besitzungen in den nähern Umgebungen der Burg konnte nur von dem dringendsten Bedürfnisse geboten werden. Der Graf wollte nemlich, wie er selbst erklärt, diese Summe zu seiner Befreiung aus der Gefangenschaft und zu Abtragung des Lösegeldes für die von ihm gestellten Geiseln verwenden. Denn er hatte dem zum Bischofe zu Würzburg gewählten Grafen Berthold IV. (VII.) von Henneberg in der mit dem dasigen Domkapitel entstandenen Fehde Hülfe geleistet, und war 1266 vermuthlich in dem Gefechte bei Kizingen d. 8. August, in die Hände der Feinde gerathen. Den 26. Februar 1268 genehmigte Friedrich von Stolberg, als Richter in diesem Bezirk, alle wegen dieses Kaufs gepflogenen Unterhandlungen. Diese Feierlichkeit fand öffentlich, unter freiem Himmel, außer der Ringmauer und vor dem Thore der Rothenburg Statt. Ein neues merkwürdiges Beispiel von der damals herrschenden Gewohnheit, die Gerichte nicht in den Schlössern und Städten selbst, sondern an mit Bäumen, besonders Linden, bepflanzten Plätzen in ihrer Nähe zu halten. Obgleich die Verkäufer ihre, wegen der eigenthümlichen Verhältnisse eines jeden nothwendigen Erklärungen über die Abtretung der angezeigten Stücke in fünf besondern Urkunden niedergelegt haben, so ist man doch nicht im Stande, die verschlungenen Fäden des dabei beobachteten Geschäftsganges gehörig zu entwickeln, und sich die Lage der Hauptperson, von welcher das Ganze ausging, deutlich vorzustellen.

Gleichfalls am 25. Februar entsagte Hedwig, Witwe (Relicta) Friedrichs von Rothenburg, ihren Ansprüchen auf das Kammerholz, welches ihr verstorbener Gemahl dem Kloster Walkenried überlassen hatte. Daß die Einwilligung der Gräfin in diesen Verkauf unentbehrlich gewesen, wird durch den in ihrem Verzichtbriefe angeführten Umstand daß ihr jenes Holz von dem Grafen bei der Vermählung zum Leibgedinge verschrieben worden war, außer Zweifel gesetzt. Da der Graf von Beichlingen, welcher nebst den Seinigen den öfters gedachten Kauf mit der Abtei Walkenried schloß, in allen denselben betreffenden Documenten als noch lebend bezeich-

net wird, und jener überdies Graf von Rothenburg heißt, so ist es möglich, daß die Ausstellerin der gegenwärtigen Urkunde für eine von der Gemahlin Friedrichs von Beichlingen, Hedwig, ganz verschiedene Person und vielleicht für die Mutter derselben anzusehen sei, welche an den letzten Grafen von Rothenburg verheirathet war, dessen öffentliches Leben sich bis zu dem Jahr 1233 erstreckt und der früher schon einen ähnlichen Vertrag mit dem Kloster eingegangen haben konnte. Die jüngere Hedwig brachte also wohl dem Grafen von Beichlingen die Rothenburg als Mitgift zu, und daher kam es, daß sie sich auch während ihrer Ehe des Titels von ihrer väterlichen Grafschaft bediente und daß ohne ihre Zustimmung nichts davon entfrembet werden durfte.

Friedrich der ältere von Beichlingen starb 1275 und wurde in der ehemaligen Klosterkirche zu Frankenhausen bestattet, wo aber jetzt keine Spur mehr von seinem Grabsteine zu entdecken ist, da er in dem Brande, welcher 1689 einen großen Theil dieser Stadt in Asche legte, verschüttet und nachher nicht wieder aufgestellt wurde. Doch besitzen wir durch Müldeners Sorgfalt eine Abbildung dieses Denkmals, dessen Inschrift von Friedrichs Sterbetage (dem 21. Julius) Kunde giebt und ihn als den dritten Beichlinger dieses Namens bezeichnet. Wahrscheinlich von ihm singt Meister Briderich von Suonenburk (s. Minnesinger von von der Hagen 2. Th. Lpz. 1838. 4. S. 356.) und ertheilt ihm ein schönes volles, kein spitziges dünnes Lob, weil er durchaus untadlich und vor allen milde ist:

II. 8. Der wohlgelobete Briderich,
der grave von Bichlingen,
der groze, hohe in wirdikeit, der eren sage waere,
Sin lop daz wil ich williklich
uz reinem sinne singen:
ein spitzik lop, daz dünne ist, daz sal im sin unmaere.
Wer dez lob er verdienen kan
mit wille gebenden henden;
laster masen er nie gewan;
er ist an allen enden
gar ane valsch unde ane meil
er pflit vil rechter milte:
mit sime Lob bin ich geil,
so ich die valschen schilte.

Vergl. 4. Th. S. 951. f. — Wie lange seine Gemahlin Hedwig ihn überlebte, ist nicht genau zu bestimmen; wahrscheinlich aber erfolgte ihr Tod zwischen den Jahren 1280 u. 1294.

Als die Grafen Günther und Heinrich von der Beichlingischen Linie sich zu Abtretung der Hälfte der Burg und Stadt Worbis an den Landgrafen Albert von Thüringen genöthigt sahen, so wurden die Bedingungen des Kaufs in Beisein Friedrichs des

ältern, der schon zwei Jahre früher Herr zu Rothenburg heißt, am 7. September 1289 auf unserm Schlosse festgesetzt. Vermuthlich besaß der letztere die andere Hälfte jener Stadt.

Der Kaiser Rudolph I. richtet, während seiner für Teutschland so wohlthätigen Regierung, sein Augenmerk unablässig darauf, dem Reiche wieder zu den Lehngütern, besonders in Sachsen und Thüringen, zu verhelfen, welche man bei den frühern Unruhen und der Sorglosigkeit seiner Vorgänger demselben ohne Scheu entzogen hatte. Er befahl daher auch Friedrich dem ältern, der zugleich das Amt eines kaiserlichen Burggraven zu Kiffhausen verwaltete, zu untersuchen, ob vielleicht in dem seiner Gerichtsbarkeit anvertrauten Bezirk durch Lösung des Lehnsverbandes die Rechte der teutschen Krone geschmälert worden wären. Und wirklich beschuldigte man die Walkenrieder Mönche, in Ansehung des Rathsfeldes und anderer ihrer, von den Voreltern des Grafen erworbenen Besitzungen, eine Vernachlässigung dieser Pflicht gegen Kaiser und Reich. Allein bei der Prüfung dieser Beschwerde zeigte sich, daß Friedrichs Ahnen schon länger als 110 Jahre den Markgrafen zu Meißen als Lehnsherrn über jene Güter erkannt hatten. Ob der Kaiser diesem Vorgeben Glauben beigemessen oder eine neue Untersuchung angeordnet habe, ist nicht entschieden. Für das letztere könnte man die Bemerkung geltend machen, daß auch andere in der Nähe liegende Güter in einem solchen Verhältnisse zu dem Reiche standen und sogar das Rathsfeld später hin nie als landgräfliches, sondern 1341 mit deutlichen Worten als kaiserliches Lehn aufgeführt wird. Vielleicht ließ sich unser Gräf aus Furcht, die im Jahr 1268 von dem dringensten Bedürfnisse gebotene Veräußerung jenes Dorfes möchte für ungültig erklärt und ihm die Wiedererstattung der Kaufsumme auferlegt werden, zu einem solchen falschen Richterspruche verleiten.

Friedrich ist wohl nicht der erste aus diesem Geschlechte, dem die Würde eines kaiserlichen Burggrafen zu Kiffhausen anvertraut war. Sie scheint vielmehr schon seinen Vorfahren eigenthümlich gewesen zu sein, welche derselben ohne Zweifel auch den Adler in ihren Siegeln, den wir bereits 1249 darin antreffen, zu danken hatten: eine Auszeichnung, die ohngefähr an der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts mit dem Verluste des Schlosses gänzlich verschwindet.

Im Jahre 1294 bestätigte unser Graf einen von Hugo und Friedrich von Berga, und den Klosterbrüdern zu Walkenried über ein Stück Waldung bei dem Steinbruche zu Kelbra, der zu dem Burggute unseres Schlosses gehörte, und drei Hufen an der Landstraße bei der Rumburg verabredeten Kauf.

Bei so sichern Zeugnissen von der beständigen Fortdauer der Rothenburg muß es uns billig Wunder nehmen, wenn einige Geschichtschreiber dreist behaupten, daß sie nebst anderen Thüringischen Berg- und Raubschlössern von dem Kaiser Rudolph I., und zwar, wie sie, um ihre Urkunde noch greller an den Tag zu legen, hinzusetzen, im Jahr 1292, (also nach seinem Tode!!) erobert und zerstreut worden und seitdem immer wüste geblieben sei. Zu Widerlegung

der ungestüme Muth an den starken Mauern und dem Thurme brechen, der Tod und Verderben auf die Belagerer herabschleuderte.

Wer sich etwa berufen fühlt, als Kräuterkundiger die nächsten Umgebungen des Schlosses zu durchforschen, der wird zwar seine Wißbegierde mit keiner großen Ausbeute von seltenen Erzeugnissen dieses Naturreichs belohnt sehen; desto mehr aber sich freuen, die meisten Laubholzarten in anmuthigster Mischung hier beisammen zu finden. Abgelegenere Orte der Aue jedoch befriedigen die Wünsche des Pflanzenliebhabers auf eine weit vollkommnere Weise, wie, unter andern, der Kiffhäuser, der Mittelberg bei Auleben und die Numburg, wo auf Wiesen manches sonst nicht häufige Kraut dem salzigen Boden entsproßt.

Eben so reich ist die Aue, und vorzüglich die südliche Bergkette, welche dieselbe umschließt, mit mineralogischen Merkwürdigkeiten ausgestattet.

Der Bergbau, der sonst auf dem ganzen Kiffhäuser emsig betrieben wurde, ist in neueren Zeiten völlig eingegangen.

Wir wenden uns jetzt zu der Darstellung der Schicksale der Rothenburg unter ihren verschiedenen Besitzern.

Die erste aber nicht völlig befriedigend zu lösende Aufgabe betrifft den Gau, in welchen unsere Burg gehörte, wenn sie (denn auch dieses ist unentschieden) vor der gänzlichen Abschaffung dieser Eintheilung Teutschlands bereits angelegt war. Zwar spricht die Lage für den Helmgau, welcher alle nördlichen Orte dieses Bezirks in sich begriff und zu dem ums Jahr 779 das Dorf Görsbach gerechnet wurde; aber unbezweifelte Gewißheit darüber zu schaffen, ist schon aus dem Grunde unmöglich, weil wir nicht einmal die kaiserliche Pfalz Tilleda mit Sicherheit dahin versetzen können. Von der Mitte bis gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts herrschten die Grafen Wilhlm I. und II. von Weimar in dem Helmgau, dessen Grenzen der Nabelgau berührte, wozu, nach urkundlichen Zeugnissen, die Gegend von Wolframshausen und Ichstedt und muthmaßlich auch Frankenhausen gerechnet wurde.

In der goldnen Aue (dem ehemaligen Helmgau), so wie an andern Orten Thüringens, wohnten noch im zwölften Jahrhundert viele Slaven und Wenden, die sich, nach Vertreibung der vorigen Besitzer, mehrerer Dörfer bemächtigt hatten. Bei den gewaltsamen Versuchen, sie zum Christenthume zu bekehren, besonders unter der Regierung Heinrichs des Löwen und Alberts des Bären, traf sie wieder ein gleiches Loos. Viele derselben wurden auf die grausamste Weise des Lebens beraubt und ihre Wohnungen verwüstet. Solche greuelvolle Auftritte ereigneten sich auch in den wendischen Niederlassungen bei der Rothenburg. Am Fuße des Berges, auf welchem dieselbe liegt, zwischen Kelbra und Tilleda, finden sich noch Spuren von dem ehemaligen Slavischen Dorfe Lindescum (Lindischau) und einer zerstörten Kapelle, der sogenannten Lindischen Kirche. Ferner hatten sich Slaven zu Sittendorf, Steinbrücken, Görsbach, Berga, Rosperswenden, Nanzenrad und Ascolves-

wenden angebaut. Nach Ausrottung dieser Nation sollen manche ihrer Besitzungen den um jene Zeit eingewanderten Flämingern oder Holländern angewiesen worden sein.

Der gewöhnlichen Meinung zufolge, ist die Rothenburg, deren Namen man entweder von den rothen Steinen, womit sie erbaut ist, oder, wie das benachbarte Rathsfeld, von roten oder raten (roden, raden) ausrotten, urbar machen,*) ableitet, von den Voreltern des edeln Geschlechts, unter dessen Botmäßigkeit wir sie im zwölften Jahrhundert antreffen, bereits im eilften zum Schutze gegen die Slaven und Wenden gegründet worden. Könnten wir freilich bestimmen, daß die Ueberreste dieses Schlosses, so wie wir sie eben beschrieben haben, in allen ihren Theilen, noch von der ursprünglichen Anlage vorhanden wären, so würde seine Entstehung wohl erst dem zwölften Jahrhundert anheim fallen.

In den Thüren und Fenstern zeigt sich nämlich der Spitzbogen, das eigenthümliche der deutschen Bauart, in Verbindung mit Theilen, welche dem ältern, in Deutschland übligen Baustile angehören, den niedrigen Säulen, und mit andern vom arabischen Stile entlehnten, dem aus mehreren Kreisstücken gebildeten Bogen. Daß die Spitzbogen in diese Thüren und Fenster nicht erst nachher eingesetzt worden sind, ist augenscheinlich und wird durch die Konstruction des Ganzen beurkundet. Diese Bruchstücken müssen also in der Uebergangsperiode von dem ältern zu dem neuern Stil der in Deutschland herrschenden Bauarten entstanden sein, wo der Spitzbogen noch nicht allgemein angenommen auf das Ganze des Gebäudes wirkte, sondern wo er nur selten gebraucht und mit Theilen der alten Kunst vereinigt wurde. Dieses geschah in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Jedoch läßt sich von dem Einzelnen nicht immer auf das Ganze schließen und der Ursprung desselben in die nämliche Zeit setzen, welche die Theile zu erkennen geben, da diese später hinzugekommen und in das bereits Bestehende eingefügt sein können.

Was unsere Burg anlangt, so erhält die von der Bauart einzelner Theile hergeschlossene Muthmaßung über ihr Alter auch durch geschichtliche Ereignisse eine festere Stütze. Ziehen wir diese zu Rathe, so treffen wir beide in dem erwünschtesten Einklange. Das öffentliche Leben des ersten Grafen von Rothenburg, Christian, beginnt nämlich gleichfalls in der ersten Hälfte jenes Jahrhunderts, und zwar mit unbezweifelter Gewißheit im Jahr 1128 laut

---

*) Aus dem Worte: Rode, Roth oder Reut, welches in den Namen vieler teutschen Dörfer, Flecken 2c. vorkommt, erhellt, daß die Gegenden, wo dieselben liegen, ehemals Wald gewesen sind und erst durch dessen Ausreudung haben urbar gemacht werden müssen. In dieser Beziehung sagt schon Kaiser Otto IV. in einer Walkenriedischen Urkunde vom J. 1215: constare volumus, quod ecclesia de Walkenrith villam quandam, quae vocatur roth id est novale multo tempore juste dinoscitur possedisse, sed eiusdem villae advocatiam habuit helgherus Comes de Hoenstein de Imperio.

zwei Jechaburgischer Urkunden, deren eine in Roteberche, worunter man wahrscheinlich unser Schloß zu verstehen hat, ausgestellt ist. Denn von der Beschuldigung, daß er 1103 seinen Vetter, den Grafen Kuno von Nordheim, meuchelmörderisch aus dem Wege geräumt habe, glauben wir ihn unbedingt freisprechen zu können.

Schon wegen der Nähe der Stammhäuser und in anderer Hinsicht erscheint die Behauptung, welche den Grafen Christian von Rothenburg für einen Abkömmling der alten Beichlingischen Familie erklärt, nicht ganz verwerflich. Denn in den mittleren Zeiten vertauschten die Söhne eines Vaters bei der Theilung ihrer Lande häufig den Geschlechtsnamen mit dem der Burg, welche sie zum Sitze erkoren, und schrieben sich blos von dieser, ohne jenen weiter hinzuzusetzen.

Der Bischof Thietmar von Merseburg hat uns den Namen einer Besitzerin von Beichlingen aufbehalten, welche zu Anfang des eilften Jahrhunderts lebte. Sie hieß Reinhild und wurde 1014 von dem nördlichen Markgrafen Werner von Walpke (Walbeck) entführt, der über diesem Wagniß sein Leben verlor. Zwei berühmte Geschichtforscher Gebhardi und von Wersebe sind geneigt, sie für eine Enkelin des Grafen Billing auszugeben, und ihre Muthmaßung empfiehlt sich wenigstens dadurch, daß dieser in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts mit Gütern in dem benachbarten Gau Engilin angesessen war. Die Geschichte verschweigt Reinhildens Gemahl, aber die Zeitfolge läßt uns in der Gräfin Oda von Beichlingen ohne Schwierigkeit ihre Tochter erkennen. Oda zeigte in erster Ehe mit dem Grafen Wilhelm III. von Weimar einen Sohn, Otto, der bei Theilung der väterlichen Lande die Grafschaft Orlamünde erhielt, nach seinem Bruder, Wilhelm IV., 1062 Markgraf zu Meißen wurde und 1067 starb. Er besaß viele eigenthümliche Güter an der Unstrut, die wahrscheinlich zum Theil von seiner Mutter herrührten und die er auf seine Töchter vererben konnte, da ihm Adela von Brabant keine Söhne geboren hatte. Zu diesen Besitzungen rechnet man mit ziemlicher Zuversicht Scheidungen, Beichlingen, Frankenhausen, Sachsenburg und die Gegend des nachherigen Klosters Oldisleben. Auch Markgraf Dedo, Odens zweiter Gemahl, hatte Beichlingen einige Zeit inne, bis ihm dasselbe 1069, während des Sächsischen Kriegs, von dem Kaiser Heinrich dem IV. entrissen wurde. Nach Ableben der Markgräfin fiel es an ihre Kinder erster Ehe, und zwar an die zweite Tochter, Kunigunde, welche sich daher auch des Titels einer Gräfin von Beichlingen bediente. Sie verheirathete sich drei Mal, zuerst mit einem Russischen Großfürsten, dann mit dem Grafen Kuno von Nordheim und endlich mit dem Markgrafen Wiprecht dem ältern. Unter ihren fünf Töchtern ist die aus der ersten Ehe für uns am merkwürdigsten. Sie hieß wahrscheinlich Mechtild und wurde ums J. 1092 an Günther II. von Kevernburg vermählt. Bald nach Kunigundens Abschied aus der Welt betritt ein Graf Friedrich von Beichlingen den Schauplatz. Es ist unleugbar, daß diese

Grafschaft und das Recht zu der Schirmvoigtei des Klosters Oldisleben von jener auf diesen übergegangen sein mußte und daß er von ihr abstammte. Die älteste Tochter und ihre Erben hatten die nächsten Ansprüche auf Beichlingen. Daher besorgen wir nicht, uns zu täuschen, wenn wir den Grafen Friedrich für einen Sprößling Günthers von Kevernburg und der Russischen Prinzessin erklären. Sizzo III., ihr Erstgeborner, herrschte bei dem Hinscheiden seiner Großmutter (1140) schon viele Jahre selbstständig in den väterlichen Landen; Friedrich, der jüngere Sohn, erhielt deswegen, entweder durch ein Testament, oder einen mit seinem Bruder errichteten Hausvertrag, die mütterliche Grafschaft Beichlingen und pflanzte sie auf seine Nachkommen fort, die sich in verschiedene Zweige sonderten, deren einer bis ans Ende des sechzehnten Jahrhunderts geblüht hat.

Auf diese Weise hätten wir uns nicht nur von den Ahnen des Beichlingischen Geschlechts, sondern auch von den frühesten muthmaßlichen Eigenthümern in der Nähe unsers Schlosses liegender Orte vorläufig unterrichtet. Wir stehen nun wieder bei dem Zeitpunkte, wo auch Christian von Rothenburg, entweder mit dem Grafentitel, oder ohne denselben, aber doch unter den Edelen und mit dem Familiennamen, oder bisweilen blos mit dem Taufnamen, vorzüglich in Urkunden des Kaisers Lothar, der ihm seine besondere Gunst geschenkt zu haben scheint, da er ihn bei verschiedenen Staatsgeschäften als Unterhändler brauchte, von 1129 bis 1155 angetroffen wird. So bevollmächtigte ihn dieser Regent im Jahre 1132 zu Bezeichnung der Grenzen des dem neugestifteten Kloster Walkenried verliehenen Wildbannes. Durch die, auch von dem Erzbischof zu Mainz, als Lehnsherrn, 1144 genehmigte Ueberlassung einiger sumpfigen, bisher unbenutzten Grundstücke bei dem Dorfe Görsbach an die Mönche des eben genannten Klosters beförderte er den bessern Anbau dieser Gegend. Man macht sich wohl einer Ungerechtigkeit schuldig, wenn man den frühern Bewohnern jener geistlichen Stiftungen allen Einfluß auf die Urbarmachung der näheren Umgebungen ihrer Wohnsitze absprechen will. In dem gegenwärtigen Falle wenigstens läßt sich diese wohlthätige Wirksamkeit der Klöster von keinem Unbefangenen verkennen. Das zu Walkenried scheint jene Ländereien erworben zu haben, um sie durch zehentpflichtige Pflanzer aus den Niederlanden bearbeiten zu lassen; und vielleicht ist man berechtigt, die Entstehung aller jetzt noch übrigen Flämischen Güter von dem durch diese Fremdlinge besorgten Anbau der erwähnten Sümpfe herzuleiten. Zuletzt wird Christian I. in einer Urkunde vom Jahr 1155, in welcher der Erzbischof Arnold von Mainz die Ansprüche Hattemars von Bendeleben an das Kloster Lippoldesberg wegen der Güter zu Altenwinethen und Muzzen vermittelt und den feierlichen Verzicht im Placitum zu Selegesbach bewirkt, als comes de Rodenburch erwähnt. Durch dieses erst seit kurzem veröf-

fentlichte Document*) fällt zugleich ein erfreulicher Lichtstrahl auf die bisher in düsteres Dunkel gehüllte Abkunft und die ungewissen verwandtschaftlichen Verhältnisse desselben. Denn unter den Zeugen folgt unmittelbar auf ihn sein Bruder Friedrich von Kevernburg (frater comes Fridericus de Keurenberche), welcher Umstand nicht allein der Vermuthung, daß der letzte, den wir nur als Grafen von Beichlingen kannten, dem Kevernburgischen Geschlechte entsprossen war, eine festere Stütze, sondern auch dem ersten, welchen man bisher gänzlich davon auszuschließen pflegte, einen wohlverdienten Platz in dem Stammbaume desselben verleiht.

Nach langem Zwischenraume kommt, zuerst 1778, Christian der zweite vor. Sowohl er, als Gottschalk von Rothenburg, könnten Söhne Christians I. gewesen sein, wofür sie auch einige Geschichtschreiber wirklich halten. Doch ermangelt ihre Behauptung, daß Gottschalk schon 1130 dem Reichstage zu Braunschweig beigewohnt, eines unumstößlichen Beweises. Beide erscheinen in einer Urkunde vom J. 1178 als Grafen von Rothenburg, und dieser widmete der Domkirche zu Halberstadt wegen des derselben bei Einäscherung der Stadt durch Heinrich den Löwen, den er wahrscheinlich auf seinem Zuge begleitete, am 23. September 1179 zugefügten Schadens, Güter zu Espilstedt (Esperstedt im Amte Frankenhausen)? welche im J. 1228 dem Stifte Jechaburg, für eine Summe von 33½ Mark Silbers abgetreten wurden. Christian den zweiten finden wir ferner 1193 in dem bekannten Stiftungsbriefe des Klosters Ilfeld, und noch im Jahr 1198 suchte er eine Streitigkeit beizulegen, die zwischen der Probstei Jechaburg und den Erben der Besitzerin von Besa und ihres Ehegatten, des Ritters Helmbert von Rothenburg, obwaltete. Die Neffen des letztern glaubten, ihre Ansprüche auf einige, jener geistlichen Stiftung von ihren eben erwähnten Verwandten geschenkte Hufen mit den Waffen durchsetzen zu können. Doch wurde ihnen endlich, unter Vermittelung Christians und des Landgrafen Herrmann von Thüringen, eine Entschädigung an Gelde ausgewirkt, wofür sie ihren vermeinten Rechten förmlich entsagten. Es könnte scheinen, als ob das Rothenburgische Geschlecht mit Christian dem zweiten erloschen und seine Herrschaft beim Anbeginn des dreizehnten Jahrhunderts auf die Grafen von Beichlingen übergegangen wäre.

Doch wird in einem Documente vom Jahr 1209 Graf Friedrich von Rothenburg ausdrücklich von einem Beichlingischen dieses Namens unterschieden. Damals verkaufte Albert von Klettenberg, eben im Begriff, nach Palästina zu wallfahrten, dem Walkenriedischen Kloster Güter zu Bodenrode und Fladengendorf, und fügte, aus Reue über die Bedrückungen, die er sich ehedem gegen dasselbe erlaubt hatte, das Patronatrecht der Kirche des ersteren Or-

---

*) S. P. Wigand's Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens. 4. B. 2. H. (Lemgo 1829.) S. 222 — 224.

tes noch unentgeltlich hinzu. Das Kloster vertraute die Vertheidigung des neuen Besitzthumes den Grafen, Friedrich von Rothenburg, Dietrich (I.) von Hohenstein und Gosmar von Kirchberg. Ein Jahr nachher verzichtete Friedrich von Rothenburg zu Gunsten des oft erwähnten Klosters, dessen in großer Zahl vorhandene Schenkungsbriefe fast die einzigen Quellen sind, aus denen wir Nachrichten über unser Grafenhaus schöpfen können, auf die Dienste, welche ihm wegen des Vorwerks Kaldenhausen geleistet werden mußten. Dieses Vorwerk lag am untern Riethe, in der Nähe der Numburg, mit welcher es vielleicht späterhin zusammengeschmolzen ist. Der bisherige Besitzer behielt sich vor, diese Gerechtsame für zwanzig Mark, welche ihm das Kloster bei der Abtretung gezahlt hatte, wieder einzulösen.

Jovius, dessen Schwarzburgische Chronik durch Benutzung der reichhaltigen Archive dieses und anderer Thüringischen Häuser unverkennbaren Werth empfängt, behauptet, daß die Rothenburg 1212 in dem Kriege zwischen Kaiser Otto IV. und dem Landgrafen Herrmann von jenem erobert und zerstört worden sei. Aber dieser sonst so behutsame Forscher schwebt im Irrthume, wenn er annimmt, daß Friedrich von Beichlingen, in dessen Besitz er unser Schloß schon damals vermuthet, die Parthei Herrmanns begünstigt habe. Ein anderes, in den meisten Fällen glaubwürdiges Zeitbuch spricht vielmehr für das Gegentheil und lehrt uns den Grafen als Verfechter der Sache Otto's kennen, der in einem Treffen, das der Aufhebung der Belagerung von Weißensee vorherging, von dem Landgrafen gefangen genommen wurde.

Ob der bei den Jahren 1209 und 1210 erwähnte Graf Friedrich dem Beichlingischen oder alten Rothenburgischen Stamme angehört habe, ist zweifelhaft, und möchte es auch wohl so lange bleiben, bis es den Geschichtforschern gelingt, eine größere Anzahl von Urkunden dieser beiden Familien zu entdecken und die daran hängenden Siegel mit einander zu vergleichen. Wenigstens wird der Glaube von dem ununterbrochenen Bestehen des Rothenburgischen Geschlechts bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wieder etwas wankend, wenn man den Inhalt einer Urkunde von 1231 erwägt, in welcher Graf Friedrich von Beichlingen die Abtei Walkenried gegen Entrichtung einer gewissen Geldsumme von den Diensten und Frohnen befreit, die er auf den Gütern derselben zu Nora, Heienrode, Merbeke und Solstede, nach seinem eigenen Bekenntnisse bis jetzt gewaltsam und widerrechtlich, gefodert hatte. Man würde vielleicht aus dem Umstande, daß Heinrich von Evera (Ebra), Voigt (advocatus) zu Rothenburg, diesen Brief bezeugt hat, auf den mit der Herrschaft unserer Veste vorgegangenen Wechsel schließen können, wenn nicht zwei Jahre hernach (1233) ein Friedrich aufträte, der sich blos Grafen von Rothenburg nennt. Ihn mit jenem Beichlingischen für dieselbe Person zu halten, dürften wir uns nur dann erlauben, wenn es völlig ausgemacht wäre, daß er den Titel von seinem Stammschlosse Beichlingen und der erst später erworbenen Rothenburg abwechselnd geführt habe. In dem letzteren Jahre ver-

pflichtete sich Friedrich von Rothenburg nebst dem Grafen Heinrich zu Stolberg und dessen Sohne Friedrich, die dem Erzstifte Mainz, zum Ersatz für bisherige dem Kloster Walkenried verkaufte Lehnstücke zu Rumburg, in Lehn gegebenen Güter zu Mackenrod und Levenrod vor allen Beeinträchtigungen zu schützen. Außerdem wird des Grafen von Rothenburg noch in einem Documente Heinrichs zu Stolberg ohne Jahrzahl gedacht, das vielleicht in die nämliche Zeit gehört.

Von nun an verschwinden die Grafen von Rothenburg völlig aus der Geschichte und die Beichlinger nehmen als Besitzer unseres Schlosses so lange ihre Stelle ein, bis auch sie dasselbe einem reichern und mächtigern Nachbar abzutreten genöthigt sind.

Ehe wir aber die eben bezeichnete, durch fast zwei Jahrhunderte führende Bahn, nach dem Leitfaden schriftlicher Denkmäler, durchwandeln, wollen wir den Ruhepunkt, der sich uns hier darbietet, zu Würdigung eines Verhältnisses benutzen, in welchem sich diese Veste im Jahr 1203 befunden haben soll.

Unter den bei der Theilung der Söhne Heinrichs des Löwen zu dem Erbe Kaiser Otto's IV. geschlagenen Vesten werden auch Rothenburg und Hohenstein genannt. Die meisten, besonders Braunschweigischen, Historiker behaupten, daß jene die unsrige am Kiffhäuser, und diese das jetzt in malerischen Trümmern liegende Stammhaus des erloschenen Geschlechtes gleiches Namens sei. Die natürliche Folge der Orte in dem Vertrage scheint wirklich diese Meinung zu begünstigen; doch leidet es wohl keinen Widerspruch, daß die Erwähnung dieser und der meisten andern Burgen in demselben nur die Lehnrechte, aber nicht den unumschränkten Besitz zum Gegenstande gehabt haben kann, weil zu jener Zeit schon Grafen von Lüchow, Scharzfeld, Lauterburg, Hohenstein, Rothenburg und Regenstein öffentlich auftreten.

Die erste vom Untergange gerettete Urkuhde des Klosters Walkenried, welche die Beichlingischen Grafen als Herren der Rothenburg ahnen läßt, ist 1253 in Kelbra, das man wegen der nahen Lage wohl nicht ohne Grund zu den Bestandtheilen dieser Herrschaft zählt, von Friedrich, der gewöhnlich als der dritte dieses Namens bezeichnet wird, ausgefertigt worden. In einem frühern Diplom von 1249 nennt Graf Heinrich von Hohenstein diesen Grafen von Beichlingen und den Grafen Heinrich zu Schwarzburg, welche dasselbe durch Anhängung ihrer Siegel bestätigten, seine soceros. Ob dieses im Mittelalter, gleich den meisten lateinischen Verwandtschaftsnamen, vieler Auslegungen fähige Wort, hier im ursprünglichen Sinne gebraucht werde, wagen wir, bei dem Mangel anderer Nachrichten, welche dieses Verhältniß aufklären könnten, nicht zu entscheiden, aber darin glauben wir von den übrigen Historikern abgehen zu dürfen, wenn sie jene Urkunde dem Grafen Heinrich II. zu Hohenstein, der von 1249 bis 1289 oder 1298 gelebt haben soll, und dessen Gemahlin Mechtild von Reinstein war, beilegen wollen. Der Aussteller

derselben ist vielmehr Heinrich I., ein Sohn Elgers II., wie sich besonders aus der Verschiedenheit ihrer Siegel darthun läßt.

Daß Friedrich der ältere von Beichlingen, der 1263, in Gesellschaft des Grafen Heinrich II. zu Hohenstein und Friedrich des jüngern von Beichlingen, Herrn zu Lohra, einen zwischen dem Kloster Walkenried und Friedrich von Nora getroffenen Gütertausch bestätigte, Besitzer der Rothenburg gewesen sei, läßt sich aus der Unterschrift der Zeugen, unter denen, als Begleiter des ersteren, auch Burgmänner dieses Schlosses vorkommen, nicht ohne Grund vermuthen.

Am 25. Februar 1268 verkaufte Friedrich mit Bewilligung seiner Gemahlin, Hedwig, Gräfin von Rothenburg, seines Sohnes, Friedrich von Lohra, sowie seiner übrigen Kinder, Friedrich, Herrmann und Ermegard, das Kammerholz nebst dem damals wüsten Dorfe Rathsfeld für 150 Mark Silbers an das oft erwähnte Kloster. Die Veräußerung solcher Besitzungen in den nähern Umgebungen der Burg konnte nur von dem dringendsten Bedürfnisse geboten werden. Der Graf wollte nemlich, wie er selbst erklärt, diese Summe zu seiner Befreiung aus der Gefangenschaft und zu Abtragung des Lösegeldes für die von ihm gestellten Geiseln verwenden. Denn er hatte dem zum Bischofe zu Würzburg gewählten Grafen Berthold IV. (VII.) von Henneberg in der mit dem dasigen Domkapitel entstandenen Fehde Hülfe geleistet, und war 1266 vermuthlich in dem Gefechte bei Kizingen d. 8. August, in die Hände der Feinde gerathen. Den 26. Februar 1268 genehmigte Friedrich von Stolberg, als Richter in diesem Bezirk, alle wegen dieses Kaufs gepflogenen Unterhandlungen. Diese Feierlichkeit fand öffentlich, unter freiem Himmel, außer der Ringmauer und vor dem Thore der Rothenburg Statt. Ein neues merkwürdiges Beispiel von der damals herrschenden Gewohnheit, die Gerichte nicht in den Schlössern und Städten selbst, sondern an mit Bäumen, besonders Linden, bepflanzten Plätzen in ihrer Nähe zu halten. Obgleich die Verkäufer ihre, wegen der eigenthümlichen Verhältnisse eines jeden nothwendigen Erklärungen über die Abtretung der angezeigten Stücke in fünf besondern Urkunden niedergelegt haben, so ist man doch nicht im Stande, die verschlungenen Fäden des dabei beobachteten Geschäftsganges gehörig zu entwickeln, und sich die Lage der Hauptperson, von welcher das Ganze ausging, deutlich vorzustellen.

Gleichfalls am 25. Februar entsagte Hedwig, Witwe (Relicta) Friedrichs von Rothenburg, ihren Ansprüchen auf das Kammerholz, welches ihr verstorbener Gemahl dem Kloster Walkenried überlassen hatte. Daß die Einwilligung der Gräfin in diesen Verkauf unentbehrlich gewesen, wird durch den in ihrem Verzichtbriefe angeführten Umstand daß ihr jenes Holz von dem Grafen bei der Vermählung zum Leibgedinge verschrieben worden war, außer Zweifel gesetzt. Da der Graf von Beichlingen, welcher nebst den Seinigen den öfters gedachten Kauf mit der Abtei Walkenried schloß, in allen denselben betreffenden Documenten als noch lebend bezeich-

net wird, und jener überdies Graf von Rothenburg heißt, so ist es möglich, daß die Ausstellerin der gegenwärtigen Urkunde für eine von der Gemahlin Friedrichs von Beichlingen, Hedwig, ganz verschiedene Person und vielleicht für die Mutter derselben anzusehen sei, welche an den letzten Grafen von Rothenburg verheirathet war, dessen öffentliches Leben sich bis zu dem Jahr 1233 erstreckt und der früher schon einen ähnlichen Vertrag mit dem Kloster eingegangen haben konnte. Die jüngere Hedwig brachte also wohl dem Grafen von Beichlingen die Rothenburg als Mitgift zu, und daher kam es, daß sie sich auch während ihrer Ehe des Titels von ihrer väterlichen Grafschaft bediente und daß ohne ihre Zustimmung nichts davon entfrembet werden durfte.

Friedrich der ältere von Beichlingen starb 1275 und wurde in der ehemaligen Klosterkirche zu Frankenhausen bestattet, wo aber jetzt keine Spur mehr von seinem Grabsteine zu entdecken ist, da er in dem Brande, welcher 1689 einen großen Theil dieser Stadt in Asche legte, verschüttet und nachher nicht wieder aufgestellt wurde. Doch besitzen wir durch Müldeners Sorgfalt eine Abbildung dieses Denkmals, dessen Inschrift von Friedrichs Sterbetage (dem 21. Julius) Kunde giebt und ihn als den dritten Beichlinger dieses Namens bezeichnet. Wahrscheinlich von ihm singt Meister Briderich von Suonenburk (s. Minnesinger von von der Hagen 2. Th. Lpz. 1838. 4. S. 356.) und ertheilt ihm ein schönes volles, kein spitziges dünnes Lob, weil er durchaus untadlich und vor allen milde ist:

II. 8. Der wohlgelobete Briderich,
der grave von Bichlingen,
der groze, hohe in wirdikeit, der eren sage waere,
Sin lop daz wil ich williklich
uz reinem sinne singen:
ein spitzik lop, daz dünne ist, daz sal im sin unmaere.
Wer dez lob er verdienen kan
mit wille gebenden henden;
laster masen er nie gewan;
er ist an allen enden
gar ane valsch vnde ane meil
er pflit vil rechter milte:
mit sime Lob bin ich geil,
so ich die valschen schilte.

Vergl. 4. Th. S. 951. f. — Wie lange seine Gemahlin Hedwig ihn überlebte, ist nicht genau zu bestimmen; wahrscheinlich aber erfolgte ihr Tod zwischen den Jahren 1280 u. 1294.

Als die Grafen Günther und Heinrich von der Beichlingischen Linie sich zu Abtretung der Hälfte der Burg und Stadt Worbis an den Landgrafen Albert von Thüringen genöthigt sahen, so wurden die Bedingungen des Kaufs in Beisein Friedrichs des

ältern, der schon zwei Jahre früher Herr zu Rothenburg heißt, am 7. September 1289 auf unserm Schlosse festgesetzt. Vermuthlich besaß der letztere die andere Hälfte jener Stadt.

Der Kaiser Rudolph I. richtet, während seiner für Teutschland so wohlthätigen Regierung, sein Augenmerk unablässig darauf, dem Reiche wieder zu den Lehngütern, besonders in Sachsen und Thüringen, zu verhelfen, welche man bei den frühern Unruhen und der Sorglosigkeit seiner Vorgänger demselben ohne Scheu entzogen hatte. Er befahl daher auch Friedrich dem ältern, der zugleich das Amt eines kaiserlichen Burggraven zu Kiffhausen verwaltete, zu untersuchen, ob vielleicht in dem seiner Gerichtsbarkeit anvertrauten Bezirk durch Lösung des Lehnsverbandes die Rechte der teutschen Krone geschmälert worden wären. Und wirklich beschuldigte man die Walkenrieder Mönche, in Ansehung des Rathsfeldes und anderer ihrer, von den Voreltern des Grafen erworbenen Besitzungen, eine Vernachlässigung dieser Pflicht gegen Kaiser und Reich. Allein bei der Prüfung dieser Beschwerde zeigte sich, daß Friedrichs Ahnen schon länger als 110 Jahre den Markgrafen zu Meißen als Lehnsherrn über jene Güter erkannt hatten. Ob der Kaiser diesem Vorgeben Glauben beigemessen oder eine neue Untersuchung angeordnet habe, ist nicht entschieden. Für das letztere könnte man die Bemerkung geltend machen, daß auch andere in der Nähe liegende Güter in einem solchen Verhältnisse zu dem Reiche standen und sogar das Rathsfeld später hin nie als landgräfliches, sondern 1341 mit deutlichen Worten als kaiserliches Lehn aufgeführt wird. Vielleicht ließ sich unser Graf aus Furcht, die im Jahr 1268 von dem dringensten Bedürfnisse gebotene Veräußerung jenes Dorfes möchte für ungültig erklärt und ihm die Wiedererstattung der Kaufsumme auferlegt werden, zu einem solchen falschen Richterspruche verleiten.

Friedrich ist wohl nicht der erste aus diesem Geschlechte, dem die Würde eines kaiserlichen Burggrafen zu Kiffhausen anvertraut war. Sie scheint vielmehr schon seinen Vorfahren eigenthümlich gewesen zu sein, welche derselben ohne Zweifel auch den Adler in ihren Siegeln, den wir bereits 1249 darin antreffen, zu danken hatten: eine Auszeichnung, die ohngefähr an der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts mit dem Verluste des Schlosses gänzlich verschwindet.

Im Jahre 1294 bestätigte unser Graf einen von Hugo und Friedrich von Berga, und den Klosterbrüdern zu Walkenried über ein Stück Waldung bei dem Steinbruche zu Kelbra, der zu dem Burggute unseres Schlosses gehörte, und drei Hufen an der Landstraße bei der Numburg verabredeten Kauf.

Bei so sichern Zeugnissen von der beständigen Fortdauer der Rothenburg muß es uns billig Wunder nehmen, wenn einige Geschichtschreiber dreist behaupten, daß sie nebst anderen Thüringischen Berg- und Raubschlössern von dem Kaiser Rudolph I., und zwar, wie sie, um ihre Urkunde noch greller an den Tag zu legen, hinzusetzen, im Jahr 1292, (also nach seinem Tode!!) erobert und zerstreut worden und seitdem immer wüste geblieben sei. Zu Widerlegung

dieser Erzählung bedarf es nur eines Rückblicks auf die oben geschilderten freundlichen Verhältnisse jenes Regenten zu dem damaligen Inhaber dieses Schlosses; und durch die Begebenheiten der nächsten Jahre erscheint sie in noch hilfloserer Blöße.

So bekräftigten unter andern, als Friedrich der ältere von Beichlingen 1300 mit Zustimmung seiner fünf Söhne, Friedrich, Gerhard, Herrmann, Heinrich und Friedrich, das Kloster Walkenried mit einigen Ländereien begabte, die Burgmänner (cives) der Rothenburg diese Schenkung als Zeugen.

Wir stehen nun an der Schwelle des vierzehnten Jahrhunderts, das diesem Grafenhause durch die damals gewöhnliche Zerstückelung der Länder, welche in Thüringen die Verarmung und den Untergang noch mehrerer edeln Geschlechter beschleunigte, und durch die fast ununterbrochenen Fehden vorzüglich in der ersten Hälfte dieses Zeitraums, so verderblich geworden ist. Besonders die letztern zerrütteten den Wohlstand unserer Grafen und stürzten sie in Schulden, der die nur durch Veräußerung ältesten und einträglichsten Besitzungen an Hohenstein und Schwarzburg gemindert werden konnten. So war, nur eines Beispiels ihrer Mitwirkung zu den damaligen Unruhen zu gedenken, Friedrich, Herr zu Rothenburg, in den sogenannten Mainzischen Krieg verflochten, wie der 1336 von ihm mit Heinrich V. von Hohenstein errichtete Stillstandsvertrag hinlänglich beurkundet. Auch bei den späteren Vorfällen dieser Art blieben die Beichlinger keine müßigen Zuschauer.

Dem Verkaufe der Stadt Frankenhausen (1340) folgte 1341 die schon oben berührte Veräußerung des Rathsfeldes, ebenfalls an Schwarzburg. Friedrich, Herr zu Beichlingen, und seine Vettern, Friedrich, Albrecht und Gerhard, Herren zu Rothenburg, hielten es nun für zweckmäßig, ihre Lande, die sie bisher ungetrennt regiert hatten, wieder zu theilen. Bald hernach muß auch unser Schloß dem Landgrafen von Thüringen, dessen Einfluß, trotz des hartnäckigen Widerstrebens seiner Gegner, sich unaufhaltsam vergrößerte, käuflich überlassen worden sein. Wenigstens gibt der 1343 von Ludwig IV. oder dem Baier zwischen dem Erzbischofe zu Mainz und dem Landgrafen vermittelte Vergleich einen Wink darüber. In demselben wurde den Grafen zu Schwarzburg der ungestörte Besitz Frankenhausens und alles desjenigen, was unter der vorigen Regierung dazu gehörte, förmlich zugesichert. Jede Zweiung, die wegen der Grenzen und Bestandtheile der Herrschaften Frankenhausen und Rothenburg zwischen Schwarzburg und dem Landgrafen verwachsen könnte, sollte durch dazu bestimmte Schiedsrichter beigelegt werden. Die Vermuthung, daß der Landgraf die Rothenburg auf kurze Zeit besessen habe, wird durch zwei 1344 ausgestellte Urkunden, die den bisherigen Bearbeitern ihrer Geschichte entgangen sind, zu unwidersprechlicher Gewißheit erhoben. Aus der ersteren, vom 17. März, lernen wir, daß dieser Fürst dieselbe sammt Bendleben und allen übrigen Zugehörungen von dem Grafen Friedrich von Beichlingen, dessen Bruder und Herrmann (III.) von

Kranichfeld um 1400 Mark erkauft und bisher inne gehabt hatte. Für Erlegung der nehmlichen Summe wurden diese Stücke dem Grafen aufs neue verliehen; doch behielt sich der Landgraf das Recht des Wiederkaufs um denselben Preis, den andere dafür zahlen würden, ausdrücklich vor. Schon am 30. Januar hatte der Herr von Kranichfeld den Empfang der ihm für seinen Antheil gebührenden Geldsumme bescheinigt.

Bald hernach erfolgte eine abermalige Veräußerung der Rothenburg, aber wir finden nicht, daß der Landgraf die Ansprüche, die er sich auf dieselbe vorbehalten, auch wirklich geltend gemacht habe. Friedrich von Beichlingen räumte den 1. Februar 1347, um sich drückender Schulden zu entledigen, seinem Schwiegervater, Heinrich V. von Hohenstein, dieses Schloß, die Hälfte des dazu gehörigen Holzes und der Wildbahn, den rothen See, die Dörfer Badra, Thalheim, Hermstedt und Rottleben nebst andern seiner Burgen auf Lebenszeit ein, und wählte Bendleben, das er 1339 seiner Gemahlin, Richza, als Leibgedinge verschrieben hatte, zum Wohnsitze.

Nach Friedrichs Tode kam der Rest der Grafschaft an seine beiden Söhne, Heinrich und Gerhard, mit welchen die Rothenburgische Linie noch vor Ablauf des vierzehnten Jahrhunderts erloschen ist.

Weil die Schulden, welche die Familie beschwerten, bis jetzt noch nicht ganz hatten getilgt werden können, so übernahm der ältere Bruder, nach mit dem jüngern getroffener Uebereinkunft, die Regierung des Landes allein. Zugleich sicherte er diesem, im Fall er selbst keine Erben hinterlassen würde, das Recht der Nachfolge. Die Grafen von Schwarzburg, deren Einfluß nicht nur bei der gegenwärtigen Anordnung, sondern auch bei andern Verhältnissen dieser ihrer Nachbarn unverkennbar ist, verbürgten sich, dieselbe treulich zu vollziehen.

Hieraus erhellt augenscheinlich, wie die Grafen von Beichlingen, welche das Erlöschen ihres Stammes als nahe vorhersahen, begierig jedes Mittel ergriffen, um wenigstens so lange als möglich den Uebergang ihrer Besitzungen in die Hände eines Fremden zu verhüten. Schon 1362 legten sie sich bei Uebernahme der Vormundschaft über die noch nicht volljährigen Kinder Albrechts von Beichlingen, Herrn zu Brücken, Friedrich und Luchard, gleiche Verpflichtungen auf. Der junge Graf sollte, nach der in der Urkunde feierlich gegebenen Erklärung, Erbe ihres Landes sein, wenn sie selbst ohne Nachkommen die Welt verlassen würden. Der in Heinrichs und Gerhards Vergleiche vorherbestimmte Fall trug sich 1366 wirklich zu, wo der erstere sein Leben endigte. Er hatte in der Ehe mit Sophia, Tochter Heinrichs des ältern von Gera, welcher das Schloß und Dorf Ichstedt zum Witthume von ihm angewiesen worden war, einen Sohn gleiches Namens erzeugt. Der Großvater übertrug die Vormundschaft des noch minderjährigen Enkels und die Verwaltung seines Landes den Grafen von Schwarzburg.

Im Jahr 1373 sehen wir die Rothenburg zum zweiten Mal in landgräflichem Besitz. Graf Gerhard, der sich Herrn zu Bendleben schrieb, und sein Vetter Heinrich überließen dieselbe da-

mals den Landgrafen Friedrich, Balthasar und Wilhelm. Dabei leisteten sie für sich und ihre etwa noch zu hoffenden Erben auf alle Rechte und Ansprüche auf diese Burg und die damit verbundene Herrschaft förmlich Verzicht, in der Voraussetzung einer, von den Räthen jener Fürsten zu bestimmenden, zureichenden Entschädigung.

Dem Hause Schwarzburg mußte alles daran gelegen sein, diese von seinen Landen rings umschlossene Veste in Besitz zu bekommen. Sein Wunsch ging auch bald in Erfüllung. Denn schon 1378 verpfändeten die Landgrafen dieselbe nebst Kiffhausen an Heinrich XXV. und Günther XXIX., Herren zu Arnstadt und Sondershausen, gegen die sie wahrscheinlich gewisse Verbindlichkeiten hatten, für 970 Mark Silbers und ertheilten den Inhabern der beiden Schlösser die Befugniß, auf Wiederherstellung der Gebäude 30 Mark zu verwenden. Die Grafen, welche dieselben nicht persönlich bewohnen konnten, vertrauten ihre Beschirmung benachbarten adelichen Familien an. Der erste, dessen 1385 und 1400 als eines Burgvoigtes der Rothenburg Erwähnung geschieht, war Fritze von Bendleben. Nicht lange hernach wurde, wie das Zeitbuch des Jovius meldet, dieses Schloß an Bethmann von Tütcherode pfandweis überlassen, und kam nebst Kiffhausen bei der 1411 vorgenommenen und, in Rücksicht der Sächsischen Lehen, von den Landgrafen, Friedrich und Wilhelm, bestätigten Landestheilung an Günther XXIX., welcher überdies Sondershausen, Frankenhausen, Ichstedt, Strausberg, Keula, Almenhausen und Schlotheim besaß. Laut eines 1434 über die Rothenburg und das dazu gehörige Holz, dessen Grenze genau bezeichnet wird, ausgefertigten Lehnbriefs, macht sich Friedrich von Tütcherode verbindlich, das Schloß stets in gutem Stande zu erhalten, sogleich 200 Gulden daran zu verbauen, es mit Wächtern, Hausleuten und Thorwärtern zureichend zu besetzen und sein Vorwerk Bendleben dem Grafen Heinrich (XXIX.) dafür zu überlassen. Der Lehnsherr hatte sich die hohe Jagd und das Oeffnungsrecht namentlich ausbedungen. Die Beleihung wurde 1445 und 1450 wiederholt. Der Lehnbrief, welchen Schwarzburg Dietrichen von Tütcherode in letzterm Jahre ertheilte, ist mit dem von 1434 beinahe gleichlautend. Auch andere Glieder dieses angesehenen und wohlhabenden Geschlechts genossen die nehmliche Gunst. Als aber Hans Friedrich von Tütcherode, der letzte Sprößling desselben, am 24. März 1576 zu Kelbra starb, so fielen seine sämmtlichen Mannlehngüter an Schwarzburg und Stolberg zurück, und die Rothenburg gelangte wieder an das erstere Haus, welches sich bis auf den heutigen Tag in ungestörtem Besitze derselben befindet. Da ihr letzter Inhaber sich zu Kelbra aufhielt, wo er bei seinem Gute eine geräumige Wohnung besaß, so wird unsere Burg vermuthlich schon damals verödet sein. Von ihren fernern Schicksalen und den Umständen, welche zu ihrem völligen Verfall beitrugen, schweigen die Nachrichten.

Hesse.

Anmerkungen.

Der Herr Verfasser des Artikels Rothenburg hat zwar auch die gründliche Beschreibung des Püstrich geliefert, welcher, wie in der Beschreibung von Sondershausen (woselbst sich auch die Abbildung dieser fabelhaften Antiquität befindet) bemerkt wurde, auf der Rothenburg gefunden worden sein soll. Mangel an Raum verbietet jedoch hier die Aufnahme dieser etwas lang gewordenen, außerdem aber recht interessanten Mittheilung; und wird dieselbe wohl an einer anderen schicklichen Stelle ihren Platz finden.

Ferner verdient noch bemerkt zu werden, daß sich seit dem Jahre 1839, eine zwar ländlich und einfach, aber gut eingerichtete Wirthschaft auf der Rothenburg befindet, deren Inhaber, — Herr Beyer aus Kelbra — mit ausgezeichneter Bereitwilligkeit und Eifer bemüht ist, die physischen Bedürfnisse der zahlreichen Besucher dieses romantischen Punktes zu befriedigen, wozu freilich kein anderer Raum, als der schöne geebnete und mit herrlichen Baumgruppen eingefaßte Platz am Fuße der Ruine vorhanden ist, welcher jedoch wohl für die Stimmung geeignet ist, der sich in der Regel der bei diesem Denkmal einer so vielumfassenden Vergangenheit einkehrende Wanderer gern überläßt. — Herr Beyer bietet aber auch seinen Gästen nicht blos Erfrischung und Nahrung für den Körper, sondern auch für den Geist, denn er ist Dichter und hat in der Stille seines romantischen Aufenhaltes bereits eine ziemliche Anzahl poetische Erzeugnisse zu Tage gefördert, die er bei näherem Bekanntwerden gern mittheilt, und auf welche er auch Subscription annimmt, da er sie nächstens durch den Druck zu veröffentlichen entschlossen ist.

Der Redacteur **Friedrich v. Sydow.**

Rudolstadt. *)

Schon damals, als der Anbau der Gegend von Rudolstadt noch nicht so bedeutende Fortschritte gemacht und die Kunst zu ihrer Verschönerung durch geschmackvolle Anlagen noch nicht die Hand geboten hatte, wurden ihre Reize tief von einem Manne empfunden, dessen Brust den Regungen sanfterer Gefühle auf immer verschlossen zu sein schien. Als nämlich Kaiser Karl der fünfte im J. 1547, nach dem Treffen bei Mühlberg, siegesfroh an der Spitze seines Heeres das Salthal durchzog, ruhte sein an Schlachtgewühl und Trümmern gewöhnter Blick mit Wohlgefallen auf den mit dichten Forsten beschatteten Berghöhen, dem fischreichen Strome, den unzähligen Bächen und Quellen, die es bewässern, auf den mit Obst prangenden Gärten und üppigen, von muntern Heerden belebten Weideplätzen, den goldnen Rebenhügeln und wogenden Saaten, und mehr als einmal brach der Held in die Worte aus: daß er ein Bild des anmuthigen Galliens vor sich zu sehen glaube.

Das Rudolstädter Thal umfassen Berge von dem mannigfaltigsten, aber für das Auge nichts weniger als widrigen Ansehen. Es ist über eine Meile lang, und nicht ganz eine Viertelmeile breit. Die Sale durchfließt dasselbe in der Richtung von Abend gegen Morgen und trennt es in zwei fast gleiche Hälften.

Die Lage der Stadt, deren Häuser sich an dem Fuße des Berges, von dessen Gipfel das Fürstliche Schloß, die Heidecksburg freundlich herabschaut, in gefälliger Ordnung hinreihen, kann nicht anders als günstig genannt werden. Sie beut ihren Bewohnern die

---

*) Die Höhe von Rudolstadt beträgt nach Fils 610, 0 die des Fürstlichen Schlosses 783, 5 Par. Fuß über dem Meere. Bergl. von Hoff Höhenmessungen in und um Thüringen. S. 33. S. 38 40. 473, 474. 515 — 519.

Vortheile einer reinen, milden Luft, einer fernen, fröhlichen Aussicht und dem Lustwandelnden die angenehmsten Wege. Man kann hier auf Wiesen und Feldern weit umher gehen, ohne einen Berg zu besteigen, aber auch mehr als ein Pfad öffnet sich, auf dem man in kurzem und oft unvermerkt zu beträchtlichen Höhen geführt wird.

Im Ganzen genommen hält die Rudolstädter Flur in Hinsicht auf Fruchtbarkeit den meisten Thüringischen Gegenden das Gleichgewicht. Nur selten täuschen die ihrem Schooße vertrauten Saaten die frohe Hoffnung auf ergiebige Aerndte. Die Vereinzelung herrschaftlicher und adelicher Güter in der Nähe der Stadt brachte der Feldwirthschaft, welche zu den vornehmsten Nahrungszweigen ihrer Bewohner gehört, wahren, dauernden Gewinn. Das, was vorher selbst bei der größten Anstrengung dem Eigenthümer des Ganzen nicht möglich gewesen war, leistete nunmehr der unermüdete Fleis einer Menge von Besitzern der durch die Theilung leichter zu bearbeitenden Grundstücke.

Da es der Rudolstädter Flur, deren Umkreis durch die der benachbarten, zum Theil auswärtigen Orte sehr eingeengt wird, an zureichenden Weideplätzen gebricht, und diese noch dazu in neuern Zeiten durch Anlegung von Gärten sehr vermindert worden sind, so kam die Einführung des Anbaues nahrhafter Futterkräuter auf den Feldern und Bergen der Viehzucht glücklich zu Statten, und brachte dieselbe in größere Aufnahme. Eben so ist die vornämlich für gebirgige und getraidearme Gegenden so unschätzbare Frucht der neuen Welt schon längst auf unsern Aeckern einheimisch. Nicht minder hat die Veredelung des Obstbaues neuerlich bei uns gute Fortschritte gemacht.

Daß die nähern und entferntern Umgebungen Rudolstadts nicht arm an Pflanzen und Kräutern sind, haben von Zeit zu Zeit unternommene Forschungen unwidersprechlich bewiesen. So ergab sich aus einer vor mehrern Jahren angestellten Zählung, daß die Berge und Thäler, welche den Mörlaergraben bilden, allein 187 verschiedene Arten derselben hervorbringen. Zwar bieten unsere Gegenden dem Freunde der Pflanzenkunde keine ungewöhnlich reiche Ausbeute an Seltenheiten dar, aber in ihnen sproßt doch so manches Gewächs, welches man in vielen Theilen Teutschlands vergeblich suchen würde. Wer daher nur einige Frühlings- und Sommertage im Dienste der Flora hier zubringt, der wird sich bald überzeugen, daß das von Phytographen über die Schwarzburgischen Lande im Allgemeinen ausgesprochene Urtheil, als gehörten sie zu den ärmern in botanischer Hinsicht, nur aus dem Dunkel, worin die Kunde ihrer Pflanzen noch gehüllt war, seinen Ursprung haben kann.

Zum **Bergbau** scheint die hiesige Gegend nicht geschickt zu sein; wenigstens sind bisher alle, von Zeit zu Zeit angestellten Versuche, Schätze, welche man hier im Schooße der Erde verborgen wähnte, zu Tage zu fördern, völlig fruchtlos geblieben.

Ohngefähr eine halbe Stunde von der Stadt, nach Hasel zu, dicht an dem linken Ufer der Sale, entspringt auf einer Wiese die

sogenannte Gesundquelle. Sie wurde im Monat Julius des Jahres 1646, als eben durch die anhaltende Trockenheit der Fluß so seicht geworden war, daß man überall hindurchgehen konnte, anfangs blos von den in der Nähe beschäftigten Schnittern als ein kühlender Labetrunk häufig genossen. Da man aber auch den wohlthätigen Einfluß derselben auf die Heilung körperlicher Gebrechen durch einige von Bewohnern der Stadt und der umliegenden Dörfer gemachte Erfahrungen bewährt gefunden zu haben glaubte, so verbreitete sich ihr Ruf in kurzem auch in entferntere Gegenden. Von nun an strömten Sieche und Kranke aller Art bei derselben zusammen, im zuversichtlichen Vertrauen, hier Heilung und Erleichterung der Uebel zu finden, womit sie behaftet waren. Der damalige Superintendent, Rothmaler, liefert am Schlusse seines bald nach Entdeckung dieses Gesundbrunnens verfaßten Andachtsbuches, worin er dieselbe als eine vorzügliche Wohlthat der Vorsehung preist, ein langes Verzeichniß aller derjenigen, die ihre Genesung seiner Wirksamkeit zu verdanken öffentlich gerühmt hatten. Aber bald scheint der Glaube an die wunderthätige Kraft desselben wankend geworden und endlich auf eine lange Reihe von Jahren geschwunden zu sein. Zwar gab er von Zeit zu Zeit den hiesigen Aerzten Anlaß zu Untersuchungen, aber keine führte zu der gewünschten Entdeckung von Bestandtheilen, welchen man einen bedeutenden Einfluß auf die Wiederherstellung der Gesundheit hätte zugestehen können. Erst vor etwa dreißig Jahren wurde der fast verschollene Name dieser Quelle wieder häufiger, als je, genannt, und die Meinung von ihr inwohnenden Heilkräften faßte auf's neue Wurzel. Wenn auch die von einem gründlichen Chemiker damals gelieferte, genaue Bestimmung ihres Gehaltes nicht geeignet war, dieselbe noch mehr zu begründen, so trug doch der Reiz der Neuheit in Verbindung mit einigen Beispielen von Personen, welche dadurch ihre Gesundheit wieder erlangt haben wollten, das Seinige bei, daß das Drängen zu derselben, von welchem das oben bemerkte Jahr Zeuge gewesen war, sich wieder erneuerte. Und obgleich der anfangs so rege Eifer in Benutzung dieses Heilbrunnens gänzlich wieder erkaltet ist, so hat doch die demselben gewidmete Aufmerksamkeit auch für die Gegend, welche ihn zunächst umgibt, und welcher ganz das Gepräge einer niederländischen Landschaft aufgedrückt ist, die glücklichsten Wirkungen geäußert. Die Anlegung wohlgeordneter Baumpflanzungen und des eben so einfachen, als geschmackvollen Badehauses haben derselben eine neue Zierde geliehen.

Die hier und da geäußerte Muthmaßung, daß die Gegend von Rudolstadt ein Salzwerk gehabt habe, beruht auf dem ziemlich schwankenden Zeugnisse einer im Jahr 1417 ausgefertigten Urkunde. Ohngeachtet aller angewandten Mühe hat sich der Ort, wo dasselbe befindlich war, noch nicht mit Sicherheit entdecken lassen. So viel aber scheint wenigstens ausgemacht zu sein, daß es nicht in den nächsten Umgebungen der Stadt gesucht werden darf.

Wollen wir ein sprechendes Gemälde des ursprünglichen Zustandes unsrer Gegend, ehe sich Menschen in derselben ansiedelten, ent-

werfen, so können wir dazu, ohne Besorgniß, der Wahrheit untreu zu werden, die Farben von den Schilderungen des ältesten Germaniens entlehnen.

Wer nur einige Züge dieser letztern aufgefaßt hat, dem wird gewiß, wenn er sie auf Thüringen, und insbesondere auf unsre Gegend überträgt, sogleich das traurige Bild von düsteren Wildnissen vorschweben, welche ehemals unsre jetzt so lachenden Auen entstellten. Die Berge, unter deren Schutze Rudolstadt jetzt sein mildes Klima genießt, waren anfangs mit undurchdringlicher Waldung bedeckt. Noch sind davon der Hain und die Heide übrig; der Name des Pörzthales deutet in der Sorbischen Sprache auf einen Tannenwald hin, der dasselbe begrenzte. *) Die Füße dieser Berge scheinen mit dichtem Laubholz von Eichen, Eschen und Weiden, besonders aber mit Haselgesträuch bewachsen gewesen zu sein, wie uns der Name Haselich, den die südwestliche Wand des Hainberges und der Hügel an der Nordseite führt, sowie die Dörfer Kirchhasel, Oberhasel und Unterhasel, bis zu welchen sich dieses Gesträuch hinabzog, nicht undeutlich zu erkennen geben. Das Unfreundliche und Rauhe unsrer Gegend wurde damals durch verschiedene Seen und Sümpfe vermehrt, welche einen großen Theil derselben einnahmen. Drei der ersten, Schwanen, — Egel — und Katharinauersee werden nicht nur in alten Urkunden erwähnt, sondern ihre Lage und Größe läßt sich auch durch Hülfe der noch von ihnen vorhandenen Ueberreste mit großer Wahrscheinlichkeit bezeichnen. Wir würden unserem Plane zuwider handeln, wenn wir in weitläufige Untersuchungen darüber eingehen wollten, durch welche Naturereignisse die Umgestaltung unsrer Gegend nach und nach bewirkt wurde. Nur soviel sei uns noch zu erwähnen vergönnt, daß verschiedene Wahrnehmungen darauf hindeuten, daß die Saale bei unsrer Stadt in den ältern Zeiten ein anderes Bette gehabt habe. So findet man z. B. in den sogenannten untern Weinbergen und auf den Debraäckern ein Lager von gerundeten Steinen, die denen in dem Flusse vollkommen ähnlich sind.

Der Landstrich an der Sale herauf bis zu dem Thüringer Walde enthielt schon vor dem Jahre 1062 viele Dörfer und Meierhöfe, wovon die meisten jetzt noch übrig sind. Der Anbau derselben mußte also vermuthlich im siebenten und achten Jahrhunderte, in welchem letzteren die Sage den Bonifacius in Rudolstadts Nähe zu Heilsberg **) verweilen läßt, und hier und da noch früher begonnen haben, da er bereits im zehnten so bedeutende Fortschritte gemacht hatte.

---

*) Por oder Bor heißt in der genannten Sprache ein solcher Wald. Doch könnte dieses Wort eben so ungezwungen von der Präposition Po, an und ric (ausgesprochen ritsch) der Bach, abgeleitet werden.

**) S. außer mehreren älteren Schriften (Vulpius) Curiositäten, 6. B. 2. St. S. 166 ff.

Ein anderes, weit rauheres Ansehen aber gewährte damals noch der Thüringer Wald, welchen gleichzeitige Schriftsteller als eine menschenleere, blos von Bären und Wölfen bewohnte Einöde schildern. Allein auch jener Gegend dürfen wir vor dem eilften Jahrhunderte keine große Bevölkerung zuschreiben, vielmehr gab es in derselben noch da, wo jetzt die fruchtbarsten und lachendsten Fluren sind, viele waldige und wüste Plätze. Der Einfluß der Klöster, deren Stiftung in Thüringen beinahe durchgängig diesem und dem folgenden Jahrhundert angehört, auf die Kultur und bessere Bearbeitung des Bodens ist unverkennbar.

Wenn der Geschichtschreiber meist vergeblich nach der Zeit des Ursprunges der Städte und dem Namen ihrer Erbauer zu forschen pflegt, so sind wenigstens bei der unsrigen die angewandten Bemühungen nicht ganz fruchtlos gewesen. Die Geschichte gedenkt zweier Herzoge in Thüringen, welche den Namen Rudolph führten. Dem ersteren soll der Fränkische König, Dagobert, ums J. 634, den Oberbefehl über den südlichen Theil dieses Landes aufgetragen haben. Der andre, welcher von dem Jahre 872 bis 876 in gleichen Verhältnissen vorkommt, hat, wie wir bald sehen werden, weiter keine Wichtigkeit für uns. Jener war so glücklich, die Sorben über die Sale zurückzudrängen. Mehrere Umstände vereinigen sich zu Bestätigung der Behauptung, daß der erste Grund zu unsrer Stadt von ihm gelegt worden sei. Die bei weitem größere Anzahl der ältern Urkunden, insonderheit der lateinischen, weißt durch die Schreibart der Namen derselben deutlich auf einen Erbauer hin, welcher Rudolph hies. Ferner ist Alles, was uns die Chroniken von dem öffentlichen Leben des Herzogs und von den Schicksalen seines Geschlechts berichten, dieser Ableitung nicht nur nicht entgegen, sondern es verleiht derselben vielmehr eine festere Stütze. Auch Rudolphs Nachkommen hatten in unserer Gegend Besitzungen. So beschenkte sein Urenkel, der Herzog Heton II., im J. 704 das Bisthum Utrecht mit einigen Gütern zu Arnstadt und andern benachbarten Orten.

Es ist glaublich, daß die Sorbische Grenze an der Sale mit einer Kette nahe an einander liegender Burgen versehen war, um dem Lande mehrere Sicherheit vor den unaufhörlichen Einfällen dieses nach Beute gierigen Volkes zu gewähren. Zu solchem Zwecke waren ohne Zweifel Orlamünda, Dornburg, Kamburg und andere Schlösser in dieser Gegend erbaut, und vielleicht hatte das hier von Rudolph errichtete Bergschloß die nämliche Bestimmung da es nicht nur zu Bewachung der Grenze überhaupt, sondern auch zu Deckung der Straße von Erfurt nach dem Orlagau dienen konnte.

In den nächsten Umgebungen dieses Schlosses müssen wir die ersten Häuser der Stadt oder vielmehr die Meierhöfe suchen, welche die ursprüngliche Anlage derselben ausmachten. Die bis auf unsre Tage fortgepflanzte Benennung: Altstadt, welche ein außerhalb der Ringmauer liegender Theil von Rudolstadt führt, den man jetzt als Dorf betrachtet, spricht für den frühern Anbau in diesem Bezirke. Nach dem Erlöschen des Rudolphischen Stammes, ums J. 177, er-

theilten wahrscheinlich die Fränkischen Könige die Rechtspflege, sowie die Aufsicht über ihre hier befindlichen Domänen, einem besondern Richter, Voigt oder Grafen.

Die erste beurkundete Nachricht, die bisher von dem Dasein unsrer Stadt aufgefunden werden konnte, ist in einem kurz vor dem Jahre 800 aufgesetzten Verzeichnisse der Güter und Rechte enthalten, welche die Abtei Hersfeld zur Zeit ihres Stifters, des Mainzischen Erzbischofs Lullus, und bald nachher erworben hatte. Die oberste Stelle in demselben nehmen diejenigen Güter ein, welche dieser geistlichen Anstalt durch Karls, des großen Königs der Franken, Freigebigkeit zu Theil geworden waren. Unter diesen kommen auch „sieben Hausen in Mulnhusun (Mühlhausen), Renmidi (Remda) und Rudolfestatt mit den dazu gehörigen Leibeigenen" namentlich vor. Wenn die Wahrheit eines solchen Zeugnisses noch der weitern Unterstützung durch Gründe bedürfte, so würden wir diese von den übrigen, in diesem Documente angeführten Thüringischen Orten, welche auch noch in der Folge als Hersfeldische Besitzungen vorkommen, leicht entlehnen können. Rudolstadt stand also damals unter der Botmäßigkeit der Fränkischen Könige, und ging von diesen in die Hände der teutschen Kaiser über.

Der Orlagau, in welchen man nicht ohne triftige Gründe Rudolstadt versetzt, war anfangs von Sorben bewohnt, aber daraus folgt noch nicht, daß alle Ortschaften desselben diesem Slavischen Volke ihr Dasein verdankten. Viele sind von ihren Ueberwindern nach der Zeit angelegt worden. Vornämlich scheint dieß von den Burgen und sogenannten Warten zu gelten, wodurch die Teutschen die so sehr zum Aufruhr geneigten Sorben im Zaum zu halten suchten. Einzelne Landgüter in hiesiger Gegend mögen von den letztern, entweder noch vorher, ehe Rudolph dieselben über die Sale trieb, oder in der Folge enstanden sein, als sie die ihnen angewiesene Grenze überschritten, da sie bekanntlich ihre Einfälle in die benachbarten Länder so lange fortsetzten, bis sie endlich im Jahr 926 völlig unterjocht wurden. Dahin gehört, unter andern, der Ort Redewiz, welcher in einer kleinen Entfernung von Rudolstadt lag und durch die häufigen Uberschwemmungen der Sale seinen Untergang fand. Auch der Name der ehemaligen Schäferei Debra *) verräth einen Sorbischen Ursprung.

Wir nähern uns nun dem Zeitpunkte, wo es in der Geschichte unsrer Stadt etwas zu tagen anfängt, und der Forscher nicht mehr

*) Debra ist soviel als ein Landgut oder Vorwerk. Hierher kann auch der Bach Gornitsche gerechnet werden, welcher sich unter Teichröda, mit dem sogenannten wüsten Bache oder der Rinne vereinigt, die bei Rudolstadt in die Sale fällt. Gornitsche von Gor (oder Hor), der Wald, woraus das Adjectiv gorni oder horni gebildet wurde, und der Anhängesilbe ce bedeutet einen Waldbach. Auch Rinna heißt im Polnischen ein Kanal.

genöthigt ist, sich dem unsichern Leitfaden der Chroniken zu überlassen und die geringe Ausbeute, die sie ihm gewähren, mühsam von den vielen Schlacken zu sondern. Aber noch empfängt uns bei dem Eintritte in denselben ein räthselhaftes Dunkel, dessen Aufklärung schon von vielen vergeblich versucht worden ist. Die Schicksale unserer Stadt sind nämlich eine ziemlich lange Reihe von Jahren mit denen der Grafen von Orlamünde innig verwebt, aber die Frage, wenn und wie diese zum Besitze desselben gelangten, hat man noch nicht beantworten können. Wir müssen uns also mit Anführung des ersten urkundlichen Zeugnisses begnügen, in welchem dieses edele Geschlecht in dem erwähnten Verhältnisse zu unserer Stadt erscheint. Ein solches wurde von Grafen Albert II. und Herrmann II. d. 28. April 1217 zu Rudolstadt, wahrscheinlich ihrem damaligen Aufenthaltsorte ausgestellt. Nicht lange hernach (1222) bezeichnet die noch ungedruckte Reinhardsbrunner Chronik in der Erzählung, daß der Landgraf Ludwig von Thüringen den Schauenforst erbaut habe, das Schloß Rudolstadt als Eigenthum Herrmanns von Orlamünde. *) Eine erfreuliche Erfahrung, die wir außerdem vermittelst jenes Documents machen ist, daß sich schon damals hier eine Pfarrkirche **) befand, deren Stiftung aber vielleicht einem weit früheren Zeitalter angehört.

Sein ältester Sohn Herrmann V. löst endlich in einem Salfeldischen Klosterbriefe vom Jahr 1279, alle Zweifel, die noch über die Verbindung unsrer Stadt mit diesem gräflichen Hause obwalten könnten, indem er seinem jüngern Bruder, Otto III., ausdrücklich Herrn zu Rudolstadt nennt. Otto V., jüngster Sohn des vorhergehenden, welcher unsre Stadt nebst den Fränkischen Herrschaften in der Abtheilung mit seinem Bruder erhalten hatte, scheint ebenfalls, wenn auch nicht immer, doch abwechselnd, sein Hoflager hier gehabt zu haben. Sein Schwiegervater, Graf Günter VIII. von Kevernburg, starb im J. 1302 und nun erbte Otto's Gemahlin, Adelheid, mit ihrer Schwester, Irmengard, vermählten Gräfin zu Hohenstein, die von ihm hinterlassenen Besitzungen, Arnstadt, Schwarzwald, Wachsenburg, Liebenstein, Ichtershausen und Ilmenau. Aber schon im J. 1306 verkaufte Otto seinen Antheil an der erstern und letztern Stadt wieder an die Grafen Heinrich XII. von Schwarzburg, Herrn zu Blankenburg, und Günther XII., Herrn

---

*) Die Worte sind folgende: Post hoc nono Idus Augusti (MCCXXII) idem Lantgravius (Ludewicus) intrauit cum exercitu terram comitis Hermanni de Orlamunde occupans montem qui dicitur Scowinvorst inter duo castra sua meliora scil. Orlamunde et Rodolfstad et hoc facto ad terram suam revertitur bene prosperatus. (Andere Zeitbücher haben das Jahr 1223).

**) Unter den Zeugen kommt nämlich: Heinricus parrocianus de rodeluestad (rodoluestad?) vor. Schon 1227 wird, wahrscheinlich als sein Nachfolger, bruno parrochianus de Rudoluistat erwähnt.

zu Schwarzburg, für 1300 Mark Silber, erhielt aber nur 450 Mark baar; für die fehlende Summe wurde ihm das untere Schloß zu Rudolstadt mit seinen jährlichen Einkünften übergeben und eingeräumt. — Aber wie waren die Grafen von Schwarzburg zum Besitze dieses Schlosses gelangt? Die über jenen Kauf ausgefertigte Urkunde entscheidet hier nicht das Mindeste. Unter den mancherlei Muthmaßungen, welche die Schwarzburgischen Geschichtschreiber in dieser Hinsicht vorgetragen haben, empfiehlt sich keine so sehr durch ihre Wahrscheinlichkeit, als diejenige, daß es bei Gelegenheit der Vermählung Heinrichs XV., eines Sohnes Heinrichs XII., Blankenburg. Linie, und Bruders des nachherigen Kaisers, Günthers XXI., mit Elisabeth, der Tochter Otto's, welche Rudolstadt als Mitgift empfangen habe, geschehen sei. Elisabeth wurde nämlich nicht erst im Jahr 1335, sondern vielleicht schon zu Ende des dreizehnten, oder doch zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, wenigstens vor dem Jahre 1306, mit dem genannten Grafen verehlicht. Graf Otto, der auf diese Art aufs Neue Herrr beider Schlösser und der ganzen Stadt geworden war, blieb nicht lange im Genusse des Wiedererworbenen. Denn schon im J. 1318 soll ihn der Tod von der Welt abgefordert haben.

Sein Sohn, Otto VII., folgte ihm in der Regierung von Plassenburg, Kulmbach, Grafendabrach und unsrer Stadt. Die hiesige Andreaskirche erhielt in den Jahren 1326 und 1327 ausgezeichnete Beweise seiner Wohlthätigkeit. Aus der ersten Urkunde erfahren wir das Dasein der Kapelle des heiligen Gregorius bei dem obern Schlosse, welche damals schon längere Zeit gestanden haben muß; aus der zweiten läßt sich schließen, daß Otto seinen Aufenthalt bisweilen in unsrer Stadt zu nehmen pflegte.

Ohne Zweifel war die allzugroße Freigebigkeit dieses Grafen gegen geistliche Stiftungen und seine mit Aufwand und Verlust verknüpfte Theilnahme an den Kriegen Kaiser Ludwigs IV., dem er auch im J. 1328 nach Italien und Rom gefolgt war, Ursache, daß er seinem Schwager Heinrich XV. v. Schw. Rudolstadt mit den beiden Häusern daselbst für 600 Mark Silber verpfänden mußte. Da er aber nachher noch 400 Mark auf dessen Namen erborgt hatte und die Zinsen nicht abtrug, so schloß Heinrich im Jahre 1331 einen Vertrag mit ihm, welcher die nähern Bestimmungen enthielt, die nunmehr in Ansehung dieses Darlehns verabredet worden waren. Wir theilen die vornehmsten Punkte daraus mit. Zuerst erklärte Heinrich, „daß die ganze Stadt nebst den beiden Schlössern nur als Pfand für die 600 Mark angesehen, für die Interessen aber die jährlichen Einkünfte, oder an ihrer Stelle 60 Mark, gegeben werden sollten; er gestand ferner seinem Schwager das Recht zu, diese Vesten zu allen Zeiten wieder einzulösen, doch unter der Bedingung, daß er die Mannschaft derselben ihm vorher möchte huldigen lassen, damit er sie einmal erben könne. Otto hatte sich das Lehn der Pfarrkirche ausbedungen, dagegen behielt sich Heinrich zehn Mark Silber zu Bestreitung der alljährlich auf die beiden Schlösser zu verwendenden

Baukosten vor. Diese sollten zu dem Hauptgelde gerechnet, die andern 400 Mark aber, für welche jener kein Unterpfand gegeben hatte, mit 80 Mark (also jährlich mit 20 vom Hundert) verzinset, und die Interessen immer ein Jahr voraus bezahlt werden."

Die Hoffnung auf einen leiblichen Erben war indessen bei unserm Grafen immer tiefer gesunken. Dieß erregte ohne Zweifel in ihm den Entschluß, einen Theil seiner Besitzungen, auf den Fall, daß er kinderlos sterben würde, dem Grafen Heinrich zuzuwenden, mit dem er so eng durch die Bande der Verwandtschaft verknüpft war. Wenigstens scheint dieß aus einem offenen Briefe Heinrichs vom Jahr 1334 deutlich hervorzugehen, so wie wir auch schon durch das eben erwähnte Document auf diese Absicht aufmerksam gemacht worden sind. In demselben legt dieser seine Wünsche und Gesinnungen, nach altteutscher Sitte, unumwunden an den Tag, wenn er erklärt, „daß er nur das obere Schloß mit der dazu gehörigen halben Stadt für 1300 Mark Silbers, (denn so hoch war das Kapital durch den rückständigen Zins gestiegen) behalten, hingegen das untere Schloß nebst der andern Hälfte der Stadt, jedoch mit Ausnahme des Thurmes, wieder zurückgeben wolle." Durch den letztern Zusatz und das Verlangen, daß ihm von der Mannschaft desselben die Huldigung geleistet werden möchte, glaubte er sich den Besitz auch dieses Theiles zu sichern, wenn Otto dereinst mit Tode abginge. Endlich wünschte er, daß Otto die obere Veste, wenn er sich zum Verkaufe derselben genöthigt sähe, keinem andern, als ihm, anbieten und ihm dieselbe um 200 Mark wohlfeiler, als sie geschätzt werden würde, überlassen möchte. In Ansehung des Patronatrechts über die Andreaskirche und die derselben zugehörigen Kapellen galten die einige Jahre vorher festgesetzten Bestimmungen. Otto trug kein Bedenken, die ihm gethanen Vorschläge anzunehmen und seinem Schwager von der Mannschaft des untern Schlosses, auf dem bemerkten Fall, die Huldigung leisten zu lassen. Hierauf eignete er, diesem Vertrage gemäß, am 14. April 1838 das erwähnte Patronatrecht, welches, wie er sich in der darüber ausgefertigen Urkunde ausdrückt, von seinen Voreltern auf ihn fortgepflanzt worden war, dem von den Herzogen zu Meran gestifteten Kloster Langheim zu.

Mit ihm erlosch im Jahr 1340 die Fränkische Linie dieses berühmten Stammes.

Jetzt sei es uns erlaubt, hier, wo sich uns ein so natürlicher Ruhepunkt darbietet, einige Blicke auf die innere Beschaffenheit und Einrichtung der Stadt zu werfen, und dann erst den Faden der Erzählung wieder anzuknüpfen.

Wann Rudolstadts Bewohner von der Leibeigenschaft befreit und für Bürger erklärt worden sind, darüber herrscht ein tiefes Stillschweigen. Noch zu Anfange des zwölften Jahrhunderts hatte der Zustand der Einwohner mancher bedeutendern Städte Thüringens viele Aehnlichkeit mit dem der Bauern und ließ auf eine ursprüngliche Knechtschaft schließen. Sollte Rudolstadt sich wohl eher aus den Fesseln dieser drückenden Verhältnisse losgewunden haben? — Gewiß ist es hin-

gegen, daß es seine ersten Stadtgesetze den Grafen von Orlamünde verdankt. Sind sie gleich nicht mehr in der Urschrift vorhanden, so wird dieß doch nicht nur in den von dem Grafen Günther XXVIII. zu Schwarzburg, Herrn zu Ranis, im Jahr 1404 erneuerten Statuten mit deutlichen Worten zu erkennen gegeben, sondern es finden sich in diesen auch unverkennbare Spuren von alten Gebräuchen, welche den von ihnen hergeleiteten Anordnungen einen Platz in einem frühern Zeitraume anweisen. So schreibt sich z. B. das Gesetz von Bestrafung des Todschlages durch eine kleine Summe Geldes von den Gewohnheiten der alten Thüringer her und scheint noch damals, als dieses Volk bereits die christliche Religion angenommen hatte, Statt gefunden und sich auch in der Folge erhalten zu haben.

Rudolstadt war nunmehr Eigenthum der Grafen zu Schwarzburg geworden. Aber nicht lange konnte es sich seines ersten Oberherrn aus diesem erlauchten Hause, Heinrichs XV., erfreuen. Denn dieser verlor schon 1337, bei einem Zug nach Jerusalem das Leben.*) Seine Gemahlin, Elisabeth, hingegen hatte noch 1358 ihren Witwensitz zu Salfeld. Heinrich XVII. und Günther XXV., die beiden Söhne des Verstorbenen, erbten unsre Stadt und regierten dieselbe anfangs gemeinschaftlich. Aber nicht lange genossen sie der Ruhe. Eine dem Anscheine nach unbedeutende Veranlassung hatte die schon so vielfältig beschriebene Fehde zwischen den Thüringischen Grafen, an deren Spitze Friedrich II. von Orlamünde und der heldenmüthige Günther XXI. zu Schwarzburg-Blankenburg standen, gegen den Landgrafen Friedrich II. oder den Ernsthaften, auf's neue entzündet. Auch unsre Grafen wurden in dieselbe verflochten. Das Ungewitter des Kriegs, welches erst in der Gegend von Arnstadt und Erfurt gewüthet hatte, zog nun gegen Rudolstadt heran, um alle seine Schrecknisse über dasselbe zu entladen. Im Jahr 1345 in der Fastenzeit wurde es von Friedrichs Heere überfallen, geplündert und abgebrannt. Wahrscheinlich hatte der Feind bei der Einnahme auch des oberen Schlosses nicht verschont. Das Zeugniß einer Urkunde, daß im Jahr 1409 die Kapelle des heiligen Gregorius bei demselben nicht mehr vorhanden war, steht wenigstens mit der Behauptung, daß es den Kriegern des Landgrafen gelungen sei, sich dieser Veste ebenfalls zu bemächtigen und an derselben feurige Rache zu üben, nicht in offenbarem Widerspruche. Auch das untere Schloß, dessen Standort sich nicht mit völliger Gewißheit ausmitteln läßt, wird seit dieser Zeit nicht wieder ausdrücklich erwähnt, nur eine Urkunde vom 26. Junius des folgenden Jahres gedenkt noch beider Häuser zu Rudolstadt. Da, wie die Sage erzählt, das Stadthaus gleichfalls ein Raub der Flammen wurde, so fehlen die von den Grafen von Orlamünde ertheilten Statuten nebst mehreren andern ehrwürdigen Denkmalen des Alterthums. Endlich boten sich die Käm-

*) Nikol von Syghen erzählt in seiner Thüringer Chronik fol. 225a „Hoc anno (1337) obiit generosus Comes h de Schwarczburg cum multis aliis suis sodalibus in peregrinacione Iherosolimitana.

pfenden, während der von dem Landgrafen unternommenen und fünf Wochen vergeblich fortgesetzten Belagerung der damals Schwarzburgischen Bergveste Dornburg, zur Versöhnung die Hand; der Friedensvertrag wurde aber erst späterhin, am 26. December d. J., förmlich abgeschlossen. In demselben hatten sich die Grafen von Schwarzburg unter andern verbindlich gemacht, Rudolstadt, womit sie bisher von dem Reichsoberhaupte beliehen worden waren, von dem Landgrafen zu Lehn zu empfangen, wenn dieser nämlich den Kaiser dahin vermögen könnte, seinen Rechten zu entsagen, was ihm aber nicht gelungen zu sein scheint.

Wann unsre Stadt ein eigenes Stadtgericht erhalten habe, ist ungewiß. Schon im zwölften Jahrhundert finden sich in anderen Thüringischen Städten Spuren von einer besondern, durch Voigte und Schultheissen mit Zuziehung einiger Schöppen geführten städtischen Regierung. So treffen wir auch bei uns einen Voigt, und späterhin drei besondere Behörden, unter dem Namen Rathsmeister, an, die in der Verwaltung ihres Amtes mit einander wechselten. Anfangs, als Rudolstadt noch klein war, hatte sich die ganze Bürgerschaft, wie jede Dorfgemeinde, unter dem Vorsitze ihres Richters versammelt, in der Folge aber, als sich die Zahl der Einwohner mehrte, wurden sieben besondre Räthe zu diesem Zwecke erkoren, welche die gewissenhafte Handhabung des Rechts vorher eidlich versichern mußten.

Dieses Wenige ist es, was über die innere Verfassung der Stadt in fernem Alterthume mit einiger Zuverlässigkeit gesagt werden kann. Je näher wir unsern Zeiten kommen, desto mehr Aufschlüsse erhalten wir über dieselbe. Besonders erzeugte das Jahr 1404 in dieser Hinsicht manche neue Einrichtungen. Der schon oft erwähnte Günther XXVIII. brachte es nämlich damals, durch seine dem Kaiserhause geleisteten treuen Dienste, bei dem Kaiser Ruprecht dahin, daß seiner Tochter, Elisabeth, das Schloß und der Flecken Ehrenstein, ingleichen der Bann an dem Gerichte zu Rudolstadt nebst dem Zoll daselbst, welcher ihm 1397 zugestanden worden war, erblich verschrieben wurden. Zugleich bewilligte der Monarch, daß, wenn Günther keinen Sohn erzeugen würde, Elisabeth diese Stücke auf immer von dem Reiche zu Lehn tragen sollte.

Die von unserem Grafen am 31 März d. J. bestätigten und mit einigen neuen Gesetzen vermehrten Statuten *) geben nicht undeutliche Fingerzeige, daß der Handel bereits hier aufzukeimen angefangen hatte. Rudolstadt besaß damals schon Marktrecht und zwei Jahrmärkte, zu denen erst nach dem Jahre 1488 ein neuer hinzugekommen sein muß. Wie weit der Anbau der hiesigen Gegend gediehen war, läßt sich ebenfalls aus diesem schriftlichen Denkmale

---

*) Sie sind in dem Waffenträger der Gesetze. B. VIII. August. (Weimar) 1801. 8. S. 133 — 146, aber so ungenau und voller Lücken abgedruckt, daß ein dem Originale getreuer Abdruck sehnlich zu wünschen ist

beurtheilen. Man zog um jene Zeit schon, außer den gewöhnlichen Feldfrüchten, auch Flachs, Hopfen, Wein und Obst.

Wie viel eine Stadt in Hinsicht auf Nahrung, Verfeinerung der Sitten und Anwachs der Volksmenge gewinnt, wenn sie zum Aufenthalte des Regenten erhoben wird, liegt am Tage. Rudolstadt genoß dieses Vorzugs eine Zeitlang nicht, wenigstens finden wir in den vaterländischen Jahrbüchern keine sichern Merkmale davon. Das Haus Schwarzburg hatte sich damals in mehrere Aeste verbreitet. Ohngeachtet die Länder desselben in frühern Zeiten weit beträchtlicher waren, als jetzt, so wirkten doch die häufigen Zerstückelungen derselben, welche vor Einführung des Rechts des Erstgeburt Statt fanden, auf ihre Aufnahme nichts weniger als günstig, und in ihnen müssen wir die Hauptveranlassungen suchen, daß ihr Umfang so sehr geschmälert wurde. Auch Rudolstadt gerieth dadurch mehr als einmal in Gefahr, der Botmäßigkeit eines Fremden unterworfen zu werden.

Während der gemeinschaftlichen Regierung Heinrich XVII. und Günther XXV. gewannen die bisherigen Lehnsverhältnisse eine veränderte Gestalt. Kaiser Karl IV., der von einem neuern Schriftsteller nicht mit Unrecht der Stiefvater des teutschen Reichs genannt wird, sorgte desto väterlicher für sein angestammtes böhmisches. Er wußte im Jahr 1361 die genannten Grafen, welche dem Reichstage zu Nürnberg beiwohnten, durch Ueberredung und Zusagen, auf die er sich meisterlich verstand, zu bewegen, daß sie nicht nur Schloß und Stadt Rudolstadt nebst dem dazu gehörigen Gebiete, sondern auch Salfeld und Köniz, der Krone Böhmen zu Lehn auftrugen. Nach dem 1368 erfolgten Tode Günthers führte Graf Heinrich mit dessen Nachkommen, Heinrich XXV., Günther XXIX. und Günther XXXI., die Regierung gemeinschaftlich fort, bis auch er 1373 von der Welt abgerufen wurde. Seine Söhne, Heinrich XXIII. und Günther XXVIII., nahmen noch in demselben Jahre mit ihren bereits erwähnten Vettern eine Theilung der ererbten Besitzungen vor. Rudolstadt war den erstern anheimgefallen und ging bei der abermaligen Abtheilung, welche beide Brüder, im Jahr 1381 mit einander vornahmen, in den Besitz des jüngern über. Dieser, der schon oft besprochene Günther XXVIII., ist, außer dem, was wir bereits von ihm anzuführen Gelegenheit hatten, noch in vieler Hinsicht wichtig für unsre Stadt. Im Jahr 1399 vermählte er sich mit Margaretha, einer Tochter des Grafen Heinrich X. (XIII.) von Henneberg-Schleusingen, und verschrieb ihr Schloß und Stadt Pösneck zu Leibgedinge; in der Folge aber, noch vor seiner Abreise zu der Kostnizer Kirchenversammlung, wies er derselben dafür Rudolstadt und Ehrenstein an.

Wie weit Günthers Denkungsart über den damaligen Zeitgeist erhaben war, darüber gibt uns ein anderer merkwürdiger Vorfall Aufschluß. Es ist sein Versuch, dem Kloster Langheim das von den Grafen zu Orlamünde verliehene Patronatrecht über die Andreaskirche zu Rudolstadt aus den Händen zu winden, der endlich auch, nach langwierigen Streitigkeiten und Besiegung vieler Hindernisse, dem in alle Geheimnisse der Staatsklugheit eingeweihten Grafen vollkom-

men gelang. Durch Vermittelung Friedrichs, Burggrafen zu Nürnberg, war schon den 6. Februar 1403 ein Vergleich zu Stande gekommen, in welchem das Kloster seine Bereitwilligkeit erklärt hatte, das Lehnrecht über jene Kirche mit dem über die Elisabethenkapelle am Markte zu Rudolstadt zu vertauschen. Dagegen verpflichtete sich Günther, dem Kloster 300 rheinische Gülden zu zahlen, damit die Begängnisse der Grafen zu Orlamünde und Schwarzburg, dem Willen der Stifter gemäß, ferner mit Vigilien und Messen gefeiert werden könnten. Allein die Brüderschaft zu Langheim suchte den errichteten Vertrag unter allerlei Vorwänden ungültig zu machen. Günther, erzürnt über diese fromme Untreue, ließ hierauf, ohne Furcht vor dem allgewaltigen Bannstrahle, den Prior, Nikolaus, in gefängliche Haft bringen und den Pfarrer zu Rudolstadt, Nikolaus Vizner, welcher, vermuthlich von dem Abte, seinem bisherigen Lehnsherrn, mit geheimen Verhaltungsbefehlen versehen, ihm den Gehorsam verweigerte, seines Amtes entsetzen. Diese strengen Masregeln bewogen die Konventualen zur Nachgiebigkeit. Sie boten nun abermals die Hand zum Vergleiche, welcher auch am 1. April des nämlichen Jahres zu Stande kam, und wodurch der Prior seine Freiheit, der Pfarrer aber sein Amt wieder erhielt. Im Jahr 1404 verzichtete endlich das Kloster völlig auf das Patronatrecht der Andreaskirche und wurde durch das der Elisabethenkapelle für diesen Verlust entschädigt. Der Papst, Gregor XII., bestätigte 1410 den darüber abgeschlossenen Vertrag.

Im Jahr 1417 gerieth Günther mit seinem Vetter, Heinrich XXIX., in Streit wegen einiger Urkunden, welche dieser über seine Städte und Güter in Verwahrung hatte, und deren Aushändigung er verweigerte. Die Sache wurde klagbar bei dem kaiserlichen Hofgericht und Graf Konrad von Freiburg ertheilte am 25. April, nach angestellter Untersuchung, dem Grafen Heinrich den Bescheid, alle Briefe und Documente über die jenem eigenthümlich gehörenden Städte verabfolgen, diejenigen aber, welche die gesammte Herrschaft beträfen, in gemeinschaftliche Verwahrung bringen zu lassen. Es ist nicht bekannt, ob Heinrich diesem Befehle Folge leistete; für uns hat wenigstens die Urkunde, in dem er enthalten ist, den Nutzen, daß wir daraus die Orte kennen lernen, welche damals zu Rudolstadt gehörten. Es waren folgende: die Stadt Teuchel, Ezelbach, Unterhasel, Redewiz, Kirchhasel, Oberhasel, Teichweiden, Weitersdorf, Teichröde, Ammelstedt, Hermsdorf, Geitersdorf, Hopfgarten, Eschdorf, das Salzworgel, Eichfeld, Schala, Mörla, Volkstedt, Kumbach und Kolkwiz

Schon der dreißigste April d. J. 1418 endigte Günthers, mehr dem Dienste des kaiserlichen Hofes und dem Besten fremder Fürstenhäuser, als dem Wohle seiner eignen Familie, welcher er ansehnliche Länder widerrechtlich entzog, gewidmetes Leben.

Heinrich XXIX., sein Vetter, folgte ihm in der Regierung der übrig gebliebenen Herrschaften. Sobald aber der Sohn von Günthers Schwester, Elisabeth, Bruno III. (Proz), Edler Herr von

Querfurt, Nachricht von dessen Hinscheiden bekam, verlangte er, als vermeinter nächster Erbe, die Häuser Rudolstadt und Ehrenstein. Das erstere war damals an die Grafen zu Henneberg, Friedrich I. und Wilhelm II. (III.) verpfändet. Diese suchten nun in Verbindung mit jenem ihre Ansprüche geltend zu machen und bemächtigten sich des Schlosses und der Stadt Rudolstadt nebst der ganzen Pflege. Durch Zurückzahlung des vorgestreckten und auf Rudolstadt versicherten Kapitals wurden Friedrichs und Wilhelms Forderungen völlig begnügt, die Ansprüche Bruno's aber für unstatthaft erklärt und ihm daher weiter keine Entschädigung zuerkannt. Die mit ihm geführten Streitigkeiten waren von ziemlich langer Dauer gewesen und ihre Beilegung mehrmals versucht worden, bis endlich das gute Vernehmen, welches von den ältesten Zeiten zwischen beiden Familien geherrscht hatte, vollkommen wieder hergestellt wurde. Graf Heinrich nahm lebhaften Antheil an Bekämpfung der Hussiten und spielte dabei eine wichtige Rolle. Die Geschichte hat uns mehrere Beweise seiner Tapferkeit aufbehalten, die er in diesem, mit der größten Erbitterung geführten Kriege ablegte. Aber der Aufwand, der dabei erforderlich war, der Verlust, den er in demselben erlitt, und die Hülfe, die er seinem Bruder, Günther, Erzbischof zu Magdeburg, bei den Streitigkeiten mit der Stadt Halle leistete, stürzten ihn oft in Geldverlegenheiten, durch welche er, unter andern, Rudolstadt und Teuchel nebst fünf dazu gehörigen Dörfern viermal zu versetzen sich genöthigt sah. Er beschloß sein thatenvolles, größten Theils in Lagern und Feldschlachten zugebrachtes Leben im Jahr 1444.

Sein Sohn, Heinrich XXXI., erbte Rudolstadt. Dieser hatte sich bereits im J. 1434 mit Elisabeth, der Tochter des Herzogs Adolph zu Kleve, vermählt. In der noch vorhandenen Eheberedung wurde sie für die ihm zugebrachte Mitgabe von 6000 rheinischen Gülden, im Fall des Witwenstandes, an die Stadt Rudolstadt und die dazu gehörigen Ortschaften verwiesen. Die letztern sind aber nicht ganz die nämlichen, welche wir in der oben erwähnten Urkunde gefunden haben, sie erscheinen vielmehr in folgender Ordnung: Teuchel, Volkstedt, Unterhasel, Redewitz, Milbitz, Weitersdorf, Kumbach, Schala, Lichstedt, Oberhasel, Nauendorf, Mörla, Ammelstedt, Wirbach, Eichfeld, Kirchhasel, Teichweiden, Teichröde, Eschdorf, Hopfgarten, und Hermstadt. Graf Heinrich hielt sich ohne Zweifel bisweilen auf dem Schlosse zu Rudolstadt auf, da ihm hier 1450 ein Sohn, Günther XXXVIII. oder der mittlere, geboren wurde.

Daß der sächsische Bruderkrieg Thüringens Wohlstand höchst verderblich war, darüber herrscht in den Geschichtbüchern nur eine Stimme. Da wir von den Verheerungen, welche er in dem Schwarzburgischen Gebiete anrichtete, schon einmal zu sprechen eine weit nähere Veranlassung fanden, *) so heben wir jetzt aus der zusammenhängenden Darstellung seiner Quellen und schädlichen Folgen

---

*) S. die Geschichte des Schlosses Schwarzburg in 2. B. S. 233 ff. —

nur das heraus, was in unmittelbarer Beziehung mit Rudolstadt steht; und dieses beschränkt sich auf die Nachricht, daß im Jahr 1450 Heinrich der jüngere, Reuß von Gera, als er von Roda aus bis in die Rudolstädtische Pflege vordrang, die zu derselben gehörigen Orte geplündert haben soll.

Der Gemahlin unsres Grafen war, wie wir oben bemerkten, Rudolstadt zum Witwensitze bestimmt worden. Allein der Mangel an Raum, ihre Kränklichkeit und die sich zu Arnstadt häufiger darbietende Gelegenheit zu Abwartung des Gottesdienstes, erregte in ihr den Wunsch, in dieser Stadt ihr Leben zu beschließen. Im Jahr 1473 wurde ihr die Erfüllung desselben feierlich zugesagt.

Auf die, noch vor wenigen Jahren über einer Thüre des hiesigen Schlosses sichtbaren, vereinigten Schwarzburgischen und Klevischen Wappen hat man die Muthmaßung gegründet, daß Graf Heinrich dieses Gebäude von 1434 bis 1448 für seine Gemahlin habe neu aufführen lassen. Man wäre befugt, dieser Behauptung zu trauen, wenn sie noch durch andere zuverlässigere Zeugnisse bestätigt werden könnte. — Heinrich starb im J. 1448 und wurde nebst seiner Gemahlin, die ihn nur kurze Zeit überlebte, zu Arnstadt beigesetzt. Sein Sohn Günther XXXVI. oder der ältere, soll kurz nach seiner Verheirathung mit der Gräfin Margaretha von Henneberg, welche 1458 Statt fand, das hiesige Schloß bezogen haben. Wenigstens besuchte ihn hier d. 26. März 1461 Herzog Wilhelm von Sachsen, der eben eine Reise nach Palästina unternehmen wollte, und an welchen er sich als Begleiter anschloß; und 1464 wurde ihm hier eine Tochter, Margaretha geboren, die sich in der Folge mit dem Fürsten, Woldemar von Anhalt, vermählte.

Noch in dem Todesjahre seines Vaters erneuerte Graf Günther, für sich und als Vormund Heinrichs XXXVI. (XXXIII.), Herrn zu Sondershausen, die Statuten von Rudolstadt, in welchen aber nichts, als die vorangehende Bestätigung und der Schluß geändert wurde. Als Heinrich die Jahre der Mündigkeit erreicht hatte, überließ Günther ihm und seinem jüngern Bruder, Günther XXIX., die Regierung von Arnstadt und Sondershausen; Rudolstadt hingegen behielt er sich vor, wahrscheinlich um hier den Rest seiner Tage in Ruhe zu verleben. Die jetzt kaum mehr kenntliche Inschrift eines in die Mauer bei dem untern Schloßthore eingefügten Steines*) bewahrte sein Gedächtniß. Man kann aber dieselbe, wie einige gethan haben, weder auf die Erbauung des ganzen Schlosses, noch des weitläufigen Gemäuers beziehen, welches den daran stoßenden Garten umschließt. Weit glaublicher ist es, daß dieses Denkmal seines Namens die Errichung des Thorhauses andeuten soll, wo sich nachher

---

*) 1499.
G. G. Z. S.
DER ELDER
worunter der Schwarzbürgische Löwe steht.

die Kanzlei befand, und das ehemals dem Voigt oder Amtmann zur Wohnung gedient zu haben scheint.

Nach Günthers Tode gelangte Rudolstadt im J. 1503 an seinen jüngern Bruder, Günther XXXIX., welcher zu der Zeit, als die durch Luthers und seiner Freunde Bemühungen von unzähligen Irrthümern und Mißbräuchen gereinigte Christuslehre bei dem Volke Eingang zu finden begann, sich abwechselnd hier, zu Blankenburg und Schwarzburg aufhielt. Heinrich XXXVII. (XXXIV.), der einzige Sohn desselben, hatte sich unterdessen im J. 1523 mit der Gräfin, Katharina, von Henneberg vermählt, und Günther ließ sich, nach vielem Widerstreben, bewegen, ihm 1527 das Schloß und Amt Rudolstadt zu Einrichtung einer eigenen Hofhaltung abzutreten, und ihm einen den Grundsätzen Luthers zugethanen Prediger zu gestatten. Aber kaum hatte er seinen Aufenthalt hier genommen, als er durch das am 8. August 1531 erfolgte Ableben seines Vaters veranlaßt wurde, denselben mit dem Wohnsitze zu Arnstadt zu vertauschen. Ihm war die öffentliche Einführung der Lutherischen Kirchenverbesserung in seinem Lande vorbehalten.

Das Volk, das sich sonst gegen alle Neuerungen aufzulehnen pflegt, nahm das lautere Evangelium gern und willig an. Aber in dem Frohlocken über die so lang ersehnte Freiheit von der Gewalt des Papstes und seiner entarteten Diener ließen sich die Kurzsichtigen von einigen mißvergnügten Schwärmern irre leiten und zur Raserei wider obrigkeitliche Einrichtungen und Gesetze verführen. Auch in Rudolstadt machten die von den Geistlichen gedrückten und durch das Beispiel ihrer Nachbarn aufgereizten Landleute den Versuch, nicht nur der Gewalt des Papstes, sondern auch der vaterländischen Ordnung sich zu entziehen. Der wuthentbrannte Haufe drang in die Stadt, besonders in die Wohnung des Plebans, Christoph von Witzleben, ein, forderte ihm die Kirchen- und Zinsbücher ab und zerriß sie vor seinen Augen. Die Mißhandlungen, welche der hochbejahrte Greis bei diesem Vorfalle erdulden mußte, zogen ihm bald hernach den Tod zu. Zu Dämpfung dieses Aufruhrs, welcher die ganze obere Grafschaft Schwarzburg ergriffen hatte, trug Münzers Niederlage bei Frankenhausen das Meiste bei. Strenge Bestrafung wartete nun aller derjenigen, welche ihrer Verblendung aus den gesetzlichen Schranken gewichen waren. Aber doch beförderte auch auf der andern Seite diese Begebenheit die schnellere Ausbreitung der Lutherischen Lehre. Denn Graf Günther XXIX., wegen seines hohen Alters zu keiner Aenderung des Glaubens geneigt, ließ nun Vieles in Hinsicht auf kirchliche Verfassung geschehen, was er ohne jene Unruhen nicht zugelassen haben würde. Er und die Geistlichkeit zeigten sich jetzt so nachgebend, daß auf Verlangen der Landleute, besonders der Bewohner der in die Andreaskirche eingepfarrten auswärtigen Dörfer teutsche Lieder, welche dieselben an den Jahr- und Sonntagsmärkten in den benachbarten sächsischen Städten gehört und gelernt haben sollen, bei dem Gottesdienste gesungen werden durften. Während nun die Dorfbewohner mit brennender Begierde die neue

Lehre auffaßten, war ein Theil der Bürger den durch lange Beobachtung geheiligten Gebräuchen treu geblieben und hatte sich zur Elisabethenkapelle gehalten. Um auch diese hartnäckigen Vertheidiger des alten Glaubens zur Annahme des neuen zu bewegen, wurden Processionen von der Kapelle angestellt, bei welchen man sich ebenfalls Lutherischer Gesänge bediente. Dieß scheint ums Jahr 1531 geschehen zu sein. Bald darauf aber ging der Gottesdienst in dieser Kapelle gänzlich ein und das Gebäude nebst den Einkünften wurde vermöge eines noch von Günther ertheilten Befehls dem Stadtrathe überlassen. Die ersten Keime der Reformation hatten sich in Rudolstadt im Jahr 1522 gezeigt und waren durch Heinrichs Anwesenheit und Beispiel im Stillen sorgsam gepflegt worden; aber das öffentliche Bekenntniß zu derselben konnte erst nach Günthers Tode, 1532 erfolgen. Hierauf wurde im J. 1533 die erste Kirchenvisitation im Schwarzburgischen veranstaltet und Dr. Johann Lange aus Erfurt, ein Jugendfreund Luthers, und Bonifacius Rempe, Pfarrer zu Liebringen, mit diesem Geschäfte beauftragt. Aber welch ein trauriges Bild mußten diese Männer von dem verdorbenen Zustande der damaligen Geistlichen entwerfen, die bei grenzenloser Unwissenheit sich überdieß noch ohne Scheu allen Arten von Ausschweifungen zu überlassen pflegten!

Leider war es dem Grafen Heinrich nicht vergönnt, die Früchte seiner menschenfreundlichen Bemühungen um die Aufklärung seines Volkes lange zu genießen. Denn schon am 12. Julius 1538 raffte ihn, in der Blüthe seiner Jahre, der Tod hinweg.

Seine der Entbindung nahe Gemahlin bezog hierauf das Schloß zu Rudolstadt, welches ihr nebst den dazu gehörigen Dörfern und dem ganzen Amte Blankenburg zum Witthum ausgesetzt war. Auch sie führte das von ihrem verewigten Gatten angefangene Werk der Kirchenverbesserung mit unverdrossenem Muthe fort; schaffte das noch hin und wieder sich äußernde Mönchswesen ab und suchte den Schulunterricht zu verbessern. Vielen protestantischen Predigern, die um der Religion willen verfolgt wurden, ließ sie Schutz und Unterstützung angedeihen. Unter diesen befand sich der durch seine wunderbaren Schicksale und seinen glühenden Eifer für die Sache der Reformation bekannte Kaspar Aquila, Pfarrer zu Salfeld. Dieser schwebte, weil der Kaiser, dessen Interim er auf der Kanzel schmählich angegriffen hatte, auf ihn zürnte, in Lebensgefahr, und ein Preis von 5000 Gulden stand auf seinem Kopfe. Demohngeachtet ließ ihn die furchtlose Katharina, auf die Bitte der Salfelder, heimlich zu sich auf das Schloß bringen, wo sie ihn viele Monate verborgen hielt und mit der edelsten Menschenliebe seiner pflegte, bis er wieder öffentlich erscheinen durfte.

Einen noch herrlichern Beweis ihrer Geistesgröße und heldenmüthigen Standhaftigkeit legte sie in ihrem Betragen gegen den durch seine Grausamkeit berüchtigten, spanischen Heerführer, Herzog von Alba an den Tag. Als Karl V. nach der Schlacht bei Mühlberg, durch Thüringen zurückkehrte, traf sie die weisesten Anstalten, um

ihre Unterthanen vor den Verheerungen, womit die Spanier ihren Zug bezeichneten, zu sichern. Sie erbat sich deswegen einen Schutzbrief von dem Feldherrn. Aber viele Landleute, den darin gegebenen Versicherungen wenig vertrauend, flüchteten noch vor der Ankunft des Heeres mit ihrer besten Habe auf das hiesige Schloß, wo sie bereitwillig aufgenommen wurden. Um den nach Beute dürstenden Kriegern die Gelegenheit zur Plünderung zu erschweren, wurde auf ihren Befehl die Brücke über die Sale abgebrochen und weiter hinabwärts, in größerer Entfernung von der Stadt, wieder über den Fluß geschlagen. Sie hatte dahin zu schneller Befriedigung der Bedürfnisse der Ankommenden einen zureichenden Vorrath von Lebensmitteln bringen lassen. Herzog Alba, begleitet von dem Herzog, Heinrich zu Braunschweig und dessen Söhnen, war auf dem Schlosse abgetreten, um das Frühstück bei der Gräfin einzunehmen. Aber wenige Augenblicke nach ihrem Empfange, ruft ein Eilbote die Gräfin aus dem Zimmer, und meldet, daß die Spanier in einigen an der Straße liegenden Dörfern das Vieh weggetrieben hätten. Ohne Verzug klagt Katharina die verübten Gewaltthätigkeiten ihren Gästen, empfängt aber die Antwort, daß dieses Kriegsgebrauch sei, und daß bei solchen Heereszügen dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten wären. Als sie endlich sieht, daß ihre Bitten fruchtlos sind, ruft sie aus: „Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige werden, oder, bei Gott! Fürstenblut für Ochsenblut!" Man glaubt, sie scherze, und lacht, aber sie verlangt mit männlichem Ernst, daß sogleich der schriftliche Befehl zu Wiedererstattung des Geraubten ertheilt werde. Um ihren Reden Nachdruck zu geben, läßt sie ihre Gewappneten hereintreten und das Frühstück bedienen. Schon vorher hatten ihre Leute heimlich Auftrag erhalte, Thor und Pforten wohl in Acht zu nehmen. Abgeschnitten von dem Heere und nur mit einem kleinen Gefolge, das in der Stadt seiner harrte, angelangt, erblaßt, bei Erscheinung dieser Kampflustigen Schaar, der sonst so furchtbare Alba; Heinrich hingegen sucht die Gräfin mit freundlichen Worten zu beruhigen, und bringt den spanischen Feldherrn dahin, daß er den verlangten Befehl ausfertigt. Aber die Gräfin beurlaubt ihre Gäste nicht eher, als bis sie der wirklichen Vollziehung desselben versichert ist. Hierauf dankt sie ihnen gerührt für die Gewährung ihres Wunsches und jene trennen sich zufrieden und vergnügt von ihr. — Herzog Heinrich gedachte noch in der Folge oft rühmlich dieses ernsten Scherzes der hochherzigen Frau, und Alba besaß diesmal Edelmuth genug, ihr denselben nicht entgelten zu lassen.

Als die Gräfin sich beinahe am Ziele ihres Lebens befand, sollte ihre Ruhe noch durch den auch in Rudolstadt von den dasigen Predigern im Jahre 1564 erhobenen, sogenannten Wucherstreit getrübt werden. Dieser Streit, welcher die Rechtmäßigkeit der Zinsen von ausgeliehenen Geldern betraf, wurde noch eine Zeitlang mit so großer Erbitterung fortgeführt, daß einige Geistliche deswegen ihrer Aemter entsetzt werden mußten. Katharina starb, nach einer Regie-

rung von 29 Jahren, allgemein verehrt und betrauert. Die hiesige Stadtkirche bewahrt ihre Gebeine.

Mit Albert VII. trat der glückliche Zeitpunkt ein, wo unsre Stadt der immerwährende Wohnsitz einer Hauptlinie des Schwarzburgischen Geschlechts werden sollte. Schon im Jahr 1573 hatte er sein Hoflager hier genommen. Aber gerade jetzt ereignete sich ein Zufall, der ihr diesen Vortheil auf lange Zeit zu entreißen drohte. Ein schrecklicher Brand, der in Abwesenheit des Grafen am 25. März d. J. durch Verwahrlosung entstanden war, zerstörte einen großen Theil der Heidecksburg. Doch die angenehme Lage, welche dieselbe vor andern Schwarzburgischen Schlössern auszeichnet, veranlaßte den Grafen, lieber die größten Summen zu ihrer Wiederherstellung zu verwenden, als eines der letztern mit geringern Kosten zur Hofhaltung einzurichten. In wenigen Jahren war daher der von ihm unternommene prächtige Bau, welcher die Bewunderung der Zeitgenossen im hohen Grade erregte, so weit vollendet, daß die neue Schloßkirche am 29. Februar 1576 eingeweiht werden konnte. Als hierauf Günther der Streitbare 1583 sein Heldenleben geendet hatte, nahmen die drei Brüder, Johann Günther, Wilhelm und unser Albert, eine abermalige Theilung ihrer Lande vor, vermöge welcher Arnstadt, der bisherige Sitz der Regierung für die Oberherrschaft, an Sondershausen fiel. Es mußte daher jetzt eine Kanzlei und ein Konsistorium zu Rudolstadt angeordnet werden. Dadurch gewann die Stadt nicht nur eine Anzahl gelehrter Männer, die auf die Bildung der Einwohner den entscheidendsten Einfluß äußerten, sondern auch größeren Wohlstand. Ein deutlicher Beweis davon ist, daß bereits im J. 1584 zu den Wohnhäusern, welche sich 1577, ohne die herrschaftlichen und geistlichen Gebäude, auf 200 belaufen hatten, noch vierzehn neue hinzugefügt worden waren.

Von dem Grafen Albert erhielt Rudolstadt im J. 1594 neue Statuten, die mit einigen Abänderungen noch jetzt gelten. Er starb den 10. April 1605, als Stammvater der Rudolstädtischen Linie.

Hier bietet sich uns, ehe wir die Geschichte unsrer Stadt zu Ende bringen können, abermals ein natürlicher Ruhepunkt dar, den wir zu Erzählung einiger Unglücksfälle, welche dieselbe seit ihrer Zerstörung trafen, zu benutzen gedenken.

Von Bränden scheint sie von jener Zeit an ziemlich verschont geblieben zu sein, wenigstens melden die Jahrbücher davon weiter nichts, als daß 1454 hier von Mordbrennern Feuer angelegt worden sei. In den ältern Zeiten, wo man die Gesundheit fast einzig und allein durch abergläubische Mittel und Wunderkuren zu erhalten und wieder herzustellen hoffte, und deswegen die nöthige Vorsicht bei entstehenden Seuchen vernachlässigte, konnte es nicht fehlen, daß nicht ansteckende Krankheiten große Verheerungen hätten anrichten sollen. So nahm z. B. im J. 1564 die Sterblichkeit in Rudolstadt sehr überhand. Doch es gibt kein Uebel, daß nicht auch etwas Gutes mit sich führte. So viele Einwohner auch damals ihres Lebens beraubt wor-

den sein mögen, so trug diese Seuche doch zu Beförderung des Wohls der Nachkommen das Ihrige bei, indem sie Anlaß gab, einen neuen Begräbnißplatz außerhalb der Ringmauer zu wählen, weil der bisherige bei der Andreaskirche weder alle Leichen aufnehmen konnte, noch eine Erweiterung gestattete. Ferner zeichnete das Jahr 1582 eine allgemeine Seuche aus, der nicht nur hier, sondern auch in andern Arten viele Menschen unterlagen. Im Jahr 1597 wurden in Rudolstadt 265 Personen von einer Krankheit weggerafft, welcher man, wie gewöhnlich, den Namen der Pest beilegte.

Karl Günther, Alberts erstgeborner Sohn, bewohnte seit 1606 das Schloß zu Rudolstadt. Er hatte die vornehmsten Universitäten Teutschlands besucht und war ein Kenner und Beförderer der Wissenschaften. Der schon von seinem Vetter beschlossene Bau der hiesigen Schule wurde, bald nach dem Antritte seiner Regierung, unternommen und von ihm so kräftig unterstützt, daß er bereits 1611 vollendet war. Ueberhaupt scheint er sich zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht zu haben, für das Beste der Kirchen und Schulen zu wachen. Seine Ahnen hatten ihm in diesem lobenswürdigen Eifer durch ihr Muster vorgeleuchtet und auch seine Nachfolger suchten ihn, wie wir bald sehen werden, wo möglich, noch darin zu übertreffen. Auch Karl Günthers Gemahlin, Anna Sophia, eine geborne Prinzessin von Anhalt, war eine Freundin der Wissenschaften und ihrer Verehrer. Sie hatte sich von dem durch seine neue Lehrart damals so berühmten, Wolfgang Ratich, zugleich mit ihrer Schwester, der Herzogin zu Weimar, in der lateinischen Sprache unterrichten lassen, und als die bisherigen Gönner dieses Reformators des Schulwesens ihm für die Zukunft den Schutz versagten, bewog sie ihren Gemahl, ihn nach Rudolstadt kommen zu lassen, wo sie sich seiner Unterweisung ferner bediente und sogar Hebräisch von ihm gelernt haben soll. *)

Unter Karl Günthers Regierung begannen schon die Folgen des dreißigjährigen Kriegs dem Schwarzburgischen Gebiete fühlbar zu werden.

Auch unsere Stadt war, seitdem der Krieg begonnen hatte, nicht ganz frei gewesen von dem Ungemache, das er in seinem Gefolge mit sich führte. Aber im J. 1640 schien es, als sollten alle Ungewitter, die ihr bisher nur aus der Ferne gedroht hatten, mit einem Male sich über dieselbe zusammenziehen. Sie hatte schon viel erduldet, während die Heere sich bei Salfeld gegenüber standen, allein sie sollte noch Schrecklicheres erfahren. Kaum sind die Schweden aus ihrem Lager auf dem rothen Berge wieder nach Erfurt aufgebrochen, als eine kaiserliche streifende Parthei in die Stadt eingelassen zu wer-

---

*) Die neuesten Abhandlungen über diesen Pädagogen sind von Prof. Dr. Ernst Weber in Weimars Album zur 4. Säkularfeier der Buchdruckerkunst. Weimar 1840. S. 29 — 51. u. von Dr. Herrmann Agathon Niemeyer in dem Bericht über das K. Pädagogium zu Halle. (Halle 1840. 4. S. 3 — 28.

den verlangt. Da man sich dessen anfangs weigert, so ersteigen etliche die Mauer und öffneten die Thore, worauf eine große Anzahl Reuter in die Stadt dringen, plündern, Menschen und Vieh mit hinwegnehmen, Feuer anlegen, welches aber bald wieder gelöscht wurde, und sodann den Rückweg wieder nach Salfeld antreten. Bald folgt eine andre Parthei. Einige Reuter von derselben nähern sich sogar dem Schlosse und bedrohen es, werden aber von den dahin geflüchteten Bürgern zurückgetrieben. Schon sind die meisten Wohnungen von ihren gierigen Händen geleert, schon fangen sie an, in die Kirche einzubrechen, in welche die Einwohner einen Theil ihres Eigenthums zu bergen gesucht hatten, als noch zu rechter Zeit, um dieses Unglück abzuwenden, die aus dem Hauptquartire zu Salfeld erbetene Schutzwache anlangt, die Plünderer zerstreut und einige derselben in Verhaft nimmt; wobei auch die Bürger thätige Hülfe leisteten. — Noch an dem nämlichen Tage zogen diese letztern wieder von dem Schlosse und dem Schloßgarten in ihre Häuser, die als Geiseln weggeführten Einwohner wurden nebst dem geraubten Vieh, auf eine von dem Grafen Ludwig Günther an den Erzherzog gerichtete Vorstellung, für ein leidliches Entgeld zurückgegeben. — Unter solchen, sich in unserer Stadt immer erneuernden, Auftritten verflossen noch acht leidensvolle Jahre.

Graf Ludwig Günther stand seinem biedern, treuen Volke bei drohender Gefahr stets rettend und hülfreich zur Seite. Unzählig waren die Wohlthaten, die sich von seiner segnenden Hand über seine bedrängten Unterthanen ergossen. Selbst bei den ungewissesten Aussichten in die Zukunft errichtete er der Religion neue Tempel, und suchte der fortschreitenden Aufklärung, den Künsten und Wissenschaften, in seinem Lande durch eine erweiterte Lehranstalt den Weg zu bahnen, und legte den Grund dazu durch eine für jene Zeiten höchst bedeutende milde Stiftung, mit welcher das Steigen und Fallen der hiesigen Schule unzertrennlich verbunden ist.

Ludwig Günther starb im J. 1646. Seine Gemahlin, Emilie, geborne Gräfin von Oldenburg und Delmenhorst, fuhr, als Vormünderin ihres Sohnes, Albert Anton, fort, ganz in seinem Geiste zu handeln und die Wunden zu heilen, welche der Krieg dem Lande geschlagen hatte.

Albert Anton übernahm 1662 selbst die Regierung und führte sie bis 1710, also beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch. Mit Hülfe des auch als juristischer Schriftsteller geschätzten Kanzlars, Ahasverus Fritsch, seines ehemaligen Lehrers, und des eben so verdienstvollen, als von dem In- und Auslande hochgeachteten Superintendenten, Justus Söffing traf er die vortrefflichsten, auf das Beste der Unterthanen abzweckenden Anordnungen, welche eben so viele der Unsterblichkeit gewidmete Denkmäler seines Geistes und Herzens sind. Dieser weise Regent war auch ein Freund und Beförderer der Wissenschaften. Aus Neigung zu denselben stiftete er für die Zöglinge des hiesigen Gymnasiums einen Freitisch und vermehrte das akademische Stipendium. Noch jetzt öffnet er dadurch

mit milder Hand dürftigen Jünglingen das Heiligthum der Musen. Aehnliche Tugenden bezeichnen den Character seiner Gemahlin, Emilie Juliane, einer gebornen Gräfin von Barby, die sich durch eine große Anzahl wohlthätiger Vermächtnisse verewigte.

Nach dem dreißigjährigen Kriege hob sich der Wohlstand der Stadt durch die ihr, reichlicher als den umliegenden Orten, zuströmenden Hülfsquellen bald wieder auf die vorige Stufe empor. Zwar wurde ein Theil der Einwohner in ihrem Bestreben, dieselbe zu erreichen, durch zwei im Jahr 1653 entstandene Feuersbrünste, welche am 15. Januar die Kanzlei nebst einem andern herrschaftlichen Gebäude und 12 Bürgerhäusern, und am 15. Februar das herrschaftliche Vorwerk nebst 55 Scheunen verzehrten, wieder etwas gehemmt, aber doch trug dieses Unglück wenigstens zu Einführung einer gefälligern Bauart und zu Vergrößerung der Stadt das Seinige bei. Nicht lange hernach wurde nämlich die Neustadt oder neue Gasse zu errichten angefangen, zu welcher in den Jahren 1711 und 1712 noch zwanzig Häuser hinzukamen, die nach einem regelmäßigen, besonders auf Verhütung der Feuersgefahr berechneten Plane angelegt sind. In den Jahren 1724 und 1725 wurden noch verschiedene Häuser vor dem alten Thore, in der Gegend der jetzigen Buchdruckerei, erbaut, wo vorher ein herrschaftlicher Küchengarten war. Weder das Innere, noch das Aeußere der meisten Wohnungen hatte etwas Empfehlendes. Zum Theil waren es noch kleine, niedrige Hütten, deren Fenster dicht an der Erde standen. Schattenreiche Alleen und blühende Gärten, die Orte so mancher Vergnügungen, erhöhten noch nicht die von der Natur so sehr begünstigte Lage unsrer Stadt, die nur von einer sehr geringen Menschenmenge bewohnt wurde. Wie unbedeutend war nicht die Anzahl der jährlich Gebornen! Sie belief sich im J. 1700 nur auf 57 und die der Verstorbenen auf 38. Hieraus und durch Vergleichung anderer Angaben läßt sich mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß man die ganze Summe der damaligen Einwohner nicht höher, als ohngefähr auf 1800 oder höchstens 2000 anschlagen darf, so daß sie sich seit hundert Jahren zuverlässig verdoppelt hat. Der Character dieser unsrer Vorfahren wird uns als lobenswerth beschrieben. Biedersinn und Arbeitsamkeit machten sie ehrwürdig. Sie gewöhnten ihre Kinder zu nützlicher Geschäftigkeit und Ordnungsliebe. In jenen Zeiten, in denen der Luxus noch nicht so herrschend war, und man nicht mit Aufklärung blos zu prahlen pflegte, ahmten viele Bürger das von ihren preiswürdigen Regenten gegebene Beispiel nach und beförderten, nicht durch leere Worte, sondern durch Thaten, die Unterweisung der Jugend, indem sie durch milde Stiftungen und Unterstützungen für die Schulen sorgten.

Die Sondershäusische Linie des Hauses Schwarzburg war schon 1697 von dem Kaiser in den Fürstenstand erhoben worden, der Rudolstädtischen widerfuhr diese, ihr ebenfalls schon längst zugedachte, Auszeichnung erst im Jahr 1710. Ludwig Friedrich I. machte dieses erfreuliche Ereigniß, nach dem Tode seines Vaters, im Jahr 1711 öffentlich bekannt. Es konnte nicht fehlen, daß es nicht auch

günstige Wirkungen für unsre Stadt hätte hervorbringen sollen. Denn, um der erlangten Würde auch den gebührenden Glanz zu leihen, war man unverzüglich darauf bedacht, den Hofstaat zu vergrößern und mehrere öffentliche Stellen zu erschaffen, wodurch denjenigen, welche sie bekleideten, der beständige Aufenthalt in der Stadt angewiesen wurde. Ferner ließ sich ein großer Theil der Edelleute, die bisher auf ihren Landgütern gelebt hatten, in derselben nieder, um dem Regenten näher zu sein. Dadurch und durch die vermehrten Besoldungen kam eine größere Menge Geld in Umlauf und Künstler und Handwerker gewannen nunmehr ein bequemeres und sorgenloseres Dasein. Allein nicht blos auf äußeren, vergänglichen Schimmer war das Augenmerk dieses Fürsten gerichtet, er erwarb sich vielmehr durch manche trefliche Einrichtung die Achtung der Nachwelt, und insbesondere durch eine im J. 1713 gestiftete neue Armenkasse, durch Anordnung eines Almosen- und Waisenkollegiums und die Erbauung eines Waisenhauses den immerwährenden Dank aller Dürftigen und Nothleidenden.

Fürst Friedrich Anton hatte seit dem Antritte seiner Regierung 1718 mit dem hiesigen Schlosse, welches hin und wieder baufällig geworden war und durch die überall angebrachten Erker verunstaltet wurde, viele Verbesserungen vorgenommen und dasselbe, unter andern, im J. 1724 mit einem neuen Thurme geschmückt. Aber alle diese Verschönerungen wurden bald hernach der Raub eines verheerenden Feuers, welches in der Nacht des 26. Julius 1735 in demselben ausbrach und so gewaltsam um sich griff, daß in kurzer Zeit der ganze Flügel gegen Mitternacht und Abend und ein Theil des mittägigen, insonderheit das Wasch- und Schlachthaus; der neue Stall, die Schloßkirche, die Küche, der Thurm nebst den Glocken, die Gemälde- und Gewehrkammer, die Fruchtböden und vieles Hausgeräthe von diesem furchtbaren Elemente vernichtet und zwei Menschen unter den Trümmern begraben wurden. In der folgenden Nacht erhob sich ein so heftiger Sturmwind, der die gedämpfte Gluth allenthalben wieder anfachte, daß beinahe das übrige Stück dieses Gebäudes nebst den darunter liegenden Häusern der Stadt ein gleiches Loos getroffen hätte. Der ganze durch diesen Brand verursachte Schade belief sich, nach einer damals angestellten Berechnung, weit über hunderttausend Thaler. Ohngeachtet die Wiederherstellung der von den Flammen zerstörten Gebäude, unter der einsichtsvollen Leitung der dazu von Dresden berufenen Baumeister, auf das eifrigste betrieben wurde, so konnte doch erst am 4. Mai 1737 der Grundstein zu dem Flügel gegen den Hain gelegt, zu Ende des Jahres 1739 das Dach desselben gerichtet und mit Schiefer gedeckt, 1741 das Brustbild des Fürsten über dem Thore angebracht und endlich am 16. November 1744 der Knopf auf dem neuen, das Jahr vorher errichteten Thurme aufgesetzt werden. Auch in Ansehung der geschmackvollen innern Verzierung wurde nichts gespart und dazu vornähmlich die Malerei in Anspruch genommen. Drei berühmte Künstler der damaligen Zeit, Daysinger, Dietrich und Heinsius, wetteiferten mit einander in Ausschmückung des sogenannten großen Sales und der daransto-

ßenden Zimmer durch Meisterstücke ihres Pinsels. Noch kurz vor Friedrich Antons Tode brannten am 31. März 1744 zu Rudolstadt durch ein in der Rathsgasse ausgekommenes Feuer in Zeit von zwei Stunden 9 Häuser ohne die Hintergebäude ab.

Der Fürst, Johann Friedrich, vollzog die von seinem Vater gemachte Stiftung eines theologischen Seminariums, welches zu weiterer Ausbildung künftiger Geistlichen und Schullehrer und zu Vorbereitung derselben auf ihren künftigen Beruf sehr zweckmäßig eingerichtet war. Die feierliche Einweihung desselben geschah am 5. März 1746. — Dieser in verschiedenen Zweigen der Künste und Wissenschaften, besonders in der Physik, erfahrne Regent würde gewiß noch mehr zu ihrer Beförderung gethan haben, wenn nicht die Drangsale des siebenjährigen Krieges, welche schwer auf dem Lande lasteten, und sein, bald nach Beendigung desselben, in der Fülle seiner dem Besten der Unterthanen gewidmeten Kraft unvermuthet erfolgter Tod der Ausführung seiner heilsamen Entwürfe ein Ziel gesetzt hätten. War auch das Schwarzburgische Gebiet nicht selbst ein Schauplatz jenes verderblichen Kriegs, so litt es doch während desselben auf mannigfaltige Art von beiden Partheien. Kaiserliche und Reichstruppen hielten oft darin die Winterquartiere, oder verursachten bei ihren Durchmärschen Unkosten und Aufwand, welches Letzteres besonders am 8. bis 11. November 1757, wenige Tage nach der Schlacht bei Rosbach, der Fall war, wo die ganze Reichsarmee, unter Anführung des Herzogs von Hildburghausen, von Teuchel kommend, hier vorbei nach Salfeld zog. In der Nähe der Stadt fielen kleine Scharmünzel vor, welche den, am 26. März 1759 und am 2. April 1761 bei Salfeld gelieferten Gefechten vorausgingen, deren Gefahr aber durch die von den Preußen erfochtenen Siege glücklich von derselben abgewendet wurde.

Die feierliche Einweihung des von seiner Gemahlin errichteten adlichen Bernhardinerstiftes erfolgte erst nach ihrem Tode, den 20. August 1759. Schon zwei Jahre vorher war das von ihr zu demselben erkaufte Haus nach ihrer eignen Angabe gehörig eingerichtet worden.

Ludwig Günther, ein Sohn Ludwig Friedrichs I., erbaute seit 1735 an die Stelle des abgetragenen Schönfeldischen Hofs die nach seinem Namen benannte Ludwigsburg und bezog dieselbe den 17. April 1742. Hier hatte er fünf und zwanzig Jahre in täglicher Beschäftigung mit den schönen Künsten, vorzüglich mit der Malerei, in Ruhe und Stille und ohne Aussicht auf die Regierung verlebt, als er durch das unverhoffte Absterben Johann Friedrichs, am 10. Julius 1767 auf Schwarzburgs Fürstenstuhl und in einen Wirkungskreis versetzt wurde, dessen seine vortreflichen Eigenschaften, ausgebreiteten Kenntnisse und durch lange Erfahrung gesammelten und bewährten Einsichten vollkommen würdig waren. Er verbesserte die Armenanstalten der Residenz, legte daselbst einen Spinnsal an, in welchem dürftige Personen bei freier Heizung und Erleuchtung arbeiten konnten, traf in Ansehung des Brauwesens, das von jeher eine

nur das heraus, was in unmittelbarer Beziehung mit Rudolstadt steht; und dieses beschränkt sich auf die Nachricht, daß im Jahr 1450 Heinrich der jüngere, Reuß von Gera, als er von Roda aus bis in die Rudolstädtische Pflege vordrang, die zu derselben gehörigen Orte geplündert haben soll.

Der Gemahlin unsres Grafen war, wie wir oben bemerkten, Rudolstadt zum Witwensitze bestimmt worden. Allein der Mangel an Raum, ihre Kränklichkeit und die sich zu Arnstadt häufiger darbietende Gelegenheit zu Abwartung des Gottesdienstes, erregte in ihr den Wunsch, in dieser Stadt ihr Leben zu beschließen. Im Jahr 1473 wurde ihr die Erfüllung desselben feierlich zugesagt.

Auf die, noch vor wenigen Jahren über einer Thüre des hiesigen Schlosses sichtbaren, vereinigten Schwarzburgischen und Klevischen Wappen hat man die Muthmaßung gegründet, daß Graf Heinrich dieses Gebäude von 1434 bis 1448 für seine Gemahlin habe neu aufführen lassen. Man wäre befugt, dieser Behauptung zu trauen, wenn sie noch durch andere zuverlässigere Zeugnisse bestätigt werden könnte. — Heinrich starb im J. 1448 und wurde nebst seiner Gemahlin, die ihn nur kurze Zeit überlebte, zu Arnstadt beigesetzt. Sein Sohn Günther **XXXVI.** oder der ältere, soll kurz nach seiner Verheirathung mit der Gräfin M a r g a r e t h a von Henneberg, welche 1458 Statt fand, das hiesige Schloß bezogen haben. Wenigstens besuchte ihn hier d. 26. März 1461 Herzog Wilhelm von Sachsen, der eben eine Reise nach Palästina unternehmen wollte, und an welchen er sich als Begleiter anschloß; und 1464 wurde ihm hier eine Tochter, Margaretha geboren, die sich in der Folge mit dem Fürsten, Woldemar von Anhalt, vermählte.

Noch in dem Todesjahre seines Vaters erneuerte Graf Günther, für sich und als Vormund Heinrichs **XXXVI.** (**XXXIII.**), Herrn zu Sondershausen, die Statuten von Rudolstadt, in welchen aber nichts, als die vorangehende Bestätigung und der Schluß geändert wurde. Als Heinrich die Jahre der Mündigkeit erreicht hatte, überließ Günther ihm und seinem jüngern Bruder, Günther **XXIX.**, die Regierung von Arnstadt und Sondershausen; Rudolstadt hingegen behielt er sich vor, wahrscheinlich um hier den Rest seiner Tage in Ruhe zu verleben. Die jetzt kaum mehr kenntliche Inschrift eines in die Mauer bei dem untern Schloßthore eingefügten Steines*) bewahrte sein Gedächtniß. Man kann aber dieselbe, wie einige gethan haben, weder auf die Erbauung des ganzen Schlosses, noch des weitläufigen Gemäuers beziehen, welches den daran stoßenden Garten umschließt. Weit glaublicher ist es, daß dieses Denkmal seines Namens die Errichung des Thorhauses andeuten soll, wo sich nachher

---

*) 1499.
G. G. Z. S.
DER ELDER
worunter der Schwarzburgische Löwe steht.

die Kanzlei befand, und das ehemals dem Voigt oder Amtmann zur Wohnung gedient zu haben scheint.

Nach Günthers Tode gelangte Rudolstadt im J. 1503 an seinen jüngern Bruder, Günther XXXIX., welcher zu der Zeit, als die durch Luthers und seiner Freunde Bemühungen von unzähligen Irrthümern und Mißbräuchen gereinigte Christuslehre bei dem Volke Eingang zu finden begann, sich abwechselnd hier, zu Blankenburg und Schwarzburg aufhielt. Heinrich XXXVII. (XXXIV.), der einzige Sohn desselben, hatte sich unterdessen im J. 1523 mit der Gräfin, Katharina, von Henneberg vermählt, und Günther ließ sich, nach vielem Widerstreben, bewegen, ihm 1527 das Schloß und Amt Rudolstadt zu Einrichtung einer eigenen Hofhaltung abzutreten, und ihm einen den Grundsätzen Luthers zugethanen Prediger zu gestatten. Aber kaum hatte er seinen Aufenthalt hier genommen, als er durch das am 8. August 1531 erfolgte Ableben seines Vaters veranlaßt wurde, denselben mit dem Wohnsitze zu Arnstadt zu vertauschen. Ihm war die öffentliche Einführung der Lutherischen Kirchenverbesserung in seinem Lande vorbehalten.

Das Volk, das sich sonst gegen alle Neuerungen aufzulehnen pflegt, nahm das lautere Evangelium gern und willig an. Aber in dem Frohlocken über die so lang ersehnte Freiheit von der Gewalt des Papstes und seiner entarteten Diener ließen sich die Kurzsichtigen von einigen mißvergnügten Schwärmern irre leiten und zur Raserei wider obrigkeitliche Einrichtungen und Gesetze verführen. Auch in Rudolstadt machten die von den Geistlichen gedrückten und durch das Beispiel ihrer Nachbarn aufgereizten Landleute den Versuch, nicht nur der Gewalt des Papstes, sondern auch der vaterländischen Ordnung sich zu entziehen. Der wuthentbrannte Haufe drang in die Stadt, besonders in die Wohnung des Plebans, Christoph von Witzleben, ein, forderte ihm die Kirchen- und Zinsbücher ab und zerriß sie vor seinen Augen. Die Mißhandlungen, welche der hochbejahrte Greis bei diesem Vorfalle erdulden mußte, zogen ihm bald hernach den Tod zu. Zu Dämpfung dieses Aufruhrs, welcher die ganze obere Grafschaft Schwarzburg ergriffen hatte, trug Münzers Niederlage bei Frankenhausen das Meiste bei. Strenge Bestrafung wartete nun aller derjenigen, welche ihrer Verblendung aus den gesetzlichen Schranken gewichen waren. Aber doch beförderte auch auf der andern Seite diese Begebenheit die schnellere Ausbreitung der Lutherischen Lehre. Denn Graf Günther XXIX., wegen seines hohen Alters zu keiner Aenderung des Glaubens geneigt, ließ nun Vieles in Hinsicht auf kirchliche Verfassung geschehen, was er ohne jene Unruhen nicht zugelassen haben würde. Er und die Geistlichkeit zeigten sich jetzt so nachgebend, daß auf Verlangen der Landleute, besonders der Bewohner der in die Andreaskirche eingepfarrten auswärtigen Dörfer teutsche Lieder, welche dieselben an den Jahr- und Sonntagsmärkten in den benachbarten sächsischen Städten gehört und gelernt haben sollen, bei dem Gottesdienste gesungen werden durften. Während nun die Dorfbewohner mit brennender Begierde die neue

genöthigt ist, sich dem unsichern Leitfaden der Chroniken zu überlassen und die geringe Ausbeute, die sie ihm gewähren, mühsam von den vielen Schlacken zu sondern. Aber noch empfängt uns bei dem Eintritte in denselben ein räthselhaftes Dunkel, dessen Aufklärung schon von vielen vergeblich versucht worden ist. Die Schicksale unserer Stadt sind nämlich eine ziemlich lange Reihe von Jahren mit denen der Grafen von Orlamünde innig verwebt, aber die Frage, wenn und wie diese zum Besitze desselben gelangten, hat man noch nicht beantworten können. Wir müssen uns also mit Anführung des ersten urkundlichen Zeugnisses begnügen, in welchem dieses edele Geschlecht in dem erwähnten Verhältnisse zu unserer Stadt erscheint. Ein solches wurde von Grafen Albert II. und Herrmann II. d. 28. April 1217 zu Rudolstadt, wahrscheinlich ihrem damaligen Aufenthaltsorte ausgestellt. Nicht lange hernach (1222) bezeichnet die noch ungedruckte Reinhardsbrunner Chronik in der Erzählung, daß der Landgraf Ludwig von Thüringen den Schauenforst erbaut habe, das Schloß Rudolstadt als Eigenthum Herrmanns von Orlamünde. *) Eine erfreuliche Erfahrung, die wir außerdem vermittelst jenes Documents machen ist, daß sich schon damals hier eine Pfarrkirche **) befand, deren Stiftung aber vielleicht einem weit früheren Zeitalter angehört.

Sein ältester Sohn Herrmann V. löst endlich in einem Salfeldischen Klosterbriefe vom Jahr 1279, alle Zweifel, die noch über die Verbindung unsrer Stadt mit diesem gräflichen Hause obwalten könnten, indem er seinem jüngern Bruder, Otto III., ausdrücklich Herrn zu Rudolstadt nennt. Otto V., jüngster Sohn des vorhergehenden, welcher unsre Stadt nebst den Fränkischen Herrschaften in der Abtheilung mit seinem Bruder erhalten hatte, scheint ebenfalls, wenn auch nicht immer, doch abwechselnd, sein Hoflager hier gehabt zu haben. Sein Schwiegervater, Graf Günter VIII. von Kevernburg, starb im J. 1302 und nun erbte Otto's Gemahlin, Adelheid, mit ihrer Schwester, Irmengard, vermählten Gräfin zu Hohenstein, die von ihm hinterlassenen Besitzungen, Arnstadt, Schwarzwald, Wachsenburg, Liebenstein, Ichtershausen und Ilmenau. Aber schon im J. 1306 verkaufte Otto seinen Antheil an der erstern und letztern Stadt wieder an die Grafen Heinrich XII. von Schwarzburg, Herrn zu Blankenburg, und Günther XII., Herrn

---

*) Die Worte sind folgende: **Post hoc nono Idus Augusti (MCCXXII) idem Lantgravius (Ludewicus) intrauit cum exercitu terram comitis Hermanni de Orlamunde occupans montem qui dicitur Scowinvorst inter duo castra sua meliora scil. Orlamunde et Rodolfstad et hoc facto ad terram suam revertitur bene prosperatus.** (Andere Zeitbücher haben das Jahr 1223).

) Unter den Zeugen kommt nämlich: **Heinricus parrocianus de rodeluestad (rodoluestad?) vor. Schon 1227 wird, wahrscheinlich als sein Nachfolger, **bruno parrochianus de Rudoluistat** erwähnt.

zu Schwarzburg, für 1300 Mark Silber, erhielt aber nur 450 Mark baar; für die fehlende Summe wurde ihm das untere Schloß zu Rudolstadt mit seinen jährlichen Einkünften übergeben und eingeräumt. — Aber wie waren die Grafen von Schwarzburg zum Besitze dieses Schlosses gelangt? Die über jenen Kauf ausgefertigte Urkunde entscheidet hier nicht das Mindeste. Unter den mancherlei Muthmaßungen, welche die Schwarzburgischen Geschichtschreiber in dieser Hinsicht vorgetragen haben, empfiehlt sich keine so sehr durch ihre Wahrscheinlichkeit, als diejenige, daß es bei Gelegenheit der Vermählung Heinrichs XV., eines Sohnes Heinrichs XII., Blankenburg. Linie, und Bruders des nachherigen Kaisers, Günthers XXI., mit Elisabeth, der Tochter Otto's, welche Rudolstadt als Mitgift empfangen habe, geschehen sei. Elisabeth wurde nämlich nicht erst im Jahr 1335, sondern vielleicht schon zu Ende des dreizehnten, oder doch zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, wenigstens vor dem Jahre 1306, mit dem genannten Grafen verehlicht. Graf Otto, der auf diese Art aufs Neue Herr beider Schlösser und der ganzen Stadt geworden war, blieb nicht lange im Genusse des Wiedererworbenen. Denn schon im J. 1318 soll ihn der Tod von der Welt abgefordert haben.

Sein Sohn, Otto VII., folgte ihm in der Regierung von Plassenburg, Kulmbach, Grafendabrach und unsrer Stadt. Die hiesige Andreaskirche erhielt in den Jahren 1326 und 1327 ausgezeichnete Beweise seiner Wohlthätigkeit. Aus der ersten Urkunde erfahren wir das Dasein der Kapelle des heiligen Gregorius bei dem obern Schlosse, welche damals schon längere Zeit gestanden haben muß; aus der zweiten läßt sich schließen, daß Otto seinen Aufenthalt bisweilen in unsrer Stadt zu nehmen pflegte.

Ohne Zweifel war die allzugroße Freigebigkeit dieses Grafen gegen geistliche Stiftungen und seine mit Aufwand und Verlust verknüpfte Theilnahme an den Kriegen Kaiser Ludwigs IV., dem er auch im J. 1328 nach Italien und Rom gefolgt war, Ursache, daß er seinem Schwager Heinrich XV. v. Schw. Rudolstadt mit den beiden Häusern daselbst für 600 Mark Silber verpfänden mußte. Da er aber nachher noch 400 Mark auf dessen Namen erborgt hatte und die Zinsen nicht abtrug, so schloß Heinrich im Jahre 1331 einen Vertrag mit ihm, welcher die nähern Bestimmungen enthielt, die nunmehr in Ansehung dieses Darlehns verabredet worden waren. Wir theilen die vornehmsten Punkte daraus mit. Zuerst erklärte Heinrich, „daß die ganze Stadt nebst den beiden Schlössern nur als Pfand für die 600 Mark angesehen, für die Interessen aber die jährlichen Einkünfte, oder an ihrer Stelle 60 Mark, gegeben werden sollten; er gestand ferner seinem Schwager das Recht zu, diese Besten zu allen Zeiten wieder einzulösen, doch unter der Bedingung, daß er die Mannschaft derselben ihm vorher möchte huldigen lassen, damit er sie einmal erben könne. Otto hatte sich das Lehn der Pfarrkirche ausbedungen, dagegen behielt sich Heinrich zehn Mark Silber zu Bestreitung der alljährlich auf die beiden Schlösser zu verwendenden

Baukosten vor. Diese sollten zu dem Hauptgelde gerechnet, die andern 400 Mark aber, für welche jener kein Unterpfand gegeben hatte, mit 80 Mark (also jährlich mit 20 vom Hundert) verzinset, und die Interessen immer ein Jahr voraus bezahlt werden."

Die Hoffnung auf einen leiblichen Erben war indessen bei unserm Grafen immer tiefer gesunken. Dieß erregte ohne Zweifel in ihm den Entschluß, einen Theil seiner Besitzungen, auf den Fall, daß er kinderlos sterben würde, dem Grafen Heinrich zuzuwenden, mit dem er so eng durch die Bande der Verwandtschaft verknüpft war. Wenigstens scheint dieß aus einem offenen Briefe Heinrichs vom Jahr 1334 deutlich hervorzugehen, so wie wir auch schon durch das eben erwähnte Document auf diese Absicht aufmerksam gemacht worden sind. In demselben legt dieser seine Wünsche und Gesinnungen, nach altteutscher Sitte, unumwunden an den Tag, wenn er erklärt, „daß er nur das obere Schloß mit der dazu gehörigen halben Stadt für 1300 Mark Silbers, (denn so hoch war das Kapital durch den rückständigen Zins gestiegen) behalten, hingegen das untere Schloß nebst der andern Hälfte der Stadt, jedoch mit Ausnahme des Thurmes, wieder zurückgeben wolle." Durch den letztern Zusatz und das Verlangen, daß ihm von der Mannschaft desselben die Huldigung geleistet werden möchte, glaubte er sich den Besitz auch dieses Theiles zu sichern, wenn Otto dereinst mit Tode abginge. Endlich wünschte er, daß Otto die obere Veste, wenn er sich zum Verkaufe derselben genöthigt sähe, keinem andern, als ihm, anbieten und ihm dieselbe um 200 Mark wohlfeiler, als sie geschätzt werden würde, überlassen möchte. In Ansehung des Patronatrechts über die Andreaskirche und die derselben zugehörigen Kapellen galten die einige Jahre vorher festgesetzten Bestimmungen. Otto trug kein Bedenken, die ihm gethanen Vorschläge anzunehmen und seinem Schwager von der Mannschaft des untern Schlosses, auf dem bemerkten Fall, die Huldigung leisten zu lassen. Hierauf eignete er, diesem Vertrage gemäß, am 14. April 1838 das erwähnte Patronatrecht, welches, wie er sich in der darüber ausgefertigen Urkunde ausdrückt, von seinen Voreltern auf ihn fortgepflanzt worden war, dem von den Herzogen zu Meran gestifteten Kloster Langheim zu.

Mit ihm erlosch im Jahr 1340 die Fränkische Linie dieses berühmten Stammes.

Jetzt sei es uns erlaubt, hier, wo sich uns ein so natürlicher Ruhepunkt darbietet, einige Blicke auf die innere Beschaffenheit und Einrichtung der Stadt zu werfen, und dann erst den Faden der Erzählung wieder anzuknüpfen.

Wann Rudolstadts Bewohner von der Leibeigenschaft befreit und für Bürger erklärt worden sind, darüber herrscht ein tiefes Stillschweigen. Noch zu Anfange des zwölften Jahrhunderts hatte der Zustand der Einwohner mancher bedeutendern Städte Thüringens viele Aehnlichkeit mit dem der Bauern und ließ auf eine ursprüngliche Knechtschaft schließen. Sollte Rudolstadt sich wohl eher aus den Fesseln dieser drückenden Verhältnisse losgewunden haben? — Gewiß ist es hin-

gegen, daß es seine ersten Stadtgesetze den Grafen von Orlamünde verdankt. Sind sie gleich nicht mehr in der Urschrift vorhanden, so wird dieß doch nicht nur in den von dem Grafen Günther XXVIII. zu Schwarzburg, Herrn zu Ranis, im Jahr 1404 erneuerten Statuten mit deutlichen Worten zu erkennen gegeben, sondern es finden sich in diesen auch unverkennbare Spuren von alten Gebräuchen, welche den von ihnen hergeleiteten Anordnungen einen Platz in einem frühern Zeitraume anweisen. So schreibt sich z. B. das Gesetz von Bestrafung des Todschlages durch eine kleine Summe Geldes von den Gewohnheiten der alten Thüringer her und scheint noch damals, als dieses Volk bereits die christliche Religion angenommen hatte, Statt gefunden und sich auch in der Folge erhalten zu haben.

Rudolstadt war nunmehr Eigenthum der Grafen zu Schwarzburg geworden. Aber nicht lange konnte es sich seines ersten Oberherrn aus diesem erlauchten Hause, Heinrichs XV., erfreuen. Denn dieser verlor schon 1337, bei einem Zug nach Jerusalem das Leben.*) Seine Gemahlin, Elisabeth, hingegen hatte noch 1358 ihren Witwensitz zu Salfeld. Heinrich XVII. und Günther XXV., die beiden Söhne des Verstorbenen, erbten unsre Stadt und regierten dieselbe anfangs gemeinschaftlich. Aber nicht lange genossen sie der Ruhe. Eine dem Anscheine nach unbedeutende Veranlassung hatte die schon so vielfältig beschriebene Fehde zwischen den Thüringischen Grafen, an deren Spitze Friedrich II. von Orlamünde und der heldenmüthige Günther XXI. zu Schwarzburg-Blankenburg standen, gegen den Landgrafen Friedrich II. oder den Ernsthaften, auf's neue entzündet. Auch unsre Grafen wurden in dieselbe verflochten. Das Ungewitter des Kriegs, welches erst in der Gegend von Arnstadt und Erfurt gewüthet hatte, zog nun gegen Rudolstadt heran, um alle seine Schrecknisse über dasselbe zu entladen. Im Jahr 1345 in der Fastenzeit wurde es von Friedrichs Heere überfallen, geplündert und abgebrannt. Wahrscheinlich hatte der Feind bei der Einnahme auch des oberen Schlosses nicht verschont. Das Zeugniß einer Urkunde, daß im Jahr 1409 die Kapelle des heiligen Gregorius bei demselben nicht mehr vorhanden war, steht wenigstens mit der Behauptung, daß es den Kriegern des Landgrafen gelungen sei, sich dieser Veste ebenfalls zu bemächtigen und an derselben feurige Rache zu üben, nicht in offenbarem Widerspruche. Auch das untere Schloß, dessen Standort sich nicht mit völliger Gewißheit ausmitteln läßt, wird seit dieser Zeit nicht wieder ausdrücklich erwähnt, nur eine Urkunde vom 26. Junius des folgenden Jahres gedenkt noch beider Häuser zu Rudolstadt. Da, wie die Sage erzählt, das Stadthaus gleichfalls ein Raub der Flammen wurde, so fehlen die von den Grafen von Orlamünde ertheilten Statuten nebst mehreren andern ehrwürdigen Denkmalen des Alterthums. Endlich boten sich die Käm-

---

*) Nikol von Syghen erzählt in seiner Thüringer Chronik fol. 225a „Hoc anno (1337) obiit generosus Comes h de Schwarczburg cum multis aliis suis sodalibus in peregrinacione Iherosolimitana.

pfenden, während der von dem Landgrafen unternommenen und fünf Wochen vergeblich fortgesetzten Belagerung der damals Schwarzburgischen Bergveste Dornburg, zur Versöhnung die Hand; der Friedensvertrag wurde aber erst späterhin, am 26. December d. J., förmlich abgeschlossen. In demselben hatten sich die Grafen von Schwarzburg unter andern verbindlich gemacht, Rudolstadt, womit sie bisher von dem Reichsoberhaupte beliehen worden waren, von dem Landgrafen zu Lehn zu empfangen, wenn dieser nämlich den Kaiser dahin vermögen könnte, seinen Rechten zu entsagen, was ihm aber nicht gelungen zu sein scheint.

Wann unsre Stadt ein eigenes Stadtgericht erhalten habe, ist ungewiß. Schon im zwölften Jahrhundert finden sich in anderen Thüringischen Städten Spuren von einer besondern, durch Voigte und Schultheissen mit Zuziehung einiger Schöppen geführten städtischen Regierung. So treffen wir auch bei uns einen Voigt, und späterhin drei besondere Behörden, unter dem Namen Rathsmeister, an, die in der Verwaltung ihres Amtes mit einander wechselten. Anfangs, als Rudolstadt noch klein war, hatte sich die ganze Bürgerschaft, wie jede Dorfgemeinde, unter dem Vorsitze ihres Richters versammelt, in der Folge aber, als sich die Zahl der Einwohner mehrte, wurden sieben besondre Räthe zu diesem Zwecke erkoren, welche die gewissenhafte Handhabung des Rechts vorher eidlich versichern mußten.

Dieses Wenige ist es, was über die innere Verfassung der Stadt in fernem Alterthume mit einiger Zuverlässigkeit gesagt werden kann. Je näher wir unsern Zeiten kommen, desto mehr Aufschlüsse erhalten wir über dieselbe. Besonders erzeugte das Jahr 1404 in dieser Hinsicht manche neue Einrichtungen. Der schon oft erwähnte Günther XXVIII. brachte es nämlich damals, durch seine dem Kaiserhause geleisteten treuen Dienste, bei dem Kaiser Ruprecht dahin, daß seiner Tochter, Elisabeth, das Schloß und der Flecken Ehrenstein, ingleichen der Bann an dem Gerichte zu Rudolstadt nebst dem Zoll daselbst, welcher ihm 1397 zugestanden worden war, erblich verschrieben wurden. Zugleich bewilligte der Monarch, daß, wenn Günther keinen Sohn erzeugen würde, Elisabeth diese Stücke auf immer von dem Reiche zu Lehn tragen sollte.

Die von unserem Grafen am 31 März d. J. bestätigten und mit einigen neuen Gesetzen vermehrten Statuten *) geben nicht undeutliche Fingerzeige, daß der Handel bereits hier aufzukeimen angefangen hatte. Rudolstadt besaß damals schon Marktrecht und zwei Jahrmärkte, zu denen erst nach dem Jahre 1488 ein neuer hinzugekommen sein muß. Wie weit der Anbau der hiesigen Gegend gediehen war, läßt sich ebenfalls aus diesem schriftlichen Denkmale

*) Sie sind in dem Waffenträger der Gesetze. S. VIII. August. (Weimar) 1801. 8. S. 133 — 146, aber so ungenau und voller Lücken abgedruckt, daß ein dem Originale getreuer Abdruck sehnlich zu wünschen ist

beurtheilen. Man zog um jene Zeit schon, außer den gewöhnlichen Feldfrüchten, auch Flachs, Hopfen, Wein und Obst.

Wie viel eine Stadt in Hinsicht auf Nahrung, Verfeinerung der Sitten und Anwachs der Volksmenge gewinnt, wenn sie zum Aufenthalte des Regenten erhoben wird, liegt am Tage. Rudolstadt genoß dieses Vorzugs eine Zeitlang nicht, wenigstens finden wir in den vaterländischen Jahrbüchern keine sichern Merkmale davon. Das Haus Schwarzburg hatte sich damals in mehrere Aeste verbreitet. Ohngeachtet die Länder desselben in frühern Zeiten weit beträchtlicher waren, als jetzt, so wirkten doch die häufigen Zerstückelungen derselben, welche vor Einführung des Rechts des Erstgeburt Statt fanden, auf ihre Aufnahme nichts weniger als günstig, und in ihnen müssen wir die Hauptveranlassungen suchen, daß ihr Umfang so sehr geschmälert wurde. Auch Rudolstadt gerieth dadurch mehr als einmal in Gefahr, der Botmäßigkeit eines Fremden unterworfen zu werden.

Während der gemeinschaftlichen Regierung Heinrich XVII. und Günther XXV. gewannen die bisherigen Lehnsverhältnisse eine veränderte Gestalt. Kaiser Karl IV., der von einem neuern Schriftsteller nicht mit Unrecht der Stiefvater des teutschen Reichs genannt wird, sorgte desto väterlicher für sein angestammtes böhmisches. Er wußte im Jahr 1361 die genannten Grafen, welche dem Reichstage zu Nürnberg beiwohnten, durch Ueberredung und Zusagen, auf die er sich meisterlich verstand, zu bewegen, daß sie nicht nur Schloß und Stadt Rudolstadt nebst dem dazu gehörigen Gebiete, sondern auch Salfeld und Köniz, der Krone Böhmen zu Lehn auftrugen. Nach dem 1368 erfolgten Tode Günthers führte Graf Heinrich mit dessen Nachkommen, Heinrich XXV., Günther XXIX. und Günther XXXI., die Regierung gemeinschaftlich fort, bis auch er 1373 von der Welt abgerufen wurde. Seine Söhne, Heinrich XXIII. und Günther XXVIII., nahmen noch in demselben Jahre mit ihren bereits erwähnten Vettern eine Theilung der ererbten Besitzungen vor. Rudolstadt war den erstern anheimgefallen und ging bei der abermaligen Abtheilung, welche beide Brüder, im Jahr 1381 mit einander vornahmen, in den Besitz des jüngern über. Dieser, der schon oft besprochene Günther XXVIII., ist, außer dem, was wir bereits von ihm anzuführen Gelegenheit hatten, noch in vieler Hinsicht wichtig für unsre Stadt. Im Jahr 1399 vermählte er sich mit Margaretha, einer Tochter des Grafen Heinrich X. (XIII.) von Henneberg-Schleusingen, und verschrieb ihr Schloß und Stadt Pösneck zu Leibgedinge; in der Folge aber, noch vor seiner Abreise zu der Kostnizer Kirchenversammlung, wies er derselben dafür Rudolstadt und Ehrenstein an.

Wie weit Günthers Denkungsart über den damaligen Zeitgeist erhaben war, darüber gibt uns ein anderer merkwürdiger Vorfall Aufschluß. Es ist sein Versuch, dem Kloster Langheim das von den Grafen zu Orlamünde verliehene Patronatrecht über die Andreaskirche zu Rudolstadt aus den Händen zu winden, der endlich auch, nach langwierigen Streitigkeiten und Besiegung vieler Hindernisse, dem in alle Geheimnisse der Staatsklugheit eingeweihten Grafen vollkom-

men gelang. Durch Vermittelung Friedrichs, Burggrafen zu Nürnberg, war schon den 6. Februar 1403 ein Vergleich zu Stande gekommen, in welchem das Kloster seine Bereitwilligkeit erklärt hatte, das Lehnrecht über jene Kirche mit dem über die Elisabethenkapelle am Markte zu Rudolstadt zu vertauschen. Dagegen verpflichtete sich Günther, dem Kloster 300 rheinische Gülden zu zahlen, damit die Begängnisse der Grafen zu Orlamünde und Schwarzburg, dem Willen der Stifter gemäß, ferner mit Vigilien und Messen gefeiert werden könnten. Allein die Brüderschaft zu Langheim suchte den errichteten Vertrag unter allerlei Vorwänden ungültig zu machen. Günther, erzürnt über diese fromme Untreue, ließ hierauf, ohne Furcht vor dem allgewaltigen Bannstrahle, den Prior, Nikolaus, in gefängliche Haft bringen und den Pfarrer zu Rudolstadt, Nikolaus Bizner, welcher, vermuthlich von dem Abte, seinem bisherigen Lehnsherrn, mit geheimen Verhaltungsbefehlen versehen, ihm den Gehorsam verweigerte, seines Amtes entsetzen. Diese strengen Masregeln bewogen die Konventualen zur Nachgiebigkeit. Sie boten nun abermals die Hand zum Vergleiche, welcher auch am 1. April des nämlichen Jahres zu Stande kam, und wodurch der Prior seine Freiheit, der Pfarrer aber sein Amt wieder erhielt. Im Jahr 1404 verzichtete endlich das Kloster völlig auf das Patronatrecht der Andreaskirche und wurde durch das der Elisabethenkapelle für diesen Verlust entschädigt. Der Papst, Gregor XII., bestätigte 1410 den darüber abgeschlossenen Vertrag.

Im Jahr 1417 gerieth Günther mit seinem Vetter, Heinrich XXIX., in Streit wegen einiger Urkunden, welche dieser über seine Städte und Güter in Verwahrung hatte, und deren Aushändigung er verweigerte. Die Sache wurde klagbar bei dem kaiserlichen Hofgericht und Graf Konrad von Freiburg ertheilte am 25. April, nach angestellter Untersuchung, dem Grafen Heinrich den Bescheid, alle Briefe und Documente über die jenem eigenthümlich gehörenden Städte verabfolgen, diejenigen aber, welche die gesammte Herrschaft beträfen, in gemeinschaftliche Verwahrung bringen zu lassen. Es ist nicht bekannt, ob Heinrich diesem Befehle Folge leistete; für uns hat wenigstens die Urkunde, in dem er enthalten ist, den Nutzen, daß wir daraus die Orte kennen lernen, welche damals zu Rudolstadt gehörten. Es waren folgende: die Stadt Teuchel, Ezelbach, Unterhasel, Redewiz, Kirchhasel, Oberhasel, Teichweiden, Weitersdorf, Teichröde, Ammelstedt, Hermsdorf, Seitersdorf, Hopfgarten, Eschdorf, das Salzworgel, Eichfeld, Schala, Mörla, Wolkstedt, Kumbach und Kolkwiz

Schon der dreißigste April d. J. 1418 endigte Günthers, mehr dem Dienste des kaiserlichen Hofes und dem Besten fremder Fürstenhäuser, als dem Wohle seiner eignen Familie, welcher er ansehnliche Länder widerrechtlich entzog, gewidmetes Leben.

Heinrich XXIX., sein Vetter, folgte ihm in der Regierung der übrig gebliebenen Herrschaften. Sobald aber der Sohn von Günthers Schwester, Elisabeth, Bruno III. (Proz), Edler Herr von

Querfurt, Nachricht von dessen Hinscheiden bekam, verlangte er, als vermeinter nächster Erbe, die Häuser Rudolstadt und Ehrenstein. Das erstere war damals an die Grafen zu Henneberg, Friedrich I. und Wilhelm II. (III.) verpfändet. Diese suchten nun in Verbindung mit jenem ihre Ansprüche geltend zu machen und bemächtigten sich des Schlosses und der Stadt Rudolstadt nebst der ganzen Pflege. Durch Zurückzahlung des vorgestreckten und auf Rudolstadt versicherten Kapitals wurden Friedrichs und Wilhelms Forderungen völlig begnügt, die Ansprüche Bruno's aber für unstatthaft erklärt und ihm daher weiter keine Entschädigung zuerkannt. Die mit ihm geführten Streitigkeiten waren von ziemlich langer Dauer gewesen und ihre Beilegung mehrmals versucht worden, bis endlich das gute Vernehmen, welches von den ältesten Zeiten zwischen beiden Familien geherrscht hatte, vollkommen wieder hergestellt wurde. Graf Heinrich nahm lebhaften Antheil an Bekämpfung der Hussiten und spielte dabei eine wichtige Rolle. Die Geschichte hat uns mehrere Beweise seiner Tapferkeit aufbehalten, die er in diesem, mit der größten Erbitterung geführten Kriege ablegte. Aber der Aufwand, der dabei erforderlich war, der Verlust, den er in demselben erlitt, und die Hülfe, die er seinem Bruder, Günther, Erzbischof zu Magdeburg, bei den Streitigkeiten mit der Stadt Halle leistete, stürzten ihn oft in Geldverlegenheiten, durch welche er, unter andern, Rudolstadt und Teuchel nebst fünf dazu gehörigen Dörfern viermal zu versetzen sich genöthigt sah. Er beschloß sein thatenvolles, größten Theils in Lagern und Feldschlachten zugebrachtes Leben im Jahr 1444.

Sein Sohn, Heinrich XXXI., erbte Rudolstadt. Dieser hatte sich bereits im J. 1434 mit Elisabeth, der Tochter des Herzogs Adolph zu Kleve, vermählt. In der noch vorhandenen Eheberedung wurde sie für die ihm zugebrachte Mitgabe von 6000 rheinischen Gülden, im Fall des Witwenstandes, an die Stadt Rudolstadt und die dazu gehörigen Ortschaften verwiesen. Die letztern sind aber nicht ganz die nämlichen, welche wir in der oben erwähnten Urkunde gefunden haben, sie erscheinen vielmehr in folgender Ordnung: Teuchel, Volkstedt, Unterhasel, Redewiz, Milbiz, Weitersdorf, Kumbach, Schala, Lichstedt, Oberhasel, Nauendorf, Mörla, Ammelstedt, Wirbach, Eichfeld, Kirchhasel, Teichweiden, Teichröde, Eschdorf, Hopfgarten, und Hermstadt. Graf Heinrich hielt sich ohne Zweifel bisweilen auf dem Schlosse zu Rudolstadt auf, da ihm hier 1450 ein Sohn, Günther XXXVIII. oder der mittlere, geboren wurde.

Daß der sächsische Bruderkrieg Thüringens Wohlstand höchst verderblich war, darüber herrscht in den Geschichtbüchern nur eine Stimme. Da wir von den Verheerungen, welche er in dem Schwarzburgischen Gebiete anrichtete, schon einmal zu sprechen eine weit nähere Veranlassung fanden, *) so heben wir jetzt aus der zusammenhängenden Darstellung seiner Quellen und schädlichen Folgen

*) S. die Geschichte des Schlosses Schwarzburg im 2. B. S. 233 ff. —

nur das heraus, was in unmittelbarer Beziehung mit Rudolstadt steht; und dieses beschränkt sich auf die Nachricht, daß im Jahr 1450 Heinrich der jüngere, Reuß von Gera, als er von Roda aus bis in die Rudolstädtische Pflege vordrang, die zu derselben gehörigen Orte geplündert haben soll.

Der Gemahlin unsres Grafen war, wie wir oben bemerkten, Rudolstadt zum Witwensitze bestimmt worden. Allein der Mangel an Raum, ihre Kränklichkeit und die sich zu Arnstadt häufiger darbietende Gelegenheit zu Abwartung des Gottesdienstes, erregte in ihr den Wunsch, in dieser Stadt ihr Leben zu beschließen. Im Jahr 1473 wurde ihr die Erfüllung desselben feierlich zugesagt.

Auf die, noch vor wenigen Jahren über einer Thüre des hiesigen Schlosses sichtbaren, vereinigten Schwarzburgischen und Klevischen Wappen hat man die Muthmaßung gegründet, daß Graf Heinrich dieses Gebäude von 1434 bis 1448 für seine Gemahlin habe neu aufführen lassen. Man wäre befugt, dieser Behauptung zu trauen, wenn sie noch durch andere zuverlässigere Zeugnisse bestätigt werden könnte. — Heinrich starb im J. 1448 und wurde nebst seiner Gemahlin, die ihn nur kurze Zeit überlebte, zu Arnstadt beigesetzt. Sein Sohn Günther XXXVI. oder der ältere, soll kurz nach seiner Verheirathung mit der Gräfin Margaretha von Henneberg, welche 1458 Statt fand, das hiesige Schloß bezogen haben. Wenigstens besuchte ihn hier d. 26. März 1461 Herzog Wilhelm von Sachsen, der eben eine Reise nach Palästina unternehmen wollte, und an welchen er sich als Begleiter anschloß; und 1464 wurde ihm hier eine Tochter, Margaretha geboren, die sich in der Folge mit dem Fürsten, Woldemar von Anhalt, vermählte.

Noch in dem Todesjahre seines Vaters erneuerte Graf Günther, für sich und als Vormund Heinrichs XXXVI. (XXXIII.), Herrn zu Sondershausen, die Statuten von Rudolstadt, in welchen aber nichts, als die vorangehende Bestätigung und der Schluß geändert wurde. Als Heinrich die Jahre der Mündigkeit erreicht hatte, überließ Günther ihm und seinem jüngern Bruder, Günther XXIX., die Regierung von Arnstadt und Sondershausen; Rudolstadt hingegen behielt er sich vor, wahrscheinlich um hier den Rest seiner Tage in Ruhe zu verleben. Die jetzt kaum mehr kenntliche Inschrift eines in die Mauer bei dem untern Schloßthore eingefügten Steines*) bewahrte sein Gedächtniß. Man kann aber dieselbe, wie einige gethan haben, weder auf die Erbauung des ganzen Schlosses, noch des weitläufigen Gemäuers beziehen, welches den daran stoßenden Garten umschließt. Weit glaublicher ist es, daß dieses Denkmal seines Namens die Errichung des Thorhauses andeuten soll, wo sich nachher

*) 1499.
G. G. Z. S.
DER ELDER
worunter der Schwarzburgische Löwe steht.

die Kanzlei befand, und das ehemals dem Voigt oder Amtmann zur Wohnung gedient zu haben scheint.

Nach Günthers Tode gelangte Rudolstadt im J. 1503 an seinen jüngern Bruder, Günther XXXIX., welcher zu der Zeit, als die durch Luthers und seiner Freunde Bemühungen von unzähligen Irrthümern und Mißbräuchen gereinigte Christuslehre bei dem Volke Eingang zu finden begann, sich abwechselnd hier, zu Blankenburg und Schwarzburg aufhielt. Heinrich XXXVII. (XXXIV.), der einzige Sohn desselben, hatte sich unterdessen im J. 1523 mit der Gräfin, Katharina, von Henneberg vermählt, und Günther ließ sich, nach vielem Widerstreben, bewegen, ihm 1527 das Schloß und Amt Rudolstadt zu Einrichtung einer eigenen Hofhaltung abzutreten, und ihm einen den Grundsätzen Luthers zugethanen Prediger zu gestatten. Aber kaum hatte er seinen Aufenthalt hier genommen, als er durch das am 8. August 1531 erfolgte Ableben seines Vaters veranlaßt wurde, denselben mit dem Wohnsitze zu Arnstadt zu vertauschen. Ihm war die öffentliche Einführung der Lutherischen Kirchenverbesserung in seinem Lande vorbehalten.

Das Volk, das sich sonst gegen alle Neuerungen aufzulehnen pflegt, nahm das lautere Evangelium gern und willig an. Aber in dem Frohlocken über die so lang ersehnte Freiheit von der Gewalt des Papstes und seiner entarteten Diener ließen sich die Kurzsichtigen von einigen mißvergnügten Schwärmern irre leiten und zur Raserei wider obrigkeitliche Einrichtungen und Gesetze verführen. Auch in Rudolstadt machten die von den Geistlichen gedrückten und durch das Beispiel ihrer Nachbarn aufgereizten Landleute den Versuch, nicht nur der Gewalt des Papstes, sondern auch der vaterländischen Ordnung sich zu entziehen. Der wuthentbrannte Haufe drang in die Stadt, besonders in die Wohnung des Plebans, Christoph von Wizleben, ein, forderte ihm die Kirchen- und Zinsbücher ab und zerriß sie vor seinen Augen. Die Mißhandlungen, welche der hochbejahrte Greis bei diesem Vorfalle erdulden mußte, zogen ihm bald hernach den Tod zu. Zu Dämpfung dieses Aufruhrs, welcher die ganze obere Grafschaft Schwarzburg ergriffen hatte, trug Münzers Niederlage bei Frankenhausen das Meiste bei. Strenge Bestrafung wartete nun aller derjenigen, welche ihrer Verblendung aus den gesetzlichen Schranken gewichen waren. Aber doch beförderte auch auf der andern Seite diese Begebenheit die schnellere Ausbreitung der Lutherischen Lehre. Denn Graf Günther XXIX., wegen seines hohen Alters zu keiner Aenderung des Glaubens geneigt, ließ nun Vieles in Hinsicht auf kirchliche Verfassung geschehen, was er ohne jene Unruhen nicht zugelassen haben würde. Er und die Geistlichkeit zeigten sich jetzt so nachgebend, daß auf Verlangen der Landleute, besonders der Bewohner der in die Andreaskirche eingepfarrten auswärtigen Dörfer teutsche Lieder, welche dieselben an den Jahr- und Sonntagsmärkten in den benachbarten sächsischen Städten gehört und gelernt haben sollen, bei dem Gottesdienste gesungen werden durften. Während nun die Dorfbewohner mit brennender Begierde die neue

Lehre auffaßten, war ein Theil der Bürger den durch lange Beobachtung geheiligten Gebräuchen treu geblieben und hatte sich zur Elisabethenkapelle gehalten. Um auch diese hartnäckigen Vertheidiger des alten Glaubens zur Annahme des neuen zu bewegen, wurden Processionen von der Kapelle angestellt, bei welchen man sich ebenfalls Lutherischer Gesänge bediente. Dieß scheint ums Jahr 1531 geschehen zu sein. Bald darauf aber ging der Gottesdienst in dieser Kapelle gänzlich ein und das Gebäude nebst den Einkünften wurde vermöge eines noch von Günther ertheilten Befehls dem Stadtrathe überlassen. Die ersten Keime der Reformation hatten sich in Rudolstadt im Jahr 1522 gezeigt und waren durch Heinrichs Anwesenheit und Beispiel im Stillen sorgsam gepflegt worden; aber das öffentliche Bekenntniß zu derselben konnte erst nach Günthers Tode, 1532 erfolgen. Hierauf wurde im J. 1533 die erste Kirchenvisitation im Schwarzburgischen veranstaltet und Dr. Johann Lange aus Erfurt, ein Jugendfreund Luthers, und Bonifacius Rempe, Pfarrer zu Liebringen, mit diesem Geschäfte beauftragt. Aber welch ein trauriges Bild mußten diese Männer von dem verdorbenen Zustande der damaligen Geistlichen entwerfen, die bei grenzenloser Unwissenheit sich überdieß noch ohne Scheu allen Arten von Ausschweifungen zu überlassen pflegten!

Leider war es dem Grafen Heinrich nicht vergönnt, die Früchte seiner menschenfreundlichen Bemühungen um die Aufklärung seines Volkes lange zu genießen. Denn schon am 12. Julius 1538 raffte ihn, in der Blüthe seiner Jahre, der Tod hinweg.

Seine der Entbindung nahe Gemahlin bezog hierauf das Schloß zu Rudolstadt, welches ihr nebst den dazu gehörigen Dörfern und dem ganzen Amte Blankenburg zum Witthum ausgesetzt war. Auch sie führte das von ihrem verewigten Gatten angefangene Werk der Kirchenverbesserung mit unverdrossenem Muthe fort; schaffte das noch hin und wieder sich äußernde Mönchswesen ab und suchte den Schulunterricht zu verbessern. Vielen protestantischen Predigern, die um der Religion willen verfolgt wurden, ließ sie Schutz und Unterstützung angedeihen. Unter diesen befand sich der durch seine wunderbaren Schicksale und seinen glühenden Eifer für die Sache der Reformation bekannte Kaspar Aquila, Pfarrer zu Salfeld. Dieser schwebte, weil der Kaiser, dessen Interim er auf der Kanzel schmählich angegriffen hatte, auf ihn zürnte, in Lebensgefahr, und ein Preis von 5000 Gulden stand auf seinem Kopfe. Demohngeachtet ließ ihn die furchtlose Katharina, auf die Bitte der Salfelder, heimlich zu sich auf das Schloß bringen, wo sie ihn viele Monate verborgen hielt und mit der edelsten Menschenliebe seiner pflegte, bis er wieder öffentlich erscheinen durfte.

Einen noch herrlichern Beweis ihrer Geistesgröße und heldenmüthigen Standhaftigkeit legte sie in ihrem Betragen gegen den durch seine Grausamkeit berüchtigten, spanischen Heerführer, Herzog von Alba an den Tag. Als Karl V. nach der Schlacht bei Mühlberg, durch Thüringen zurückkehrte, traf sie die weisesten Anstalten, um

ihre Unterthanen vor den Verheerungen, womit die Spanier ihren Zug bezeichneten, zu sichern. Sie erbat sich deswegen einen Schutzbrief von dem Feldherrn. Aber viele Landleute, den darin gegebenen Versicherungen wenig vertrauend, flüchteten noch vor der Ankunft des Heeres mit ihrer besten Habe auf das hiesige Schloß, wo sie bereitwillig aufgenommen wurden. Um den nach Beute dürstenden Kriegern die Gelegenheit zur Plünderung zu erschweren, wurde auf ihren Befehl die Brücke über die Sale abgebrochen und weiter hinabwärts, in größerer Entfernung von der Stadt, wieder über den Fluß geschlagen. Sie hatte dahin zu schneller Befriedigung der Bedürfnisse der Ankommenden einen zureichenden Vorrath von Lebensmitteln bringen lassen. Herzog Alba, begleitet von dem Herzog Heinrich zu Braunschweig und dessen Söhnen, war auf dem Schlosse abgetreten, um das Frühstück bei der Gräfin einzunehmen. Aber wenige Augenblicke nach ihrem Empfange, ruft ein Eilbote die Gräfin aus dem Zimmer, und meldet, daß die Spanier in einigen an der Straße liegenden Dörfern das Vieh weggetrieben hätten. Ohne Verzug klagt Katharina die verübten Gewaltthätigkeiten ihren Gästen, empfängt aber die Antwort, daß dieses Kriegsgebrauch sei, und daß bei solchen Heereszügen dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten wären. Als sie endlich sieht, daß ihre Bitten fruchtlos sind, ruft sie aus: „Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige werden, oder, bei Gott! Fürstenblut für Ochsenblut!" Man glaubt, sie scherze, und lacht, aber sie verlangt mit männlichem Ernst, daß sogleich der schriftliche Befehl zu Wiedererstattung des Geraubten ertheilt werde. Um ihren Reden Nachdruck zu geben, läßt sie ihre Gewappneten hereintreten und das Frühstück bedienen. Schon vorher hatten ihre Leute heimlich Auftrag erhalte, Thor und Pforten wohl in Acht zu nehmen. Abgeschnitten von dem Heere und nur mit einem kleinen Gefolge, das in der Stadt seiner harrte, angelangt, erblaßt, bei Erscheinung dieser Kampflustigen Schaar, der sonst so furchtbare Alba; Heinrich hingegen sucht die Gräfin mit freundlichen Worten zu beruhigen, und bringt den spanischen Feldherrn dahin, daß er den verlangten Befehl ausfertigt. Aber die Gräfin beurlaubt ihre Gäste nicht eher, als bis sie der wirklichen Vollziehung desselben versichert ist. Hierauf dankt sie ihnen gerührt für die Gewährung ihres Wunsches und jene trennen sich zufrieden und vergnügt von ihr. — Herzog Heinrich gedachte noch in der Folge oft rühmlich dieses ernsten Scherzes der hochherzigen Frau, und Alba besaß diesmal Edelmuth genug, ihr denselben nicht entgelten zu lassen.

Als die Gräfin sich beinahe am Ziele ihres Lebens befand, sollte ihre Ruhe noch durch den auch in Rudolstadt von den dasigen Predigern im Jahre 1564 erhobenen, sogenannten Wucherstreit getrübt werden. Dieser Streit, welcher die Rechtmäßigkeit der Zinsen von ausgeliehenen Geldern betraf, wurde noch eine Zeitlang mit so großer Erbitterung fortgeführt, daß einige Geistliche deswegen ihrer Aemter entsetzt werden mußten. Katharina starb, nach einer Regie-

rung von 29 Jahren, allgemein verehrt und betrauert. Die hiesige Stadtkirche bewahrt ihre Gebeine.

Mit Albert VII. trat der glückliche Zeitpunkt ein, wo unsre Stadt der immerwährende Wohnsitz einer Hauptlinie des Schwarzburgischen Geschlechts werden sollte. Schon im Jahr 1573 hatte er sein Hoflager hier genommen. Aber gerade jetzt ereignete sich ein Zufall, der ihr diesen Vortheil auf lange Zeit zu entreißen drohte. Ein schrecklicher Brand, der in Abwesenheit des Grafen am 25. März d. J. durch Verwahrlosung entstanden war, zerstörte einen großen Theil der Heidecksburg. Doch die angenehme Lage, welche dieselbe vor andern Schwarzburgischen Schlössern auszeichnet, veranlaßte den Grafen, lieber die größten Summen zu ihrer Wiederherstellung zu verwenden, als eines der letztern mit geringern Kosten zur Hofhaltung einzurichten. In wenigen Jahren war daher der von ihm unternommene prächtige Bau, welcher die Bewunderung der Zeitgenossen im hohen Grade erregte, so weit vollendet, daß die neue Schloßkirche am 29. Februar 1576 eingeweiht werden konnte. Als hierauf Günther der Streitbare 1583 sein Heldenleben geendet hatte, nahmen die drei Brüder, Johann Günther, Wilhelm und unser Albert, eine abermalige Theilung ihrer Lande vor, vermöge welcher Arnstadt, der bisherige Sitz der Regierung für die Oberherrschaft, an Sondershausen fiel. Es mußte daher jetzt eine Kanzlei und ein Konsistorium zu Rudolstadt angeordnet werden. Dadurch gewann die Stadt nicht nur eine Anzahl gelehrter Männer, die auf die Bildung der Einwohner den entscheidendsten Einfluß äußerten, sondern auch größeren Wohlstand. Ein deutlicher Beweis davon ist, daß bereits im J. 1584 zu den Wohnhäusern, welche sich 1577, ohne die herrschaftlichen und geistlichen Gebäude, auf 200 belaufen hatten, noch vierzehn neue hinzugefügt worden waren.

Von dem Grafen Albert erhielt Rudolstadt im J. 1594 neue Statuten, die mit einigen Abänderungen noch jetzt gelten. Er starb den 10. April 1605, als Stammvater der Rudolstädtischen Linie.

Hier bietet sich uns, ehe wir die Geschichte unsrer Stadt zu Ende bringen können, abermals ein natürlicher Ruhepunkt dar, den wir zu Erzählung einiger Unglücksfälle, welche dieselbe seit ihrer Zerstörung trafen, zu benutzen gedenken.

Von Bränden scheint sie von jener Zeit an ziemlich verschont geblieben zu sein, wenigstens melden die Jahrbücher davon weiter nichts, als daß 1454 hier von Mordbrennern Feuer angelegt worden sei. In den ältern Zeiten, wo man die Gesundheit fast einzig und allein durch abergläubische Mittel und Wunderkuren zu erhalten und wieder herzustellen hoffte, und deswegen die nöthige Vorsicht bei entstehenden Seuchen vernachlässigte, konnte es nicht fehlen, daß nicht anstekkende Krankheiten große Verheerungen hätten anrichten sollen. So nahm z. B. im J. 1564 die Sterblichkeit in Rudolstadt sehr überhand. Doch es gibt kein Uebel, daß nicht auch etwas Gutes mit sich führte. So viele Einwohner auch damals ihres Lebens beraubt wor-

den sein mögen, so trug diese Seuche doch zu Beförderung des Wohls der Nachkommen das Ihrige bei, indem sie Anlaß gab, einen neuen Begräbnißplatz außerhalb der Ringmauer zu wählen, weil der bisherige bei der Andreaskirche weder alle Leichen aufnehmen konnte, noch eine Erweiterung gestattete. Ferner zeichnete das Jahr 1582 eine allgemeine Seuche aus, der nicht nur hier, sondern auch in andern Arten viele Menschen unterlagen. Im Jahr 1597 wurden in Rudolstadt 265 Personen von einer Krankheit weggerafft, welcher man, wie gewöhnlich, den Namen der Pest beilegte.

Karl Günther, Alberts erstgeborner Sohn, bewohnte seit 1606 das Schloß zu Rudolstadt. Er hatte die vornehmsten Universitäten Teutschlands besucht und war ein Kenner und Beförderer der Wissenschaften. Der schon von seinem Vetter beschlossene Bau der hiesigen Schule wurde, bald nach dem Antritte seiner Regierung, unternommen und von ihm so kräftig unterstützt, daß er bereits 1611 vollendet war. Ueberhaupt scheint er sich zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht zu haben, für das Beste der Kirchen und Schulen zu wachen. Seine Ahnen hatten ihm in diesem lobenswürdigen Eifer durch ihr Muster vorgeleuchtet und auch seine Nachfolger suchten ihn, wie wir bald sehen werden, wo möglich, noch darin zu übertreffen. Auch Karl Günthers Gemahlin, Anna Sophia, eine geborne Prinzessin von Anhalt, war eine Freundin der Wissenschaften und ihrer Verehrer. Sie hatte sich von dem durch seine neue Lehrart damals so berühmten, Wolfgang Ratich, zugleich mit ihrer Schwester, der Herzogin zu Weimar, in der lateinischen Sprache unterrichten lassen, und als die bisherigen Gönner dieses Reformators des Schulwesens ihm für die Zukunft den Schutz versagten, bewog sie ihren Gemahl, ihn nach Rudolstadt kommen zu lassen, wo sie sich seiner Unterweisung ferner bediente und sogar Hebräisch von ihm gelernt haben soll. *)

Unter Karl Günthers Regierung begannen schon die Folgen des dreißigjährigen Kriegs dem Schwarzburgischen Gebiete fühlbar zu werden.

Auch unsere Stadt war, seitdem der Krieg begonnen hatte, nicht ganz frei gewesen von dem Ungemache, das er in seinem Gefolge mit sich führte. Aber im J. 1640 schien es, als sollten alle Ungewitter, die ihr bisher nur aus der Ferne gedroht hatten, mit einem Male sich über dieselbe zusammenziehen. Sie hatte schon viel erduldet, während die Heere sich bei Salfeld gegenüber standen, allein sie sollte noch Schrecklicheres erfahren. Kaum sind die Schweden aus ihrem Lager auf dem rothen Berge wieder nach Erfurt aufgebrochen, als eine kaiserliche streifende Parthei in die Stadt eingelassen zu wer-

---

*) Die neuesten Abhandlungen über diesen Pädagogen sind von Prof. Dr. Ernst Weber in Weimars Album zur 4. Säkularfeier der Buchdruckerkunst. Weimar 1840. S. 29 — 51. u. von Dr. Herrmann Agathon Niemeyer in dem Bericht über das K. Pädagogium zu Halle. (Halle 1840. 4. S. 3 — 28.

den verlangt. Da man sich dessen anfangs weigert, so ersteigen etliche die Mauer und öffneten die Thore, worauf eine große Anzahl Reuter in die Stadt dringen, plündern, Menschen und Vieh mit hinwegnehmen, Feuer anlegen, welches aber bald wieder gelöscht wurde, und sodann den Rückweg wieder nach Salfeld antreten. Bald folgt eine andre Parthei. Einige Reuter von derselben nähern sich sogar dem Schlosse und bedrohen es, werden aber von den dahin geflüchteten Bürgern zurückgetrieben. Schon sind die meisten Wohnungen von ihren gierigen Händen geleert, schon fangen sie an, in die Kirche einzubrechen, in welche die Einwohner einen Theil ihres Eigenthums zu bergen gesucht hatten, als noch zu rechter Zeit, um dieses Unglück abzuwenden, die aus dem Hauptquartire zu Salfeld erbetene Schutzwache anlangt, die Plünderer zerstreut und einige derselben in Verhaft nimmt; wobei auch die Bürger thätige Hülfe leisteten. — Noch an dem nämlichen Tage zogen diese letztern wieder von dem Schlosse und dem Schloßgarten in ihre Häuser, die als Geiseln weggeführten Einwohner wurden nebst dem geraubten Vieh, auf eine von dem Grafen Ludwig Günther an den Erzherzog gerichtete Vorstellung, für ein leidliches Entgeld zurückgegeben. — Unter solchen, sich in unserer Stadt immer erneuernden, Auftritten verflossen noch acht leidensvolle Jahre.

Graf Ludwig Günther stand seinem biedern, treuen Volke bei drohender Gefahr stets rettend und hülfreich zur Seite. Unzählig waren die Wohlthaten, die sich von seiner segnenden Hand über seine bedrängten Unterthanen ergossen. Selbst bei den ungewissesten Aussichten in die Zukunft errichtete er der Religion neue Tempel, und suchte der fortschreitenden Aufklärung, den Künsten und Wissenschaften, in seinem Lande durch eine erweiterte Lehranstalt den Weg zu bahnen, und legte den Grund dazu durch eine für jene Zeiten höchst bedeutende milde Stiftung, mit welcher das Steigen und Fallen der hiesigen Schule unzertrennlich verbunden ist.

Ludwig Günther starb im J. 1646. Seine Gemahlin, Emilie, geborne Gräfin von Oldenburg und Delmenhorst, fuhr, als Vormünderin ihres Sohnes, Albert Anton, fort, ganz in seinem Geiste zu handeln und die Wunden zu heilen, welche der Krieg dem Lande geschlagen hatte.

Albert Anton übernahm 1662 selbst die Regierung und führte sie bis 1710, also beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch. Mit Hülfe des auch als juristischer Schriftsteller geschätzten Kanzlars, Ahasverus Fritsch, seines ehemaligen Lehrers, und des eben so verdienstvollen, als von dem In- und Auslande hochgeachteten Superintendenten, Justus Söffing traf er die vortrefflichsten, auf das Beste der Unterthanen abzweckenden Anordnungen, welche eben so viele der Unsterblichkeit gewidmete Denkmäler seines Geistes und Herzens sind. Dieser weise Regent war auch ein Freund und Beförderer der Wissenschaften. Aus Neigung zu denselben stiftete er für die Zöglinge des hiesigen Gymnasiums einen Freitisch und vermehrte das akademische Stipendium. Noch jetzt öffnet er dadurch

mit milder Hand dürftigen Jünglingen das Heiligthum der Musen. Aehnliche Tugenden bezeichnen den Character seiner Gemahlin, Emilie Juliane, einer gebornen Gräfin von Barby, die sich durch eine große Anzahl wohlthätiger Vermächtnisse verewigte.

Nach dem dreißigjährigen Kriege hob sich der Wohlstand der Stadt durch die ihr, reichlicher als den umliegenden Orten, zuströmenden Hülfsquellen bald wieder auf die vorige Stufe empor. Zwar wurde ein Theil der Einwohner in ihrem Bestreben, dieselbe zu erreichen, durch zwei im Jahr 1653 entstandene Feuersbrünste, welche am 15. Januar die Kanzlei nebst einem andern herrschaftlichen Gebäude und 12 Bürgerhäusern, und am 15. Februar das herrschaftliche Vorwerk nebst 55 Scheunen verzehrten, wieder etwas gehemmt, aber doch trug dieses Unglück wenigstens zu Einführung einer gefälligern Bauart und zu Vergrößerung der Stadt das Seinige bei. Nicht lange hernach wurde nämlich die Neustadt oder neue Gasse zu errichten angefangen, zu welcher in den Jahren 1711 und 1712 noch zwanzig Häuser hinzukamen, die nach einem regelmäßigen, besonders auf Verhütung der Feuersgefahr berechneten Plane angelegt sind. In den Jahren 1724 und 1725 wurden noch verschiedene Häuser vor dem alten Thore, in der Gegend der jetzigen Buchdruckerei, erbaut, wo vorher ein herrschaftlicher Küchengarten war. Weder das Innere, noch das Aeußere der meisten Wohnungen hatte etwas Empfehlendes. Zum Theil waren es noch kleine, niedrige Hütten, deren Fenster dicht an der Erde standen. Schattenreiche Alleen und blühende Gärten, die Orte so mancher Vergnügungen, erhöhten noch nicht die von der Natur so sehr begünstigte Lage unsrer Stadt, die nur von einer sehr geringen Menschenmenge bewohnt wurde. Wie unbedeutend war nicht die Anzahl der jährlich Gebornen! Sie belief sich im J. 1700 nur auf 57 und die der Verstorbenen auf 38. Hieraus und durch Vergleichung anderer Angaben läßt sich mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß man die ganze Summe der damaligen Einwohner nicht höher, als ohngefähr auf 1800 oder höchstens 2000 anschlagen darf, so daß sie sich seit hundert Jahren zuverlässig verdoppelt hat. Der Character dieser unsrer Vorfahren wird uns als lobenswerth beschrieben. Biedersinn und Arbeitsamkeit machten sie ehrwürdig. Sie gewöhnten ihre Kinder zu nützlicher Geschäftigkeit und Ordnungsliebe. In jenen Zeiten, in denen der Luxus noch nicht so herrschend war, und man nicht mit Aufklärung blos zu prahlen pflegte, ahmten viele Bürger das von ihren preiswürdigen Regenten gegebene Beispiel nach und beförderten, nicht durch leere Worte, sondern durch Thaten, die Unterweisung der Jugend, indem sie durch milde Stiftungen und Unterstützungen für die Schulen sorgten.

Die Sondershäusische Linie des Hauses Schwarzburg war schon 1697 von dem Kaiser in den Fürstenstand erhoben worden, der Rudolstädtischen widerfuhr diese, ihr ebenfalls schon längst zugedachte, Auszeichnung erst im Jahr 1710. Ludwig Friedrich I. machte dieses erfreuliche Ereigniß, nach dem Tode seines Vaters, im Jahr 1711 öffentlich bekannt. Es konnte nicht fehlen, daß es nicht auch

günstige Wirkungen für unsre Stadt hätte hervorbringen sollen. Denn, um der erlangten Würde auch den gebührenden Glanz zu leihen, war man unverzüglich darauf bedacht, den Hofstaat zu vergrößern und mehrere öffentliche Stellen zu erschaffen, wodurch denjenigen, welche sie bekleideten, der beständige Aufenthalt in der Stadt angewiesen wurde. Ferner ließ sich ein großer Theil der Edelleute, die bisher auf ihren Landgütern gelebt hatten, in derselben nieder, um dem Regenten näher zu sein. Dadurch und durch die vermehrten Besoldungen kam eine größere Menge Geld in Umlauf und Künstler und Handwerker gewannen nunmehr ein bequemeres und sorgenloseres Dasein. Allein nicht blos auf äußeren, vergänglichen Schimmer war das Augenmerk dieses Fürsten gerichtet, er erwarb sich vielmehr durch manche trefliche Einrichtung die Achtung der Nachwelt, und insbesondere durch eine im J. 1713 gestiftete neue Armenkasse, durch Anordnung eines Almosen- und Waisenkollegiums und die Erbauung eines Waisenhauses den immerwährenden Dank aller Dürftigen und Nothleidenden.

Fürst Friedrich Anton hatte seit dem Antritte seiner Regierung 1718 mit dem hiesigen Schlosse, welches hin und wieder baufällig geworden war und durch die überall angebrachten Erker verunstaltet wurde, viele Verbesserungen vorgenommen und dasselbe, unter andern, im J. 1724 mit einem neuen Thurme geschmückt. Aber alle diese Verschönerungen wurden bald hernach der Raub eines verheerenden Feuers, welches in der Nacht des 26. Julius 1735 in demselben ausbrach und so gewaltsam um sich griff, daß in kurzer Zeit der ganze Flügel gegen Mitternacht und Abend und ein Theil des mittägigen, insonderheit das Wasch- und Schlachthaus; der neue Stall, die Schloßkirche, die Küche, der Thurm nebst den Glocken, die Gemälde- und Gewehrkammer, die Fruchtböden und vieles Hausgeräthe von diesem furchtbaren Elemente vernichtet und zwei Menschen unter den Trümmern begraben wurden. In der folgenden Nacht erhob sich ein so heftiger Sturmwind, der die gedämpfte Gluth allenthalben wieder anfachte, daß beinahe das übrige Stück dieses Gebäudes nebst den darunter liegenden Häusern der Stadt ein gleiches Loos getroffen hätte. Der ganze durch diesen Brand verursachte Schade belief sich, nach einer damals angestellten Berechnung, weit über hunderttausend Thaler. Ohngeachtet die Wiederherstellung der von den Flammen zerstörten Gebäude, unter der einsichtsvollen Leitung der dazu von Dresden berufenen Baumeister, auf das eifrigste betrieben wurde, so konnte doch erst am 4. Mai 1737 der Grundstein zu dem Flügel gegen den Hain gelegt, zu Ende des Jahres 1739 das Dach desselben gerichtet und mit Schiefer gedeckt, 1741 das Brustbild des Fürsten über dem Thore angebracht und endlich am 16. November 1744 der Knopf auf dem neuen, das Jahr vorher errichteten Thurme aufgesetzt werden. Auch in Ansehung der geschmackvollen innern Verzierung wurde nichts gespart und dazu vornähmlich die Malerei in Anspruch genommen. Drei berühmte Künstler der damaligen Zeit, Daysinger, Dietrich und Heinsius, wetteiferten mit einander in Ausschmückung des sogenannten großen Sales und der daransto-

zenden Zimmer durch Meisterstücke ihres Pinsels. Noch kurz vor Friedrich Antons Tode brannten am 31. März 1744 zu Rudolstadt durch ein in der Rathsgasse ausgekommenes Feuer in Zeit von zwei Stunden 9 Häuser ohne die Hintergebäude ab.

Der Fürst, Johann Friedrich, vollzog die von seinem Vater gemachte Stiftung eines theologischen Seminariums, welches zu weiterer Ausbildung künftiger Geistlichen und Schullehrer und zu Vorbereitung derselben auf ihren künftigen Beruf sehr zweckmäßig eingerichtet war. Die feierliche Einweihung desselben geschah am 5. März 1746. — Dieser in verschiedenen Zweigen der Künste und Wissenschaften, besonders in der Physik, erfahrne Regent würde gewiß noch mehr zu ihrer Beförderung gethan haben, wenn nicht die Drangsale des siebenjährigen Krieges, welche schwer auf dem Lande lasteten, und sein, bald nach Beendigung desselben, in der Fülle seiner dem Besten der Unterthanen gewidmeten Kraft unvermuthet erfolgter Tod der Ausführung seiner heilsamen Entwürfe ein Ziel gesetzt hätten. War auch das Schwarzburgische Gebiet nicht selbst ein Schauplatz jenes verderblichen Kriegs, so litt es doch während desselben auf mannigfaltige Art von beiden Partheien. Kaiserliche und Reichstruppen hielten oft darin die Winterquartiere, oder verursachten bei ihren Durchmärschen Unkosten und Aufwand, welches Letzteres besonders am 8. bis 11. November 1757, wenige Tage nach der Schlacht bei Rosbach, der Fall war, wo die ganze Reichsarmee, unter Anführung des Herzogs von Hildburghausen, von Teuchel kommend, hier vorbei nach Salfeld zog. In der Nähe der Stadt fielen kleine Scharmünzel vor, welche den, am 26. März 1759 und am 2. April 1761 bei Salfeld gelieferten Gefechten vorausgingen, deren Gefahr aber durch die von den Preußen erfochtenen Siege glücklich von derselben abgewendet wurde.

Die feierliche Einweihung des von seiner Gemahlin errichteten ablichen Bernhardinerstiftes erfolgte erst nach ihrem Tode, den 20. August 1759. Schon zwei Jahre vorher war das von ihr zu demselben erkaufte Haus nach ihrer eignen Angabe gehörig eingerichtet worden.

Ludwig Günther, ein Sohn Ludwig Friedrichs I., erbaute seit 1735 an die Stelle des abgetragenen Schönfeldischen Hofs die nach seinem Namen benannte Ludwigsburg und bezog dieselbe den 17. April 1742. Hier hatte er fünf und zwanzig Jahre in täglicher Beschäftigung mit den schönen Künsten, vorzüglich mit der Malerei, in Ruhe und Stille und ohne Aussicht auf die Regierung verlebt, als er durch das unverhoffte Absterben Johann Friedrichs, am 10. Julius 1767 auf Schwarzburgs Fürstenstuhl und in einen Wirkungskreis versetzt wurde, dessen seine vortreflichen Eigenschaften, ausgebreiteten Kenntnisse und durch lange Erfahrung gesammelten und bewährten Einsichten vollkommen würdig waren. Er verbesserte die Armenanstalten der Residenz, legte daselbst einen Spinnsal an, in welchem dürftige Personen bei freier Heizung und Erleuchtung arbeiten konnten, traf in Ansehung des Brauwesens, das von jeher eine

vorzügliche Quelle des Erwerbs für die Bürger gewesen war, verschiedene wohlthätige Verfügungen, ließ auf dem Platze, wo sich das herrschaftliche Vorwerk befand, dessen Felder im J. 1786 vereinzelt wurden, etliche ansehnliche Gebäude aufführen, veranstaltete zum Theil die nächtliche Beleuchtung der Straßen durch Laternen und ein dauerhafteres Pflaster derselben, und verschönerte die Umgebungen der Stadt durch die 1776 hinter der neuen Gasse angepflanzte Allee. Den Schloßthurm versah er in dem Jahre 1770 mit drei neuen Glocken. Die Außenseite des Schlosses erhielt 1786, auf sein Geheiß, ein freundlicheres Ansehen, auch wurde mit Ausbauung des Innern des mitternächtlichen Flügels desselben von ihm der Anfang gemacht. Der religiöse Sinn, welcher den Handlungen dieses Regenten zur Richtschnur diente, äußerte sich auch durch die Unterstützung, die er den Kirchen und Schulen der Stadt und mehrerer anderen Orte des Landes angedeihen lies.

Sein Nachfolger, Friedrich Karl, hatte schon in den letzten Lebensjahren seines Vaters an der Leitung des Landesangelegenheiten lebhaften Antheil genommen und in diesem Verhältnisse vieles Gute gewirkt, als dieselbe am 29. August 1790 auf ihn allein überging. Der Neigung dieses Fürsten zu den Naturwissenschaften verdankt unsere Stadt das reichhaltige Naturaliencabinet, welches er mit so einsichtsvollen, eine lange Reihe von Jahren unermüdet fortgesetztem Sammlerfleiße anlegte, und von dem weiter unten noch einmal die Rede sein wird. — Seine Regierung war nur von kurzer Dauer, (bis zum 13. April 1793) aber dennoch erzeugte sie auch für unsre Stadt manche nützliche Anstalt und geschmackvolle Verschönerung.

Durch Ludwig Friedrich II. Fürsorge erhielten die hiesigen Almosen-, Waisenhaus- und Krankenanstalten eine verbesserte und erweiterte Gestalt. Ein Arbeits- und Irrenhaus wurden denselben beigefügt. Es entstand ein besonders Polizeikollegium, in welchem der Bruder des Fürsten, der von dem größten Eifer für Ordnung und Regelmäßigkeit beseelte Prinz, Karl Günther, zugleich mit der Oberaufsicht des Armen- und Waisenhauses, den Vorsitz übernahm. Beide Fürstliche Brüder wetteiferten nun mit einander, diese so wohlthätigen Einrichtungen zu der höchsten Stufe der Vollkommenheit zu erheben. Besonders durch die reichlichen Beiträge des Fürsten wurde es möglich, eine große Anzahl Nothleidender und Hülfsbedürftiger entweder in jenen Gebäuden zu unterhalten, oder sie doch auf irgend eine andre Art zu versorgen.

Die Residenz gewann durch neue treffliche Vorkehrungen: durch die im J. 1801 entworfene Feuerordnung, durch die zu Abwendung des Brandunglücks und andrer Gefahren bekannt gemachten Vorsichtigkeitsregeln, durch Ermunterung zum Kunstfleiße, durch Aufführung ansehnlicher Gebäude, durch genaue Aufsicht auf die Reinlichkeit der Straßen, durch eine vollständigere nächtliche Beleuchtung derselben, und durch geschmackvolle Anlagen an Sicherheit, Nahrung und Schönheit. Die Stadtmauern, welche zu unsern Zeiten ihrer ursprünglichen Bestimmung nicht mehr entsprechen können, und die an denselben befindlichen

Thore wurden abgetragen, ein Teich an dem Saldamme, dessen Ausdünstungen, weil ihm bisweilen hinlänglicher Zufluß an Wasser mangelte, die Luft verunreinigten, vollends ausgefüllt und Gärten an seiner Stelle angelegt. Auf dem Platze hinter dem Schlosse hatte sich seit dem letzten Brande eine Menge Schutt gehäuft; auch standen hier etliche zum Behuf des Bauwesens errichtete Hütten. Aber bald war er von allen diesen, dem Auge widrig fallenden Gegenständen gesäubert und jetzt erblickt man dort wohlgeordnete Baumpflanzungen und ein niedliches, für den Aufenthalt im Sommer passend eingerichtetes Lusthaus. Unter den schöpferischen Händen des Fürsten erfuhr der in französischem Geschmacke angelegte Schloßgarten, nebst dem sich an der mitternächtlichen Seite desselben nach dem Haine hinziehenden Baumgarten eine völlige Umwandlung. Die in dem Jahre 1798 angefangene Kunststraße, welche nach Schwarza führt, und ähnliche in der Folge unternommene Ausbesserungen der Wege, die in andern Richtungen von der Stadt ausgehen, und welche zum Theil mit schattigen Bäumen eingefaßt wurden, dienen zu Förderung des Handels und Verkehrs und zu Bequemlichkeit der Reisenden und Einwohner.

Der Fürst vereinigte mit den erhabenen Eigenschaften des Regenten die Tugenden eines Privatmannes. Er schätzte Geselligkeit und suchte die Freuden des Umganges durch seine Theilnahme zu erhöhen. Ihm verdankt vornämlich unsre Stadt den guten Ruf, den sie in Rücksicht auf das zuvorkommende Betragen gegen Fremde genießt. Unter den Festen, die er an seinem Hofe veranstaltete, und bei deren Erfindung sich sein geläuterter Geschmack in vollstem Glanze offenbarte, verdient das am 26. August 1793 von ihm gehaltene Turnier auch aus dem Grunde vorzügliche Erwähnung; weil es die Blicke teutscher Alterthumsforscher auf sich zog und sie mit frohen Ahnungen von dem Wiedererwachen des erstorbenen teutschen Nationalsinnes erfüllte. Zu der Aufnahme der Volkslustbarkeiten des Vogelschießens, zu welchen unter seiner Regierung Fremde aus der Nähe und Ferne herbeiströmten, trug er vorzüglich durch Erweiterung des auf Befehl seines Vaters erbauten Schauspielhauses und andrer Lusthäuser auf dem Anger, des geräumigen und bei dem Eintritte in die Stadt gut in die Augen fallenden Gasthofs zum Ritter, wo sich sonst die Mitglieder des Kasino versammelten und die Winterconzerte gehalten werden, das meiste bei. Die Erbauung des letztern gab Gelegenheit zu Aufführung einer ganzen Reihe, demselben gegenüberstehender, Häuser.

Aber mitten in dem Genusse der reinsten Freuden war sein Frohsinn durch die ungünstigen Zeitverhältnisse oft getrübt worden, und am Ende seiner Tage hüllte sich der Himmel in noch finsterere Wolken. Zwar hatten die gegen einander streitenden Heere sich schon öfters unsern Grenzen genährt, waren aber immer, wenn die Gefahr am nächsten zu sein schien, wieder von denselben entfernt worden. Allein im Jahr 1806 ertönte der Donner des Geschützes auch in unsern stillen Thälern, wo er so lange geschwiegen hatte. Am 9.

October sammelte sich hier eine Abtheilung des vereinigten Preußischen und Sächsischen Heeres, unter Anführung des heldenmüthigen Prinzen, der am folgenden Tage als eines der ersten Opfer dieses ungleichen Kampfes fallen sollte, und rückte hierauf am Morgen des 10., den gegen Salfeld herandringenden Franzosen entgegen. Bald gab uns der schnelle Rückzug eines Theils der Verbündeten durch unsre Stadt vollkommne Gewißheit über den unglücklichen Ausgang des Gefechts. Den Geschlagenen folgten einzelne französische Krieger auf dem Fuße, aber sowohl von diesen, als auch von der am 12. October hier durchziehenden Schaar von 12 — 14000 Mann, welche zu dem entscheidenden Treffen, das ihr Feldherr bei Jena vorbereitet hatte, mit unaufhaltsamen Schritten heraneilte, erfuhr die Stadt eine gelinde und schonende Behandlung und entging dem Schicksale der Plünderung, welche am 10. Oct. einige benachbarte Orte, z. B. Blankenburg und Schwarza, in deren Straßen noch gekämpft wurde, ausgesetzt gewesen waren. Diese schreckensvollen Auftritte, die bald hernach eingetroffenen, weit beunruhigerndern Nachrichten und die steigenden Besorgnisse für sein Haus und sein Land wirkten so nachtheilig auf die ohnehin schwache Gesundheit des Fürsten, daß er in eine lebensgefährliche Krankheit verfiel. Die Hoffnung zu seiner völligen Genesung, die bisweilen aufzudämmern schien, schwand am Ende völlig, und der 28. April 1807 war der Tag seines Hinscheidens in eine bessre Welt. Der Fürst hatte noch über das Ziel seiner Tage hinaus an die Beglückung seines Volkes gedacht, indem er in seinem letzten Willen, welcher der reinste Spiegel seines edeln Charakters ist, seiner ihm gleichgesinnten, mit den trefflichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens begabten Gemahlin, Karoline Louise, gebotne Landgräfin von Hessen-Homburg, in Vereinigung mit seinem Bruder, dem Prinzen Karl Günther, während der Minderjährigkeit seines erstgebornen Sohnes, die oberste Leitung der Landesangelegenheiten übertrug.

Während der vormundschaftlichen Regierung dauerten die kriegerischen Unruhen fast ununterbrochen fort und kleine Abtheilungen französischer Truppen lagen bald auf längere, bald kürzere Zeit in dem Lande, bald zogen sie in bedeutender Anzahl durch dasselbe. Besonders drückend waren die Durchmärsche im J. 1809 vor dem Anfange des Krieges gegen Oestreich. Die größten Massen der Streiter aber sah die Stadt auf einmal in ihren Mauern, als das in Italien von Napoleon gesammelte Heer, mit welchem sich die Würtemberger und Baiern vereinigten, angeblich 6000 Mann stark, unter Anführung des Grafen Bertrand und des Herzogs von Reggio, vom 26. April bis 2. Mai 1813 seinen Weg durch dieselbe nach Sachsen nahm, um den bis dahin vorgedrungenen Russen und Preußen zu begegnen. Hierauf folgte kurz vor der Schlacht bei Leipzig, am 3. und 4. October, eine bedeutende Truppenabtheilung unter dem Marschall, Herzog von Castiglione, und nach derselben von Zeit zu Zeit einzelne Schaaren der Verbündeten, bald von dieser, bald von jener Nation. — Gegen das Ende des Jahres zeigte sich das ansteckende

Nervenfieber, welches in manchen Orten des Landes, wegen der in denselben angelegten Lazarethe, z. B. in Königsee und Stadtilm, wo auch während des dreißigjährigen Kriegs die Seuche furchtbar gewüthet hatte, schnell um sich griff, und sich selbst in unsrer Stadt zu verbreiten anfing. Allein hier wurden ihm durch die zweckmäßigsten Veranstaltungen und die Gunst der Umstände, die uns vor dem Aufenthalte erkrankter fremder Krieger bewahrten, bald völlig Grenzen gesetzt. — Die Fürstin, welche den Unterthanen ihre Lasten, soviel als möglich, zu erleichtern suchte, gab auch, während dieser verhängnißvollen Zeit, eine Menge der trefflichsten Verordnungen, welche vornämlich die Beförderung und Aufrechthaltung der Religion und Sittlichkeit und die Einführung eines verbesserten Jugendunterrichts zur Absicht hatten. Das hiesige Gymnasium erhielt durch ihre weise Fürsorge eine dem Zeitgeiste angemessnere Einrichtung. — Die Anlagen in dem Hain und andern Umgebungen der Stadt sind eben so viele redende Beweise ihres geläutertern und durch das Studium der Werke der alten und neuen Kunst gebildeten Geschmacks. Der Flügel des Residenzschlosses nach Mitternacht, welchen der Fürst, Ludwig Friedrich, mit einem neuen Theater geschmückt hatte, wurde unter ihrer Regierung vollends ausgebaut.

Am 6. Nobember 1814 endigte sich die Minderjährigkeit des Fürsten Friedrich Günther, der nun die Zügel der Regierung ergriff, welche seine Mutter bisher in den unruhevollsten Zeiten mit sicherer Hand geführt hatte. Auch ihm verdankt Rudolstadt manche Verschönerung, wohin besoders die im Jahr 1822 beschlossene und allmählig zu Stande kommende Anlage einer neuen Straße auf der sogenannten Gebind gerechnet werden muß, und mehrere vortreffliche und wohlthätige Anstalten. Ueberhaupt trägt alles, was bisher von ihm zum Besten des Landes geschehen ist, das unverkennbare Gepräge seines unwandelbaren Strebens, dem edelen Vorbilde seiner Ahnen und der Neigung des eigenen Herzens, welches auf die Beglückung der Unterthanen durch Beförderung ihres Wohlstandes und Verbreitung wahrer Aufklärung gerichtet ist, stets zu folgen. Er weile bis zu der fernsten Zukunft glücklich und froh unter seinem treuen Volke! *)

So wären wir dann zu dem Ziele gelangt, das wir uns vorgesteckt hatten, die mannigfaltigen Schicksale, welche Rudolstadt bis zu den gegenwärtigen Zeiten erfuhr, an die seiner Beherrscher anzureihen. Jetzt sind nur noch einige wenige Bemerkungen über den jetzigen Zustand desselben übrig, welche wir hier zusammenzustellen für gut finden.

---

*) Ausführlichere Nachrichten über die segensreiche Regierung des Fürsten enthält die Lebensbeschreibung desselben (von Hermann Schwartz), in B. F. Voigts teutsch. Regentenalmanach auf d. J. 1839. 4. Jahrg. Ilmenau. S. 71 — 112; vergl. Conversationslexicon der Gegenwart. 12. Heft. (Leipzig bei Brockhaus, 1839.) S. 390. f.

Die Stadt besitzt meistens gerade und breite Straßen und wird durch eine ziemliche Anzahl Brunnen und durch die Nähe der Sale mit hinlänglichem Wasser versehen.

Wie sehr die Zahl der Häuser seit dem Jahre 1584 gestiegen sei, läßt sich schon aus demjenigen schließen, was über die allmählige Vergrößerung der Stadt bisher gesagt worden ist. Im Jahr 1767 bestand die eigentliche Stadt aus 388, die Altstadt aus 81, also überhaupt aus 469 Häusern, 1788 waren deren schon 528, 1802 537, und jetzt beträgt ihre Summe 599, worin 5453 Menschen wohnen. Unter denselben zeichnet sich manches durch eine gefällige und regelmäßige Bauart und ansehnliche Größe aus.

Die vornehmsten öffentlichen Gebäude sind: Die F. Regierung, wo auch das Geheimerathscollegium, das Konsistorium, die Kammer und das Justizamt ihre Sitzungen halten und die öffentliche Bibliothek aufgestellt ist. Dies Haus war bis 1731 Amtshof, kam dann in Privatbesitz, wurde 1740 wider dem Amte und der Steuerexpedition eingeräumt, hierauf zum Wittwensitze der Fürstin Christine, zweiten Gemahlin Friedrich Antons, bestimmt, und seit 1745 bis zu ihrem Tode von ihr bewohnt, weswegen es auch den Namen Christinenruh erhielt. Zuletzt besaß dasselbe der Geheimerath Karl Gerd von Ketelhodt bis zum J. 1804, in welchem sämmtliche Landescollegien hierher verlegt wurden. Jene drei Behörden hielten bis dahin ihre Sitzungen in dem Gebäude am Markte an der Ecke der Rathsgasse, wo sich jetzt die Hofbuchhandlung befindet, welches an den Platz der ehemaligen Elisabethenkapelle seit 1656 erbaut und d. 28. November 1659 mit großen Feierlichkeiten zur Kanzlei eingeweiht worden war; der Rentkammer und dem Justizamt wurde 1725 ebenfalls am Markte ein geräumiges Haus angewiesen.

Bald nach dem Jahre 1524 erhielt der Stadtrath das gegenwärtige Rathhaus von der schon seit ältern Zeiten hier ansässigen Familie von Schönfeld durch Tausch, wie, unter andern, das bei einem Fenster desselben gegen Mittag befindliche Wappen dieses Geschlechts, ein langer abgestutzter Ast, zu erkennen gibt. Im Jahr 1603 wurde es mit einem Thurme versehen, welcher 1705 und 1780 ausgebessert werden mußte.

Die ursprünglich dem heiligen Andreas gewidmete Stadtkirche war in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts so baufällig geworden, daß man ernstlich darauf denken mußte, sie wieder herzustellen. Mitten unter den Stürmen des dreißigjährigen Kriegs entschloß sich Graf Ludwig Günther, bald nach dem Antritte seiner Regierung, zu diesem, mit großem Aufwande verknüpften Unternehmen und führte dasselbe ganz auf eigne Kosten aus, ohne den Bürgern und eingepfarrten Dorfbewohnern dabei irgend eine Last aufzulegen. Die alte Kirche wurde im J. 1634 niedergerissen und der Bau der neuen dem Baumeister, Johann Huber, aus Gera übertragen, unter dessen Leitung derselbe im J. 1630 völlig zu Stande kam. Bei der feierlichen Einweihung, welche am 15. März dieses Jahres, in Gegenwart vieler fürstlichen und gräflichen Personen, geschah, wurde ihr der

Name: zur Ehre Gottes beigelegt. — Das Innere dieses Gebäudes ist mit Gemälden aus der biblischen Geschichte verziert. An dem herrschaftlichen Stande befindet sich der Stammbaum des Grafen Ludwig Günther nebst den Wappen seiner Ahnen. Auch enthält diese Kirche das Erbbegräbniß der vormaligen Grafen zu Schwarzburg Rudolstädter Linie und in der sogenannten zweifachen Höhle unter dem Thurme das von Marmor und Alabaster verfertigte Denkmal des Grafen Albert Anton und seiner Gemahlin. *)

Seit dem letzten Brande wird der Hofgottesdienst in einem gewölbten, halb nach der Stadt und halb gegen Abend zustehenden Gemache des Schlosses gehalten.

Die Kapelle des heil. Lazarus und seiner Schwestern stiftete 1485 Johann Jahn, Vikarius bei den Altare des h. Nikolaus in der Andreaskirche, für Pilger im Hospital und für Kranke im Siechhofe. Der letztere war schon vorhanden, aber das Hospital ließ er an dem Ufer der Rinne in der Altstadt erbauen. In dasselbe sollte, nach seiner Anordnung, jeder Fremdling aufgenommen und eine Nacht beherbergt werden. Die Wohnung des Vikars, die von dem Hospital ausdrücklich unterschieden wird, stand auf und neben einem Garten bei der untern Mühle. Im J. 1527 nahm der Stadtrath diese Kapelle nebst ihren Einkünften in Besitz und verwandelte sie späterhin in ein wirkliches Lazareth, als das schon bei derselben befindliche baufällig geworden war. Das sogenannte obere oder reine Hospital gebrauchte man zu Beherbergung von Reisenden und Bettlern, bis endlich 1713 an dieser Stätte ein Waisenhaus errichtet und damit gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die Irrenanstalt vereinigt wurde. Nachdem man die Waisenkinder größtentheils bei Familien auf dem Lande untergebracht hatte, dient dieses Gebäude (seit 1825 zu Aufbewahrung von Züchtlingen und Verbrechern.

Daß Rudolstadt ehedem ein Kloster gehabt habe, läßt sich auf keine Weise aus sichern Zeugnissen darthun.

Die jetzige Gottesackerkirche ist von dem Jahre 1681 bis 1683 an dem Platze erbaut worden, wo bereits 1586 ein Gebäude in Form einer Emporkirche gestanden hatte. Im Jahr 1716 wurde sie auch zur Milizkirche geweihet. Den Gottesacker selbst hat man allmählig, besonders während des dreißigjährigen Kriegs, durch einige dazu angekaufte oder geschenkte Gärten vergrößert.

Die älteste bis jetzt bekannt gewordene Nachricht, von einer Schule zu Rudolstadt ist vom J. 1717, und gedenkt ausdrücklich eines Schulmeisters. Zu den Amtsverrichtungen desselben gehörte nicht allein die Unterweisung der Kinder in der Stadt und einigen benachbarten

---

*) S. Nachrichten von der sonstigen Andreaskirche und jetzigen Stadtkirche zu Rudolstadt, auf Veranlassung der 200jährigen Jubelfeier der letztern, gesammelt und herausgegeben von Dr. Chr. Zeh. Rudolstadt, 1836. 4. (33 Seiten).

Dörfern, sondern auch das Singen bei den jährlichen Begängnissen, bei den Messen und andern religiösen Handlungen in der Andreaskirche. Bald aber häuften sich diese Geschäfte zu sehr für eine einzige Person. Es wurde also noch ein Unterschulmeister (Succentor) angestellt. Der Schulmeister (Scholasticus) wohnte mit diesem seinem Gehülfen in dem Schulgebäude auf dem Kirchhofe, welches in der Folge von einem Diakonus bezogen wurde. Beide unterrichteten die Jugend welchselsweise in einer Lehrstube. Ums J. 1538 bildete man daraus zwei Klassen. In der ersteren lehrte der Scholastikus, der nun auch Rektor hies, in der zweiten der Kantor. Bei der feierlichen Einweihung des neuen Schulgebäudes auf dem Graben erhielt die Schule, zu Ehren des damals regierenden Grafen, Karl Günther, den Namen Karolinum. Graf Albert Anton gab dieser allmählig mit einigen Klassen vermehrten und von ihm auf das zweckmäßigste eingerichteten Anstalt, bei der feierlichen Einweihung, am 20. Jan. 1664 zum Andenken seines verewigten Vaters, welchem sie die Stiftung des Schulfiskus verdankt, den Namen Ludovicianum. Sie wurde nun so zahlreich von In- und Ausländern besucht, daß die erste Klasse oft 50, 60, 70, die zweite 30 bis 40 Schüler enthielt.

Das Jubelfest ihrer Stiftung (d. 20. Jan. 1764) gab Gelegenheit, sie zu einem Gymnasium zu erheben, und eine besondere Lehrstelle der Mathematik und Physik zu gründen. Nach manchen seit 1791 getroffenen Verbesserungen empfing das Gymnasium 1810 eine den benachbarten Bildungsanstalten in Hinsicht auf die von allen Lehrern in allen Klassen zu ertheilende Unterweisung und die vermehrte Gelegenheit zu Erlernung der griechischen Sprache, und die Trennung von der Bürgerschule, nachgebildete Einrichtung. Vor kurzem ist noch eine Realklasse hinzugekommen.

Die ältere hiesige Mädchenschule nahm wahrscheinlich ihren Anfang zwischen den Jahren 1540 und 1550 auf Veranlassung einiger Privatleute, die sich vereinigten, einen Lehrer oder eine Lehrerin für ihre Töchter zu halten. Erst im Jahr 1569 gab man ihr eine bestimmte Einrichtung. Zu der zweiten Mädchenschule lies der Stadtrath 1671 den sogenannten Pförtischen Keller einräumen und 1799 ein Haus vor dem Salthore erbauen, nach dessen Verkaufe beide in das ansehnliche v. Wurmbsche Haus in der Mangelgasse verlegt wurden, wo sich zugleich ein dem höheren Unterrichte der weiblichen Jugend gewidmetes Institut befindet.

Rudolstadt besitzt einige öffentliche Bibliotheken. Der Grund zu denselben wurde, nicht lange nach der Reformation, durch einige in der Sakristei der Hofkirche aufgestellte Werke theologischen Inhalts gelegt. Zu denselben kam von Zeit zu Zeit durch die Fürsorge der Regenten Schwarzburgs und durch Ankauf oder Vermächtnisse der Sammlungen einiger hiesigen Gottesglehrten ein nicht unbeträchtlicher Zuwachs. Der im J. 1735 einen großen Theil des hiesigen Schlosses verheerende Brand drohte ihr völlige Vernichtung. Die aus den rings umher wüthenden Flammen geretteten Bücher wurden nun in

ein zwar feuerfestes, aber nicht ganz helles und trockenes Gewölbe unter dem Schlosse gebracht, zum Gebrauche des theologischen Seminarium bestimmt und mit vielen wichtigen und schätzbaren Werken vermehrt. Diese Bibliothek enthielt, außer mehrern alten Drucken, und andern typographischen Seltenheiten und verschiedenen brauchbaren Ausgaben der Bibel und Kirchenväter, auch einige orientalische Handschriften. Zu Ende des verflossenen Jahrhunderts gingen die in der untern Hof- oder Seminarienbibliothek aufbewahrten Bücher, zum Theil auf das Gymnasium, zum Theil auf die obere Hofbibliothek über, welche letztere späteren Ursprungs und von den Fürsten Johann Friedrich und Ludwig Günther zu sammeln angefangen worden ist. Im J. 1804 erkaufte der Fürst Ludwig Friedrich die aus ohngefähr 17000 Bände bestehende Bibliothek des Geheimeraths Karl Gerh. v. Ketelhodt und entriß dadurch diesen mit unermüdeter Sorgfalt, genauer Sachkenntniß und bedeutendem Aufwande zusammengebrachten Bücherschatz dem Loose der Zerstückelung. Aus der obern Hofbibliothek wurde nun zu Errichtung einer Fürstlichen Handbibliothek, welche unter der verhältnißmäßig geringen Zahl ihrer Bände doch manches kostbare und theuere Prachtwerk enthält, eine Auswahl getroffen und der Ueberrest mit der von Ketelhodtischen vereinigt. So besteht diese in einem geräumigen Sale und den daran stoßenden Zimmern des jetzigen Regierungsgebäudes aufgestellte Sammlung, nachdem sie noch einen ansehnlichen Zuwachs durch die nun völlig aufgehobene Seminarienbibliothek erhalten hat, jetzt aus mehr als 40000 Bänden. Vorzüglich reich ist sie im Fache der teutschen Geschichte, besonders des Mittelalters. Die von dem jetzigen Bibliothekar veranstalteten Abschriften von Urkunden und Manuscripten, welche die Geschichte Thüringens und seiner theils erloschenen, theils noch blühenden edelen Geschlechter und der merkwürdigsten Ortschaften und ehemaligen Klöster desselben erläutern, in mehr als hundert Bänden bieten dem Forscher nicht leicht zu erschöpfenden Stoff. Zwar erlauben die Umstände nicht für Ergänzung aller Zweige der Wissenschaften in dem nämlichen Grade zu sorgen, doch wird sich der Kundige überzeugen, daß in vielen derselben die Hauptschriften und seltene Werke angetroffen werden, die man in größeren Bibliotheken vergebens sucht.

Zu der Bibliothek der Baustube in einem Gebäude hinter dem Schlosse wurde erst unter Ludwig Friedrichs Regierung der Grund gelegt. Sie ist blos dem Fache der Baukunst gewidmet.

Die Bibliothek bei dem Naturaliencabinete in der Ludwigsburg ist von dem Erbprinzen und nachherigen Fürsten, Friedrich Karl, gesammelt und vornämlich mit wichtigen und seltenen Werken über die Konchyliologie ausgestattet, auch neuerlich durch Abgabe von naturhistorischen Schriften aus der öffentlichen Büchersammlung und durch Ankauf vermehrt worden.

Die Bibliotheken bei der F. Regierung und geheimen Kanzlei sind nicht zahlreich, doch besaß die letztere noch vor kurzem einige jetzt an das geheime Archiv abgegebene schätzbare historische

und diplomatische Werke und verschiedene Handschriften über Schwarzburgische Geschichte.

Bald nach Einweihung der hiesigen Landschule im J. 1664 war man auf eine Büchersammlung zum Gebrauche der Lehrer und Schüler bedacht. Die durch Beiträge der abgehenden Schüler und die Freigebigkeit einiger Gönner und Beförderer der Wissenschaften entstandene Sammlung wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch Geschenke des Fürsten, Ludwig Friedrich, und einiger Schulfreunde bedeutend bereichert. Sie enthält manche brauchbare historische und philologische Schrift und unter den letztern seltene und vorzügliche Ausgaben griechischer und römischer Autoren. Die seit dem Jahre 1785 errichtete Lesebibliothek, die aus neuern belehrenden und unterhaltenden Büchern besteht, ist zu Beförderung einer nützlichen Lektüre für die Gymnasiasten bestimmt und wird von den Beiträgen derselben von Zeit zu Zeit vermehrt.

Außerdem gibt es in Rudolstadt auch einige Privatbibliotheken, die in manchen Fächern viele schätzbare Werke aufzuweisen haben.

Die allmählige Entstehung des hiesigen Naturaliencabinets ist von dem Sammler desselben, dem Fürsten Friedrich Karl, in einem eignen interessanten Aufsatze beschrieben worden. *) Ein Verzeichniß der darin aufbewahrten Konchylien, welche den größten Reichthum desselbn ausmachen, lieferte der ehemalige Aufseher des Cabinets, der Sekretär Chr. L. Kämmerer 1786, wozu 1791 ein Nachtrag kam. Erst seit kurzem hat man angefangen, die hier und da noch vorhandenen Lücken zweckmäßig und glücklich zu ergänzen.

Ohngeachtet die Zahl der Bilder, womit die Zimmer des hiesigen Schlosses geschmückt sind, nicht sehr beträchtlich ist, so gibt es doch darunter einige von der Hand berühmter Meister. Diese Sammlung, welche der Fürst Ludwig Günther veranstaltete, wurde von Ludwig Friedrich, dessen Geschmack auf dem klassischen Boden Italiens die letzte Weihe empfangen hatte, mit verschiedenen trefflichen Stükken vermehrt. Jetzt enthält sie Gemälde von folgenden Künstlern: von den Carractio's (z. B. von Ludwig), L. Cranach, A. Dürer, J. Chr. Fiedler, J. G. Hamilton, J. E. Heinsius, Huysum, Jordaens, J. Lingelbach, Carlo Lotti, Manfredi, Molenaer, A. von Rieuland, Ostade, Pellegrini, J. G. Pforr, Querfurt, Rembrand, Ph. Roos (oder Rosa da Tivoli), Rubens, Rugendas, W. Schellinks, Seele, Alex.

*) Dieser Aufsatz ist abgedruckt in der Allgem. Thürin. Vaterlandskunde 1823. 1. St. S. 1 — 5. 2. St. S. 12 — 15. 4. St. S. 29 31. 8. St. S. 58 — 62. und in (S. Fröbels) Rudolst. Nachrichtsblatt 1834. 8. St. S. 112 - 114. 9. St. S. 127 — 130. 10. St. S. 143. f. 11. St. S. 159. 12. St. S. 176. f. 13. St. S. 191 — 193. 14. St. S. 207. f. 17. St. S. 255 f. 18. St. S. 271. f. 20. St. S. 307. f.

Thiele, (meistens malerische Ansichten von Gegenden bei Rudolstadt, Schwarzburg, Frankenhausen, u. s. w.), Tintoretto, Wouvermans ꝛc., wozu auch noch verschiedene von unbekannten Meistern, besonders der italienischen und niederländischen Schule, und die von dem hiesigen Maler, E. Kämmerer, herrührenden Kopien aus der Manheimer und Düsseldorfer Galerie kommen. Mit dieser Sammlung steht eine andere jetzt in dem Sale der Ludwigsburg befindliche von Gypsabgüssen antiker Statüen und Büsten in Verbindung, welche ihren Ursprung dem Fürsten, Ludwig Friedrich, verdankt, der einige davon in Italien nach den Originalen abformen ließ. Die der beiden Diskuswerfer, der Kolassalköpfe der Dioskuren, *) des Brutus, des vatikanischen Apoll, der mediceischen Venus sind die merkwürdigsten darunter.

Rudolstadt besitzt seit dem J. 1807 eine privilegirte Hof-Buch- und Kunsthandlung, und die später errichtete Müllersche Musikalienhandlung, womit eine musikalische Leihanstalt verknüpft ist, so wie zwei Leihbibliotheken.

Die hiesige Buchdruckerei ist im J. 1663 von Kaspar Freischmidt aus Arnstadt angelegt. Der glücklichste Zeitpunkt für dieselbe begann gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts, als man ihr die wichtigsten Verlagswerke teutscher und selbst auswärtiger Buchhandlungen zum Druck anvertraute, und dauerte bis in das gegenwärtige fort, doch litt sie bedeutend während des Kriegs von 1805—1815. Nach hergestelltem Frieden zeigten sich wieder günstigere Aussichten, so daß sie sich wieder zu der vorigen Blüthe erheben und mit ihren Nebenbuhlerinnen wetteifern konnte. **)

Dieses waren also die vornehmsten Veranstaltungen in unserer Stadt, welche auf wissenschaftliche Bildung abzwecken. Daß sie nicht ganz unwirksam waren, läßt sich aus mancher erfreulichen Erscheinung, z. B. aus der nicht ganz unbeträchtlichen Anzahl von Gelehrten und Schriftstellern schließen, welche entweder hier geboren oder gebildet wurden, und von denen einige auch dem Auslande nicht unbekannt geblieben sind. Eben so unzweifelhaft beurkunden die von Zeit zu Zeit hier errichteten Vereine zu Unterhaltung über literarische Gegenstände, daß die Liebe zu den Wissenschaften unter uns nie ganz erloschen, sondern stets rege erhalten worden ist.

Zu Ausbildung musikalischer Fähigkeiten reichet die F. Kapelle, welche von jeher in ihrer Mitte talentvolle Künstler besaß, völlig die Hand.

---

*) S. über diese Abgüsse Göthe in den Tag- und Jahresheften als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse von 1740—1806 im 31. B. seiner Werke (Stuttgart u. Tübingen 1830. 12. S. 200.

**) Eine kurze (mancher Berichtung bedürfende) Geschichte der hiesigen Hofbuchdruckerei ist enthalten in G. Fröbel's Album zur vierten Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst (Rudolstadt 1840. gr. 8.) S. 42 — 48.

Auch die übrigen schönen Künste werden hier sorgsam gepflegt und zu Erlernung derselben bieten sich verschiedene günstige Gelegenheiten dar.

Obgleich Rudolstadt eigentlicher Fabriken entbehrt, so fließt doch aus der zu Volkstedt befindlichen Porcelanfabrik manchem seiner Bewohner eine Quelle des Erwerbs zu. Die Arbeiten der hier lebenden geschickten Künstler und Handwerker werden häufig von Fremden gesucht und mit Gewinn an dieselben verkauft. Handel, Ackerbau und Viehzucht machen ebenfalls, wie wir bereits gesehen haben, einen vorzüglichen Nahrungszweig der Stadt aus. Großen Vortheil gewährt derselben der Aufenthalt des Hofs und der Mitglieder der Landesbehörden. Endlich kommt durch die auf dem hiesigen Gymnasium studirenden Jünglinge Geld aus dem ganzen Lande in Umlauf.

Wenige Städte von gleicher Größe besitzen so viele und angenehme Vergnügungsorte, als Rudolstadt. Die erste Stelle behauptet darunter der Anger. Auf diesem befindet sich das 1792 erbaute Theater, in welchem gewöhnlich zur Zeit des Vogelschießens während des August und der folgenden Monate von einer fremden Schauspielergesellschaft gespielt wird; ferner die Halle mit einem Tanzsale, das Schießhaus, das herrschaftliche Haus ꝛc. Der Anger grenzt an den Wasser — oder Saldamm; dieser, seit 1733 zum Schutze gegen die verheerenden Ueberschwemmungen der Sale angelegt und zu beiden Seiten mit wilden Kastanien und Linden bepflanzt, bietet jetzt mit seinem herrlichen Laubdach einen angenehmen kühlen Spaziergang. An seinem unteren Ende führt eine Brücke über die Sale nach dem benachbarten Dorfe Kumbach, mit einem fürstlichen Garten und großen Orangeriehause, welches das Ansehen eines Schlosses hat und weithin sichtbar ist. Der Hain, der Baumgarten, der Mörlaergraben, ꝛc. werden häufig von Spaziergängern besucht und bilden angenehme Partien. Auf allen Seiten der Stadt sind Gärten mit niedlichen Häusern und Lauben. Einen neuen Reiz empfing die Umgegend durch Aufstellung der Büste Schillers und durch zweckmäßige Anlagen auf der Höhe über Volkstedt am rechten Ufer der Sale, wo der Dichter oft auf der Stelle, die jetzt seine eherne, nach dem Danneckerschen Modell gefertigte Büste ziert, geweilt haben soll.

Hesse.

Meiningen.

In dem Theile des freundlichen und selbst an pittoresken Partien reichen Werrathales, in welchem der Fluß schon hinlängliche Breite hat, um als solcher der Landschaft Reiz verleihen und ihn erhöhen zu helfen, liegt, zwar von ziemlich nahen Bergen eingeschlossen, doch in heiterer Umgebung, die herzogliche Residenzstadt Meiningen. Dem das Thal abwärts Reisenden erfreut von da, wo in der Nähe die alten, malerisch zur Rechten aufragenden Thürme des Prämonstratenserklosters Veßra sich zeigen, ein mannichfacher, oft anmuthiger, Wechsel der Landschaftbilder. Das Städtchen Themar, noch ganz ummauert, mit einer schönen Kirche und reinlichen Straßen liegt mitten im hier ziemlich breiten Thalgrunde; noch bevor es erreicht wird, zieht eine mächtige senkrechte Felswand zur Linken die Blicke auf sich. Weiter abwärts grüßt zur Rechten der Ruinenthurm der Osterburg von seiner bewaldeten Höhe dicht über der Straße; ein freundliches Dorf, Henfstedt, mit mehrern großen gutsherrlichen Gebäuden ruht unter den Höhen des Kalkgebirges zur Linken, und die Straße biegt in einen eigenthümlichen, von steilen und kahlen Höhen umgürteten Thalkessel ein, den der Strom wühlte, und der ganz deutlich zeigt, daß hier wohl einst ein See fluthete. Mitten durch diese Niederung zieht sich ein nicht hoher gerader natürlicher Felsendamm, den die Werra durchbrach, und an dessen diesseitigem Ende das sogenannte Nadelöhr bildete, eine enge Felsenpforte, durch welche hindurch sich der den Bogen der Straße abschneidende Fußpfad zieht. Gegenüber werden hübsche Anlagen erblickt, und es setzt sich zur Linken ein malerisch umbuschtes Felsenufer eine gute Strecke fort, während zwischen Fels und Fluß hinziehend, die Straße den Ausgang aus dem Thalkessel des Nadelöhrs gewinnt. Bald erscheinen die Bergwände zur Rechten hoch aufgegipfelt, sehr steil, kaum in gerader Linie erklimmbar, und Leutersdorf gewährt mit seiner hochgelegenen Kirche und dem neuen netten Schulhaus abermals ein schönes Bild. Hier war

in frühen Zeiten ein Templersitz. Die Straße zieht bergan und auf ihrem Gipfelpunkt wird die Aussicht weit hinab in das wiesenreiche Thal frei, das von gleich hohen Bergen zu beiden Seiten gebildet ist, deren Formen sich sanft und gefällig darstellen. Diese Höhen sind fast gleichförmig bis zur Hälfte bebaut, und dann bis zu den Gipfeln mit Laubwald bestanden. Oben breiten sie sich zu weitausgedehnten Flächen eines sehr umfangreichen Kalkplateau's aus. Am Fuße der Anhöhe, über welche die Straße leitet, liegt Bachdorf, und in geringer Entfernung wird Belrieth erblickt, wo in alter Zeit eine Burg stand, auf welcher Kaiser Heinrich der Städtegründer mehrere Urkunden ausstellte. Leutersdorf, Bachdorf und Belrieth (Belliriod) waren kaiserliche Domänen. Von der Belriether Brücke gewährt sich ein reizvolles malerisches Bild des Ortes mit dem Fluß und seiner Umgebung.

Hinter Belrieth steigt die Straße wieder und es wird eine der schönsten Aussichten in das Werrathal frei. Ein Seitenthal von der Hasel durchflossen, öffnet zur Rechten dem Fernblick idyllische Schönheit, und ist von einem Stück der blauen Kette des Thüringerwaldgebirges geschlossen. Man gewahrt den gigantischen Hundsstein, die Felswand in der Nähe des Klosters Lohr, weiter herab liegt Ellingshausen mitten im grünen Thale; heiter wie ein Schlößchen, winkt das Hospital Grimmenthal, zu Füßen liegt Einhausen mit einem Thurm von eigenthümlicher Steinbedachung. Weiter hin das Thal entlang liegt Obermaßfeld dicht am Fuß mit freundlichen Häusern und einem alten Kapellchen, dann folgt Untermaßfeld mit seinem starrummauerten alten Grafenschloß. Ein anderes Thal mündet von rechts in das Werrathal ein, von der Römhilder Straße durchzogen und ebenfalls mit hübschen Dörfern geschmückt, von denen Ritschenhausen im Vorgrund erblickt wird; die Geba, zwei Stunden von Meiningen schließt, hoch das Plateau überragend, gerade über der Wendung des Thalgrundes, die Fernsicht.

Von den genannten Dörfern berührt und durchzieht nach Belrieth, die Straße nur Untermaßfeld, wo eine Pappelallee beginnt, die in einigen Windungen durch den anmuthigen Wiesengrund führt, in welchem noch ein Thal, durch das die Straße nach Franken leitet, ausmündet. Zur Rechten Feld und Berggärten mit einigen Villulen, zur Linken einige kleine Felspartien und Gärten unter Nadelholzwäldchen, wird unversehens die Stadt erreicht, die sich von dieser Seite kaum als solche eher ankündigt, als bis das Thor nahe vor Augen liegt, wo sich dann der Fremde in einer zwar nicht großen, doch im Ganzen regelmäßig gebauten, und reinlichen Stadt mit einem schönen und geräumigen Marktplatz anlangen sieht.

Kommt aber ein Solcher von der entgegengesetzten Seite, aus dem deutschen Süden über Salzungen, aus Norddeutschland über Eisenach, oder über Gotha und Schmalkalden, so erfreut theils auf der Anhöhe des alten Rittersitzes Todtenwarth eine mannichfach-anziehende Aussicht thalabwärts auf einen Theil der Thüringerwaldkette, die Gegend von Liebenstein und Altenstein, die drei Breitun-

gen, Wernshausen ꝛc. oder es erscheinen die Fabrikgebäude des Herrn Geh. Finanzrath von Weiß auf der sogenannten Zwick, wo die Straße von Schmalkalden sich mit der nach Meiningen führenden Chaussee vereinigt. Das Dorf Schwallungen stellt sich von weitem wie ein kleines Städtchen dar, und bald wird die namentlich von dieser Seite her malerisch situirt erscheinende, von der Burgruine Maienluft überragte alte Stadt Wasungen erblickt. Weiter aufwärts liegt Walldorf mit ummauerter Kirche, und das neue, im mittelalterlichen Styl erbaute Herzogl. Schloß Landsberg erscheint mannichfach anziehend, indem es allmählig von drei Seiten sich der Betrachtung darbietend, jedesmal ein andres stattliches Bild gewährt. Dabei wird abermals ein Dorf am Fuß eines ehemaligen Burgberges, Welkershausen, durchfahren. Eine heitre Villa mit Parkanlagen, Jerusalem, grüßt auf der Höhe, wo sich der Blick auf die Stadt gewährt, die aber vom Laubgrün mannichfacher Baumumgebung zum großen Theil überhüllt erscheint. Von der linken Seite kommt durch das Helbaer Thal, die Straße über Oberhof und Benshausen her; bald künden Gärten die Stadtnähe, zur Linken zeigt sich das neue Herzogl. Orangeriehaus am Park, zur Rechten jenseits des Flusses und seiner Brücke das freundliche Schießhaus. Stattliche öffentliche und Privatgebäude empfangen den Reisenden in der Bernhardtstraße. Das Theater, der Bazar, zwei Herzogl. Palais; man glaubt eine Großstadt zu betreten. Am Ende der Bernhardtsstraße, wo das Gasthaus zum sächs. Hof in der heitern Nähe des Parks (englischen Gartens) gelegen ist, öffnet sich gerade aus der Blick in die Stadt hinein, durch die stets lebhafte untere Marktstraße, und zur Linken zieht in einer langen Häuserzeile lauter neuer, isolirter, doch regelmäßig von einander abstehender Gebäude die Marienstraße ostwärts sanft empor, deren Gegenüber der englische Garten mit schönen Baumgruppen, Bowling-Greens und mit geschmackvoller Einfassung eines hohen Eisengitters nebst dem eisernen Schwanenbrunnen bildet. —

Die historische Anfänge der Stadt Meiningen verlieren sich in der Zeiten Frühe; die Nachrichten über ihren Ursprung sind dürftig, schwankend und ungewiß. Der Chronist dieser Stadt M. Joh. Sebast. Güthe führt an, daß die Völkerschaft der Fosen am Werraufer einen Viehhof, Einingen, erbaut, deß Name unterm Frankenherzog Dagobert, Devert, an den noch der Name einer umfangreichen Wüstung in der Stadtnähe, Defertshausen, erinnern soll, in Meiningen sich umgewanldelt habe. Unter Herzog Genebald III. 618 soll die Stadt schon mit Mauern umfangen worden sein. Nachrichten, deren Glaubwürdigkeit wissenschaftlich zu prüfen, in der vorliegenden Abhandlung nicht unsre Aufgabe ist. Mit Wahrscheinlichkeit darf jedoch angenommen werden, daß in der Gegend, wo Meiningen allmählig sich anbaute, Katten seßhaft waren, die mit Sueven und Thüringern häufige Kämpfe bestanden. Im Jahr 410 führte der Frankenkönig Chlodomir seinen Bruder Genebald I. eine große Schaar Einwanderer zu, und die Franken bemächtigten sich des Werragebietes wie des Maingaus. Genebald ward Herzog Ostfrankens.

Die Stadt besitzt meistens gerade und breite Straßen und wird durch eine ziemliche Anzahl Brunnen und durch die Nähe der Sale mit hinlänglichem Wasser versehen.

Wie sehr die Zahl der Häuser seit dem Jahre 1584 gestiegen sei, läßt sich schon aus demjenigen schließen, was über die allmählige Vergrößerung der Stadt bisher gesagt worden ist. Im Jahr 1767 bestand die eigentliche Stadt aus 388, die Altstadt aus 81, also überhaupt aus 469 Häusern, 1788 waren deren schon 528, 1802 537, und jetzt beträgt ihre Summe 599, worin 5453 Menschen wohnen. Unter denselben zeichnet sich manches durch eine gefällige und regelmäßige Bauart und ansehnliche Größe aus.

Die vornehmsten öffentlichen Gebäude sind: Die F. Regierung, wo auch das Geheimerathscollegium, das Konsistorium, die Kammer und das Justizamt ihre Sitzungen halten und die öffentliche Bibliothek aufgestellt ist. Dies Haus war bis 1731 Amtshof, kam dann in Privatbesitz, wurde 1740 wider dem Amte und der Steuerexpedition eingeräumt, hierauf zum Wittwensitze der Fürstin Christine, zweiten Gemahlin Friedrich Antons, bestimmt, und seit 1745 bis zu ihrem Tode von ihr bewohnt, weswegen es auch den Namen Christinenruh erhielt. Zuletzt besaß dasselbe der Geheimerath Karl Gerd von Ketelhodt bis zum J. 1804, in welchem sämmtliche Landescollegien hierher verlegt wurden. Jene drei Behörden hielten bis dahin ihre Sitzungen in dem Gebäude am Markte an der Ecke der Rathsgasse, wo sich jetzt die Hofbuchhandlung befindet, welches an den Platz der ehemaligen Elisabethenkapelle seit 1656 erbaut und d. 28. November 1659 mit großen Feierlichkeiten zur Kanzlei eingeweiht worden war; der Rentkammer und dem Justizamt wurde 1725 ebenfalls am Markte ein geräumiges Haus angewiesen.

Bald nach dem Jahre 1524 erhielt der Stadtrath das gegenwärtige Rathhaus von der schon seit ältern Zeiten hier ansässigen Familie von Schönfeld durch Tausch, wie, unter andern, das bei einem Fenster desselben gegen Mittag befindliche Wappen dieses Geschlechts, ein langer abgestutzter Ast, zu erkennen gibt. Im Jahr 1603 wurde es mit einem Thurme versehen, welcher 1705 und 1780 ausgebessert werden mußte.

Die ursprünglich dem heiligen Andreas gewidmete Stadtkirche war in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts so baufällig geworden, daß man ernstlich darauf denken mußte, sie wieder herzustellen. Mitten unter den Stürmen des dreißigjährigen Kriegs entschloß sich Graf Ludwig Günther, bald nach dem Antritte seiner Regierung, zu diesem, mit großem Aufwande verknüpften Unternehmen und führte dasselbe ganz auf eigne Kosten aus, ohne den Bürgern und eingepfarrten Dorfbewohnern dabei irgend eine Last aufzulegen. Die alte Kirche wurde im J. 1634 niedergerissen und der Bau der neuen dem Baumeister, Johann Huber, aus Gera übertragen, unter dessen Leitung derselbe im J. 1630 völlig zu Stande kam. Bei der feierlichen Einweihung, welche am 15. März dieses Jahres, in Gegenwart vieler fürstlichen und gräflichen Personen, geschah, wurde ihr der

Name: zur Ehre Gottes beigelegt. — Das Innere dieses Gebäudes ist mit Gemälden aus der biblischen Geschichte verziert. An dem herrschaftlichen Stande befindet sich der Stammbaum des Grafen Ludwig Günther nebst den Wappen seiner Ahnen. Auch enthält diese Kirche das Erbbegräbniß der vormaligen Grafen zu Schwarzburg Rudolstädter Linie und in der sogenannten zweifachen Höhle unter dem Thurme das von Marmor und Alabaster verfertigte Denkmal des Grafen Albert Anton und seiner Gemahlin. *)

Seit dem letzten Brande wird der Hofgottesdienst in einem gewölbten, halb nach der Stadt und halb gegen Abend zustehenden Gemache des Schlosses gehalten.

Die Kapelle des heil. Lazarus und seiner Schwestern stiftete 1485 Johann Jahn, Vikarius bei den Altare des h. Nikolaus in der Andreaskirche, für Pilger im Hospital und für Kranke im Siechhofe. Der letztere war schon vorhanden, aber das Hospital ließ er an dem Ufer der Rinne in der Altstadt erbauen. In dasselbe sollte, nach seiner Anordnung, jeder Fremdling aufgenommen und eine Nacht beherbergt werden. Die Wohnung des Vikars, die von dem Hospital ausdrücklich unterschieden wird, stand auf und neben einem Garten bei der untern Mühle. Im J. 1527 nahm der Stadtrath diese Kapelle nebst ihren Einkünften in Besitz und verwandelte sie späterhin in ein wirkliches Lazareth, als das schon bei derselben befindliche baufällig geworden war. Das sogenannte obere oder reine Hospital gebrauchte man zu Beherbergung von Reisenden und Bettlern, bis endlich 1713 an dieser Stätte ein Waisenhaus errichtet und damit gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die Irrenanstalt vereinigt wurde. Nachdem man die Waisenkinder größtentheils bei Familien auf dem Lande untergebracht hatte, dient dieses Gebäude (seit 1825 zu Aufbewahrung von Züchtlingen und Verbrechern.

Daß Rudolstadt ehedem ein Kloster gehabt habe, läßt sich auf keine Weise aus sichern Zeugnissen darthun.

Die jetzige Gottesackerkirche ist von dem Jahre 1681 bis 1683 an dem Platze erbaut worden, wo bereits 1586 ein Gebäude in Form einer Emporkirche gestanden hatte. Im Jahr 1716 wurde sie auch zur Milizkirche geweihet. Den Gottesacker selbst hat man allmählig, besonders während des dreißigjährigen Kriegs, durch einige dazu angekaufte oder geschenkte Gärten vergrößert.

Die älteste bis jetzt bekannt gewordene Nachricht, von einer Schule zu Rudolstadt ist vom J. 1717, und gedenkt ausdrücklich eines Schulmeisters. Zu den Amtsverrichtungen desselben gehörte nicht allein die Unterweisung der Kinder in der Stadt und einigen benachbarten

---

*) S. Nachrichten von der sonstigen Andreaskirche und jetzigen Stadtkirche zu Rudolstadt, auf Veranlassung der 200jährigen Jubelfeier der letztern, gesammelt und herausgegeben von Dr. Chr. Zeh. Rudolstadt, 1836. 4. (33 Seiten).

Dörfern, sondern auch das Singen bei den jährlichen Begängnissen, bei den Messen und andern religiösen Handlungen in der Andreaskirche. Bald aber häuften sich diese Geschäfte zu sehr für eine einzige Person. Es wurde also noch ein Unterschulmeister (Succentor) angestellt. Der Schulmeister (Scholasticus) wohnte mit diesem seinem Gehülfen in dem Schulgebäude auf dem Kirchhofe, welches in der Folge von einem Diakonus bezogen wurde. Beide unterrichteten die Jugend welchselsweise in einer Lehrstube. Ums J. 1538 bildete man daraus zwei Klassen. In der ersteren lehrte der Scholastikus, der nun auch Rektor hies, in der zweiten der Kantor. Bei der feierlichen Einweihung des neuen Schulgebäudes auf dem Graben erhielt die Schule, zu Ehren des damals regierenden Grafen, Karl Günther, den Namen Karolinum. Graf Albert Anton gab dieser allmählig mit einigen Klassen vermehrten und von ihm auf das zweckmäßigste eingerichteten Anstalt, bei der feierlichen Einweihung, am 20. Jan. 1664 zum Andenken seines verewigten Vaters, welchem sie die Stiftung des Schulfiskus verdankt, den Namen Ludovicianum. Sie wurde nun so zahlreich von In- und Ausländern besucht, daß die erste Klasse oft 50, 60, 70, die zweite 30 bis 40 Schüler enthielt.

Das Jubelfest ihrer Stiftung (d. 20. Jan. 1764) gab Gelegenheit, sie zu einem Gymnasium zu erheben, und eine besondere Lehrstelle der Mathematik und Physik zu gründen. Nach manchen seit 1791 getroffenen Verbesserungen empfing das Gymnasium 1810 eine den benachbarten Bildungsanstalten in Hinsicht auf die von allen Lehrern in allen Klassen zu ertheilende Unterweisung und die vermehrte Gelegenheit zu Erlernung der griechischen Sprache, und die Trennung von der Bürgerschule, nachgebildete Einrichtung. Vor kurzem ist noch eine Realklasse hinzugekommen.

Die ältere hiesige Mädchenschule nahm wahrscheinlich ihren Anfang zwischen den Jahren 1540 und 1550 auf Veranlassung einiger Privatleute, die sich vereinigten, einen Lehrer oder eine Lehrerin für ihre Töchter zu halten. Erst im Jahr 1569 gab man ihr eine bestimmte Einrichtung. Zu der zweiten Mädchenschule lies der Stadtrath 1671 den sogenannten Pförtischen Keller einräumen und 1799 ein Haus vor dem Salthore erbauen, nach dessen Verkaufe beide in das ansehnliche v. Wurmbsche Haus in der Mangelgasse verlegt wurden, wo sich zugleich ein dem höheren Unterrichte der weiblichen Jugend gewidmetes Institut befindet.

Rudolstadt besitzt einige öffentliche Bibliotheken. Der Grund zu denselben wurde, nicht lange nach der Reformation, durch einige in der Sakristei der Hofkirche aufgestellte Werke theologischen Inhalts gelegt. Zu denselben kam von Zeit zu Zeit durch die Fürsorge der Regenten Schwarzburgs und durch Ankauf oder Vermächtnisse der Sammlungen einiger hiesigen Gottesglehrten ein nicht unbeträchtlicher Zuwachs. Der im J. 1735 einen großen Theil des hiesigen Schlosses verheerende Brand drohte ihr völlige Vernichtung. Die aus den rings umher wüthenden Flammen geretteten Bücher wurden nun in

ein zwar feuerfestes, aber nicht ganz helles und trockenes Gewölbe unter dem Schlosse gebracht, zum Gebrauche des theologischen Seminarium bestimmt und mit vielen wichtigen und schätzbaren Werken vermehrt. Diese Bibliothek enthielt, außer mehrern alten Drucken, und andern typographischen Seltenheiten und verschiedenen brauchbaren Ausgaben der Bibel und Kirchenväter, auch einige orientalische Handschriften. Zu Ende des verflossenen Jahrhunderts gingen die in der untern Hof- oder Seminarienbibliothek aufbewahrten Bücher, zum Theil auf das Gymnasium, zum Theil auf die obere Hofbibliothek über, welche letztere späteren Ursprungs und von den Fürsten Johann Friedrich und Ludwig Günther zu sammeln angefangen worden ist. Im J. 1804 erkaufte der Fürst Ludwig Friedrich die aus ohngefähr 17000 Bände bestehende Bibliothek des Geheimeraths Karl Gerh. v. Ketelhodt und entriß dadurch diesen mit unermüdeter Sorgfalt, genauer Sachkenntniß und bedeutendem Aufwande zusammengebrachten Bücherschatz dem Loose der Zerstückelung. Aus der obern Hofbibliothek wurde nun zu Errichtung einer Fürstlichen Handbibliothek, welche unter der verhältnißmäßig geringen Zahl ihrer Bände doch manches kostbare und theuere Prachtwerk enthält, eine Auswahl getroffen und der Ueberrest mit der von Ketelhodtischen vereinigt. So besteht diese in einem geräumigen Sale und den daran stoßenden Zimmern des jetzigen Regierungsgebäudes aufgestellte Sammlung, nachdem sie noch einen ansehnlichen Zuwachs durch die nun völlig aufgehobene Seminarienbibliothek erhalten hat, jetzt aus mehr als 40000 Bänden. Vorzüglich reich ist sie im Fache der teutschen Geschichte, besonders des Mittelalters. Die von dem jetzigen Bibliothekar veranstalteten Abschriften von Urkunden und Manuscripten, welche die Geschichte Thüringens und seiner theils erloschenen, theils noch blühenden edelen Geschlechter und der merkwürdigsten Ortschaften und ehemaligen Klöster desselben erläutern, in mehr als hundert Bänden bieten dem Forscher nicht leicht zu erschöpfenden Stoff. Zwar erlauben die Umstände nicht für Ergänzung aller Zweige der Wissenschaften in dem nämlichen Grade zu sorgen, doch wird sich der Kundige überzeugen, daß in vielen derselben die Hauptschriften und seltene Werke angetroffen werden, die man in größeren Bibliotheken vergebens sucht.

Zu der Bibliothek der Baustube in einem Gebäude hinter dem Schlosse wurde erst unter Ludwig Friedrichs Regierung der Grund gelegt. Sie ist blos dem Fache der Baukunst gewidmet.

Die Bibliothek bei dem Naturaliencabinete in der Ludwigsburg ist von dem Erbprinzen und nachherigen Fürsten, Friedrich Karl, gesammelt und vornämlich mit wichtigen und seltenen Werken über die Konchyliologie ausgestattet, auch neuerlich durch Abgabe von naturhistorischen Schriften aus der öffentlichen Büchersammlung und durch Ankauf vermehrt worden.

Die Bibliotheken bei der F. Regierung und geheimen Kanzlei sind nicht zahlreich, doch besaß die letztere noch vor kurzem einige jetzt an das geheime Archiv abgegebene schätzbare historische

und diplomatische Werke und verschiedene Handschriften über Schwarzburgische Geschichte.

Bald nach Einweihung der hiesigen Landschule im J. 1664 war man auf eine Büchersammlung zum Gebrauche der Lehrer und Schüler bedacht. Die durch Beiträge der abgehenden Schüler und die Freigebigkeit einiger Gönner und Beförderer der Wissenschaften entstandene Sammlung wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch Geschenke des Fürsten, Ludwig Friedrich, und einiger Schulfreunde bedeutend bereichert. Sie enthält manche brauchbare historische und philologische Schrift und unter den letztern seltene und vorzügliche Ausgaben griechischer und römischer Autoren. Die seit dem Jahre 1785 errichtete Lesebibliothek, die aus neuern belehrenden und unterhaltenden Büchern besteht, ist zu Beförderung einer nützlichen Lektüre für die Gymnasiasten bestimmt und wird von den Beiträgen derselben von Zeit zu Zeit vermehrt.

Außerdem gibt es in Rudolstadt auch einige Privatbibliotheken, die in manchen Fächern viele schätzbare Werke aufzuweisen haben.

Die allmählige Entstehung des hiesigen Naturaliencabinets ist von dem Sammler desselben, dem Fürsten Friedrich Karl, in einem eignen interessanten Aufsatze beschrieben worden. *) Ein Verzeichniß der darin aufbewahrten Konchylien, welche den größten Reichthum desselben ausmachen, lieferte der ehemalige Aufseher des Cabinets, der Sekretär Chr. L. Kämmerer 1786, wozu 1791 ein Nachtrag kam. Erst seit kurzem hat man angefangen, die hier und da noch vorhandenen Lücken zweckmäßig und glücklich zu ergänzen.

Ohngeachtet die Zahl der Bilder, womit die Zimmer des hiesigen Schlosses geschmückt sind, nicht sehr beträchtlich ist, so gibt es doch darunter einige von der Hand berühmter Meister. Diese Sammlung, welche der Fürst Ludwig Günther veranstaltete, wurde von Ludwig Friedrich, dessen Geschmack auf dem klassischen Boden Italiens die letzte Weihe empfangen hatte, mit verschiedenen trefflichen Stükken vermehrt. Jetzt enthält sie Gemälde von folgenden Künstlern: von den Carractio's (z. B. von Ludwig), L. Cranach, A. Dürer, J. Chr. Fiedler, J. G. Hamilton, J. E. Heinsius, Huysum, Jordaens, J. Lingelbach, Carlo Lotti, Manfredi, Molenaer, A. von Rieuland, Ostade, Pellegrini, J. G. Pforr, Querfurt, Rembrand, Ph. Roos (oder Rosa da Tivoli), Rubens, Rugendas, W. Schellinks, Seele, Alex.

---

*) Dieser Aufsatz ist abgedruckt in der Allgem. Thürin. Vaterlandskunde 1823. 1. St. S. 1 — 5. 2. St. S. 12 — 15. 4. St. S. 29 31. 8. St. S. 58 — 62. und in (S. Fröbels) Rudolst. Nachrichtsblatt 1834. 8. St. S. 112 - 114. 9. St. S. 127 — 130. 10. St. S. 143. f. 11. St. S. 159. 12. St. S. 176. f. 13. St. S. 191 — 193. 14. St. S. 207. f. 17. St. S. 255 f. 18. St. S. 271. f. 20. St. S. 307. f.

Thiele, (meistens malerische Ansichten von Gegenden bei Rudolstadt, Schwarzburg, Frankenhausen, u. s. w.), Tintoretto, Wouvermans rc., wozu auch noch verschiedene von unbekannten Meistern, besonders der italienischen und niederländischen Schule, und die von dem hiesigen Maler, C. Kämmerer, herrührenden Kopien aus der Manheimer und Düsseldorfer Galerie kommen. Mit dieser Sammlung steht eine andere jetzt in dem Sale der Ludwigsburg befindliche von Gypsabgüssen antiker Statüen und Büsten in Verbindung, welche ihren Ursprung dem Fürsten, Ludwig Friedrich, verdankt, der einige davon in Italien nach den Originalen abformen ließ. Die der beiden Diskuswerfer, der Kolassalköpfe der Dioskuren, *) des Brutus, des vatikanischen Apoll, der mediceischen Venus sind die merkwürdigsten darunter.

Rudolstadt besitzt seit dem J. 1807 eine privilegirte Hof-Buch- und Kunsthandlung, und die später errichtete Müllersche Musikalienhandlung, womit eine musikalische Leihanstalt verknüpft ist, so wie zwei Leihbibliotheken.

Die hiesige Buchdruckerei ist im J. 1663 von Kaspar Freischmidt aus Arnstadt angelegt. Der glücklichste Zeitpunkt für dieselbe begann gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts, als man ihr die wichtigsten Verlagswerke teutscher und selbst auswärtiger Buchhandlungen zum Druck anvertraute, und dauerte bis in das gegenwärtige fort, doch litt sie bedeutend während des Kriegs von 1805—1815. Nach hergestelltem Frieden zeigten sich wieder günstigere Aussichten, so daß sie sich wieder zu der vorigen Blüthe erheben und mit ihren Nebenbuhlerinnen wetteifern konnte. **)

Dieses waren also die vornehmsten Veranstaltungen in unserer Stadt, welche auf wissenschaftliche Bildung abzwecken. Daß sie nicht ganz unwirksam waren, läßt sich aus mancher erfreulichen Erscheinung, z. B. aus der nicht ganz unbeträchtlichen Anzahl von Gelehrten und Schriftstellern schließen, welche entweder hier geboren oder gebildet wurden, und von denen einige auch dem Auslande nicht unbekannt geblieben sind. Eben so unzweifelhaft beurkunden die von Zeit zu Zeit hier errichteten Vereine zu Unterhaltung über literarische Gegenstände, daß die Liebe zu den Wissenschaften unter uns nie ganz erloschen, sondern stets rege erhalten worden ist.

Zu Ausbildung musikalischer Fähigkeiten reichet die F. Kapelle, welche von jeher in ihrer Mitte talentvolle Künstler besaß, völlig die Hand.

---

*) S. über diese Abgüsse Göthe in den Tag- und Jahresheften als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse von 1740—1806 im 31. B. seiner Werke (Stuttgart u. Tübingen 1830. 12. S. 200.

**) Eine kurze (mancher Berichtung bedürfende) Geschichte der hiesigen Hofbuchdruckerei ist enthalten in G. Fröbel's Album zur vierten Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst (Rudolstadt 1840. gr. 8.) S. 42 — 48.

nasialbibliothek aggregirt wurde. An das Rathhaus stößt das stattliche Gebäude der Landschaft. Sein Bau dadirt von 1782. Es enthält die Bureaus der Hauptkasse und die Wohnung des Landmarschalls. Noch ziert den regelmäßigen Markt eine von Akazien umpflanzte hübsche Fontaine.

Alterthümliche Gebäude hat Meiningen in Folge der vielen stattgehabten Brände fast keine. Als ältestes Bürgerhaus wird das des Töpfers Hammer auf dem Schwanenberg bezeichnet. Die Superintendur, jetzt der Waisenschule und Erziehungsanstalt, deren Garten zugleich der Kleinkinderbewahranstalt dient, und zugleich einer Suppenanstalt für bedürftige eingeräumt. war ein Beguinenhaus.(z) Das steinere Haus am obern Thor, mit Karyatiden geschmückt, verräth den Geschmack am italienischen Baustyl aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, ebenso das ehemalige Hennebergische Haus in der untern Marktgasse, das eine eigenthümliche künstlerische Holzarchitectur zeigt. Am untern Thor steht noch ein Theil des ehemaligen Minoritenklosters, düster und unschön, mit einem schmucklosen Kreuzgang, ohne alterthümliche Zier darzubieten, die seine dauernde Erhaltung wünschenswerth erscheinen ließe. Zwischen diesem Kloster und dem Schloß steht die Reitbahn, als einziger ausgeführter Theil eines schon vom Herzog Georg projectirten großartigen Marstallgebäudes. An die Stelle der Klosterkirche trat das heitere Gymnasium Bernhardinum mit einem Thurme, das neben einigen Lehrerwohnungen auch noch die Klassen der Bürgerschule enthält.

An öffentlichen Bildungsanstalten und Schulen hat Meiningen neben der nahen Forstakademie zu Dreißigacker, (eine halbe Stunde von der Stadt), ein Gymnasium, eine Bürgerschule, eine Realschule, eine Mädchenschule ꝛc., außerdem mehrere blühende Privatinstitute für Erziehung und Unterricht beider Geschlechter. Außer der herzogl. öffentlichen Bibliothek dienen dem wissenschaftlichen und literarischen Bedürfniß noch die herzogl. Geschäftsbibliothek, die Bibliothek der Forstakademie, die des Gymnasiums; auch versehen neben mehrern Privatlesezirkeln die Lesekreise des Hennebergischen und des Predigervereins ihre Theilnehmer mit entsprechender Lektüre. Nicht minder sind zwei Buchhandlungen, eine Antiquarbuchhandlung und zwei Leihbibliotheken vorhanden. Eine Druckerei hat Meiningen bereits seit 1675.

Der Hennebergische alterthumsforschende Verein, begründet 1832, vergönnt gern auch Fremden die Besichttigung der von ihm angesammelten alterthümlichen Seltenheiten. Diese bestehen in einigen Stücken des griechischen und römischen Alterthums nebst der Mumie eines Kindes. Zahlreicher sind die deutschmittelalterlichen Gegenstände. Steinkeile und Hämmer, einige Feuersteinpfeile und Messer der alten Germanen, dann metallene Hämmer, Frameen, Nadeln, Spiralen, Hals- und Armringe aus Hünengräbern, nebst Urnen aus der deutschen Frühzeit. Aus dem spätern ritterlichen Zeitalter sind Rüstungen, Schwerter Gewehre mit Rad- und Luntenschlössern, Pulverhörner udgl. vorhanden, nicht minder Geräthe, darunter eine ziem-

Meiningen.

In dem Theile des freundlichen und selbst an pittoresken Partien reichen Werrathales, in welchem der Fluß schon hinlängliche Breite hat, um als solcher der Landschaft Reiz verleihen und ihn erhöhen zu helfen, liegt, zwar von ziemlich nahen Bergen eingeschlossen, doch in heiterer Umgebung, die herzogliche Residenzstadt **Meiningen**. Dem das Thal abwärts Reisenden erfreut von da, wo in der Nähe die alten, malerisch zur Rechten aufragenden Thürme des Prämonstratenserklosters **Veßra** sich zeigen, ein mannichfacher, oft anmuthiger, Wechsel der Landschaftbilder. Das Städtchen **Themar**, noch ganz ummauert, mit einer schönen Kirche und reinlichen Straßen liegt mitten im hier ziemlich breiten Thalgrunde; noch bevor es erreicht wird, zieht eine mächtige senkrechte Felswand zur Linken die Blicke auf sich. Weiter abwärts grüßt zur Rechten der Ruinenthurm der **Osterburg** von seiner bewaldeten Höhe dicht über der Straße; ein freundliches Dorf, **Henfstedt**, mit mehrern großen gutsherrlichen Gebäuden ruht unter den Höhen des Kalkgebirges zur Linken, und die Straße biegt in einen eigenthümlichen, von steilen und kahlen Höhen umgürteten Thalkessel ein, den der Strom wühlte, und der ganz deutlich zeigt, daß hier wohl einst ein See fluthete. Mitten durch diese Niederung zieht sich ein nicht hoher gerader natürlicher Felsendamm, den die Werra durchbrach, und an dessen diesseitigem Ende das sogenannte **Nadelöhr** bildete, eine enge Felsenpforte, durch welche hindurch sich der den Bogen der Straße abschneidende Fußpfad zieht. Gegenüber werden hübsche Anlagen erblickt, und es setzt sich zur Linken ein malerisch umbuschtes Felsenufer eine gute Strecke fort, während zwischen Fels und Fluß hinziehend, die Straße den Ausgang aus dem Thalkessel des Nadelöhrs gewinnt. Bald erscheinen die Bergwände zur Rechten hoch aufgegipfelt, sehr steil, kaum in gerader Linie erklimmbar, und **Leutersdorf** gewährt mit seiner hochgelegenen Kirche und dem neuen netten Schulhaus abermals ein schönes Bild. Hier war

in frühen Zeiten ein Templersitz. Die Straße zieht bergan und auf ihrem Gipfelpunkt wird die Aussicht weit hinab in das wiesenreiche Thal frei, das von gleich hohen Bergen zu beiden Seiten gebildet ist, deren Formen sich sanft und gefällig darstellen. Diese Höhen sind fast gleichförmig bis zur Hälfte bebaut, und dann bis zu den Gipfeln mit Laubwald bestanden. Oben breiten sie sich zu weitausgedehnten Flächen eines sehr umfangreichen Kalkplateau's aus. Am Fuße der Anhöhe, über welche die Straße leitet, liegt Bachdorf, und in geringer Entfernung wird Belrieth erblickt, wo in alter Zeit eine Burg stand, auf welcher Kaiser Heinrich der Städtegründer mehrere Urkunden ausstellte. Leutersdorf, Bachdorf und Belrieth (Belliriod) waren kaiserliche Domänen. Von der Belriether Brücke gewährt sich ein reizvolles malerisches Bild des Ortes mit dem Fluß und seiner Umgebung.

Hinter Belrieth steigt die Straße wieder und es wird eine der schönsten Aussichten in das Werrathal frei. Ein Seitenthal von der Hasel durchflossen, öffnet zur Rechten dem Fernblick idyllische Schönheit, und ist von einem Stück der blauen Kette des Thüringerwaldgebirges geschlossen. Man gewahrt den gigantischen Hundsstein, die Felswand in der Nähe des Klosters Lohr, weiter herab liegt Ellingshausen mitten im grünen Thale; heiter wie ein Schlößchen, winkt das Hospital Grimmenthal, zu Füßen liegt Einhausen mit einem Thurm von eigenthümlicher Steinbedachung. Weiter hin das Thal entlang liegt Obermaßfeld dicht am Fuß mit freundlichen Häusern und einem alten Kapellchen, dann folgt Untermaßfeld mit seinem starrummauerten alten Grafenschloß. Ein anderes Thal mündet von rechts in das Werrathal ein, von der Römhilder Straße durchzogen und ebenfalls mit hübschen Dörfern geschmückt, von denen Ritschenhausen im Vorgrund erblickt wird; die Geba, zwei Stunden von Meiningen schließt, hoch das Plateau überragend, gerade über der Wendung des Thalgrundes, die Fernsicht.

Von den genannten Dörfern berührt und durchzieht nach Belrieth, die Straße nur Untermaßfeld, wo eine Pappelallee beginnt, die in einigen Windungen durch den anmuthigen Wiesengrund führt, in welchem noch ein Thal, durch das die Straße nach Franken leitet, ausmündet. Zur Rechten Feld und Berggärten mit einigen Villulen, zur Linken einige kleine Felspartien und Gärten unter Nadelholzwäldchen, wird unversehens die Stadt erreicht, die sich von dieser Seite kaum als solche eher ankündigt, als bis das Thor nahe vor Augen liegt, wo sich dann der Fremde in einer zwar nicht großen, doch im Ganzen regelmäßig gebauten, und reinlichen Stadt mit einem schönen und geräumigen Marktplatz anlangen sieht.

Kommt aber ein Solcher von der entgegengesetzten Seite, aus dem deutschen Süden über Salzungen, aus Norddeutschland über Eisenach, oder über Gotha und Schmalkalden, so erfreut theils auf der Anhöhe des alten Rittersitzes Todtenwarth eine mannichfach-anziehende Aussicht thalabwärts auf einen Theil der Thüringerwaldkette, die Gegend von Liebenstein und Altenstein, die drei Breitun-

gen, Wernshausen ꝛc. oder es erscheinen die Fabrikgebäude des Herrn Geh. Finanzrath von Weiß auf der sogenannten Zwick, wo die Straße von Schmalkalden sich mit der nach Meiningen führenden Chaussee vereinigt. Das Dorf Schwallungen stellt sich von weitem wie ein kleines Städtchen dar, und bald wird die namentlich von dieser Seite her malerisch situirt erscheinende, von der Burgruine Maienluft überragte alte Stadt Wasungen erblickt. Weiter aufwärts liegt Walldorf mit ummauerter Kirche, und das neue, im mittelalterlichen Styl erbaute Herzogl. Schloß Landsberg erscheint mannichfach anziehend, indem es allmählig von drei Seiten sich der Betrachtung darbietend, jedesmal ein andres stattliches Bild gewährt. Dabei wird abermals ein Dorf am Fuß eines ehemaligen Burgberges, Welkershausen, durchfahren. Eine heitre Villa mit Parkanlagen, Jerusalem, grüßt auf der Höhe, wo sich der Blick auf die Stadt gewährt, die aber vom Laubgrün mannichfacher Baumumgebung zum großen Theil überhüllt erscheint. Von der linken Seite kommt durch das Helbaer Thal, die Straße über Oberhof und Benshausen her; bald künden Gärten die Stadtnähe, zur Linken zeigt sich das neue Herzogl. Orangeriehaus am Park, zur Rechten jenseits des Flusses und seiner Brücke das freundliche Schießhaus. Stattliche öffentliche und Privatgebäude empfangen den Reisenden in der Bernhardtstraße. Das Theater, der Bazar, zwei Herzogl. Palais; man glaubt eine Großstadt zu betreten. Am Ende der Bernhardtsstraße, wo das Gasthaus zum sächs. Hof in der heitern Nähe des Parks (englischen Gartens) gelegen ist, öffnet sich gerade aus der Blick in die Stadt hinein, durch die stets lebhafte untere Marktstraße, und zur Linken zieht in einer langen Häuserzeile lauter neuer, isolirter, doch regelmäßig von einander abstehender Gebäude die Marienstraße ostwärts sanft empor, deren Gegenüber der englische Garten mit schönen Baumgruppen, Bowling-Greens und mit geschmackvoller Einfassung eines hohen Eisengitters nebst dem eisernen Schwanenbrunnen bildet. —

Die historische Anfänge der Stadt Meiningen verlieren sich in der Zeiten Frühe; die Nachrichten über ihren Ursprung sind dürftig, schwankend und ungewiß. Der Chronist dieser Stadt M. Joh. Sebast. Güthe führt an, daß die Völkerschaft der Fosen am Werraufer einen Viehhof, Einingen, erbaut, deß Name unterm Frankenherzog Dagobert, Devert, an den noch der Name einer umfangreichen Wüstung in der Stadtnähe, Defertshausen, erinnern soll, in Meiningen sich umgewanldelt habe. Unter Herzog Genebald III. 618 soll die Stadt schon mit Mauern umfangen worden sein. Nachrichten, deren Glaubwürdigkeit wissenschaftlich zu prüfen, in der vorliegenden Abhandlung nicht unsre Aufgabe ist. Mit Wahrscheinlichkeit darf jedoch angenommen werden, daß in der Gegend, wo Meiningen allmählig sich anbaute, Katten seßhaft waren, die mit Sueven und Thüringern häufige Kämpfe bestanden. Im Jahr 410 führte der Frankenkönig Chlodomir seinen Bruder Genebald I. eine große Schaar Einwanderer zu, und die Franken bemächtigten sich des Werragebietes wie des Maingaus. Genebald ward Herzog Ostfrankens.

Dunkel schattet fortwährend über der Geschichte der Stadt, selbst noch im 9. Jahrhundert, wo wir uns dieselbe unter der Herrschaft fränkischer Gaugrafen zu denken haben. Zeiten- und Elementenstürme zogen oft verheerend über ihre Gefilde. Nach der bekannten unglücklichen Babenberger Fehde, die durch Hatto's Verrath eine so traurige Berühmtheit erlangt hat, kam Meiningen unter das Scepter der deutschen Könige; es erlitt die blutigen Heimsuchungen der Hunneneinfälle, und nun erst, unter Heinrich dem Städtegründer, lichtet sich die Geschichte der Stadt, und tritt in ihre vollen Rechte, die ihr bis zu diesem Zeitpunkt die Sage streitig machte. Im Jahre 924 erhoben sich Steinhäuser, Kimmeten, Kemnaten, und es zogen schon ritterliche Insassen in den sichernden Mauerring. Mit kaiserlichen Freiheiten begabt, hob sich die Stadt, sie bekam Märkte, Zölle, Landwehren, und würde wohl rasch emporgeblüht sein, wenn nicht von Zeit zu Zeit durch verderbliche Seuchen und Brände ihr Flor immer wieder gehemmt worden wäre. Zum öftern sah sie die deutschen Könige in ihren Mauern; so 1003 Heinrich II. zu welcher Zeit ein Ritter, Rosenkranz, Erlaubniß zum Bau der Stadtkirche einholte. Im Jahre 1008 wurde Meiningen vom Kaiser an das Stift Würzburg verliehen, und an die Stelle des Kaiserscepters trat der Krummstab 536 Jahre lang. Die Stadt blieb ein unglücklicher Ort; bald versetzt und verpfändet, bald von Brünsten verheert, bald von Wasser überfluthet, von Seuchen heimgesucht, nicht minder von Krieg und Theuerung, vermochte sie sich in bessern Zeiten kaum zu erholen, viel weniger zu rechter Blüthe zu gelangen, wenn sie auch allgemach einigermaßen wuchs. Selbst Erdbeben blieben nicht aus. Im Jahr 1153 ward ein bischöfliches Landgericht daselbst errichtet, das vom Stadtgericht verschieden war. Zwiste der Grafen von Henneberg, deren Stammschloß Meiningen so nahe lag, mit den Bischöfen zu Würzburg fielen oft verderblich für die Stadt aus, da an ihr leicht Rache zu nehmen war. Es kam dahin, daß in einer Reihe von 16 Jahren kein Tanz in Meiningen gehalten wurde.

In der Mitte des 15. Jahrhunderts bethätigte auch Meiningen blutigen Antheil an den schaudervollen Judenverfolgungen, die durch ganz Deutschland wie eine schreckliche Volkskrankheit herrschend waren. Viele der allenthalben Geächteten hatten in Meiningen und mehrern thüringischen Städten Asyle gefunden, die es aber nicht lange blieben. Die Bürger murrten über die drängend wachsende Anzahl der Flüchtlinge, und die Juden faßten, nach der Chroniksage, den Entschluß gewaltsamer Offensive, die zeitig verrathen, Allen den Untergang brachte, und den die blutige Katastrophe Ueberlebenden nur die Wahl zwischen Taufe und Feuertod ließ. Letzteren sollen zwei schöne Jüdinnen, denen zwei Bürgersöhne Herz und Hand anboten, wenn sie sich taufen ließen, standhaft bei ihrem Glauben beharrend, vorgezogen haben.

Als Pfand kam die Stadt unter Andern auch an die Grafen von Henneberg, denen ihr Besitz wünschenswerth erscheinen mußte, doch verliert sich die Spur dieser Pfandschaft ohne sichern Nachweiß,

und die Stadt erscheint wieder als würzburgische, fortwährend blosgestellt und leidend durch Fehden, Raubgesindel, Pesten, Hungersnöthe, Brände und Ueberschwemmungen, wie durch anderweite Verpfändungen.

Das fünfzehnte Jahrhundert brachte neue Bedrückungen und Lasten, ja der Bischof Johann verkaufte 1406 an einen Ritter von Buchenau Meiningen auf Wiedereinlösung für 18330 rheinische Gulden. Bischof Johann II. riß sie wieder an sich, und Bedrückungen, Fehden, neue Verpfändungen udgl. dauerten fort. Unter den Fehden ist bemerkenswerth eine der Stadt mit dem Dorfe Obermaßfeld, dessen ehemaliges Marktrecht noch heute ein alter Kornmeßstein neben der Dorflinde beglaubigt. Im Jahre 1469 wurde die Stadt vor das heimliche Gericht zu Volkmersheim geladen; bald darauf äscherten zwei schnell hintereinander folgende unglückliche Brände fast die ganze Stadt ein, während vielfache Wehen der Zeit durch das ganze Jahrhundert fortdauerten, und im darauffolgenden durch den Bauernkrieg Meiningens Bürger abermals in mißliche Lagen brachte.

Das für die Stadt denkwürdigste Ereigniß in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts war ein Kauf- und Tauschvertrag Würzburgs mit Henneberg, der gegen das Hennebergische Schloß und Amt Mainberg bei Schweinfurt und eine beträchtliche Kaufsumme Stadt und Amt Meiningen ganz an Henneberg brachte. Aber das Haus der Fürstgrafen von Henneberg eilte schon mit mächtigen Schritten seinem Verfall, seinem Erlöschen zu. Die neuen Herren konnten wenig oder nichts thun für die neuerworbene Stadt, ihre Residenz blieb Schleusingen. Im Jahr 1543 und 1544 wurde in der Stadt und im Lande Henneberg die Lehre Luthers sanctionirt und allgemein angenommen, und von da an scheint die Stadt zu einigem Flor gekommen zu sein. 1547 wurden 143 neue Bürger auf einmal angenommen. Eine Erbverbrüderung zwischen Henneberg und Sachsen sicherte letzterem den Anfall von Stadt und Land, wenn ersteres, wie zu fürchten war, aussterben würde. Dieses Aussterben erfolgte mit dem Fürstgrafen Georg Ernst am 27. Dec. 1583 in der That, und es begann für die Stadt eine neue Aera. 1592 fand die Barchentmanufactur Eingang, ein Erwerbszweig, der sehr bald dazu beitrug, die Wohlhabenheit vieler Einwohner zu mehren, und die herrschaftl. Gefälle nicht minder. Es wurden in einem Jahre gegen 40,000 Stück Barchent gefertigt. Aber als wenn ein Fluch über dem Aufblühen der Stadt ruhe, so zerstörte von 1630 an der dreißigjährige Krieg alle Errungenschaften des Gewerbfleißes, und die Heeresmassen Altringer's, Horn's, Banner's, Isolani's ꝛc. brannten, plünderten und brandschatzten abwechselnd so furchtbar im Lande Henneberg, und es lastete überhaupt der Krieg mit immerwährenden Durchzügen und Erpressungen so sehr und so schwer auf dem unglücklichen Lande, daß ganze Dörfer geradezu verschwanden, andere einwohnerlos wurden, und die Bevölkerung der Stadt von 6000 Einwohnern auf 1300 herabsank.

Die Herrschaft Henneberg wurde bis 1661 für Sachsen gemeinschaftlich regiert, bei der Theilung 1661 fiel Meiningen an S. Altenburg, und als diese Linie 1672 ausstarb, an S. Gotha unter Herzog Ernst dem Frommen. Als dieser weise Regent aus der Zeitlichkeit geschieden war, theilten seine hinterlassenen Söhne nicht gleich, sondern Herzog Friedrich regierte für sich und seine Brüder zu Gotha. Erst 1680 fand die Theilung statt, und Meiningen kam auf den Antheil Herzog Bernhards I. der nun die bisherige Residenz zu Ichtershausen aufhob und sie nach Meiningen verlegte. Er erbaute mit Beibehaltung des alten bischöflichen Schlosses das neue, die Elisabethenburg, in Form eines E. Nach ihm regierten die Herzoge Ernst Ludwig, I. 1724, Friedrich Wilhelm, I. 1746, Anton Ulrich I. 1763, August Friedrich Carl, I. 1782 Georg Friedrich Carl I. 1803 und es succedirte den letztern der jetzt regierende Herzog Bernhard Erichs Freund.

Erst unter den Herzogen Georg und Bernhard gewann die Stadt Meiningen an Verschönerung, an Einwohner- und Häuserzahl, und seine Gegenwart ist es, mit der wir uns in Nachfolgendem zu beschäftigen haben.

Während Meiningen im Jahre 1803 nur 4125 Einwohner zählte, war diese Zahl 1833 auf 5659 gestiegen, und beträgt jetzt nahe an 6000 in circa 600 Häusern. Die vornehmsten derselben sind das herzogl. Schloß, mit einem anstoßenden Rundbau, welcher die Lokalitäten der herzogl. Landesregierung, verschiedener Archive, und die dem Oekonomischen der Schloßverwaltung dienenden Räumlichkeiten umfaßt. Im Residenzschloss selbst befinden sich außer den Wohnzimmern der höchsten Herrschaften, den Fremdenzimmern und mehren Sälen, die schöne, helle und geräumige Schloßkirche zur heil. Dreifaltigkeit, an welcher für die Schloßgemeinde, die gesammte Hof- und Staatsdienerschaft, des Militairs ein Hofprediger ein Hofkaplan und ein Hofkirchner für den regelmäßigen Gottesdienst angestellt sind. Ferner die Gemäldegallerie, das Kupferstichkabinet, das Münzkabinet, die herzogl. Privatbibliothek, die Ministerialkanzlei, interimistisch das Militärdepot der Armaturen, die Wohnungen des Prinzenerziehers, der Hofdamen ꝛc. Der nördliche Flügel, der das alte Schloß bildet, umfaßt die herzogl. öffentliche Bibliothek, das Hofamt, die Bettmeisterei, die Wohnung des Haushofmeisters ꝛc. Viele Zimmer des Schlosses sind äußerst geschmackvoll, ja glanzvoll ausgestattet, und enthalten zum Theil sehr werthvolle Gemälde.

In dem einfachen, nur schöne Promenadenwege und auf einer schattigen Halbinsel den Turnplatz enthaltenden, Schloßgarten steht ein isolirtes nicht großes Haus, welches das herzogl. Naturalien- und Kunstkabinet enthält. Dasselbe entspricht im Bezug auf seine räumliche Ausdehnung ebensowenig dem Bedarf, und der Forderung nach scientivisch-systematischer Darlegung und Aneinanderreihung der in ihm aufbewahrten Schätze, wie die übrigen den herzogl. Sammlungen vergönnten Räumlichkeiten, welchem Mangel unter dem Walten günstiger Sterne durch den Bau eines Museums in Folge höchster

Entschließung abgeholfen werden soll. In diesem wird die herzog. öffentliche Bibliothek mit ihrem Bücherschatz von circa 28,000, Bänden, darunter gar manches hochseltene und hochschätzbare Werk, mit einer Anzahl Handschriften und Incunabeldrucken die erste Stelle einnehmen. Das Naturalienkabinet, reich an Conchilien, Seeproducten, Mineralien, (besonders an schönen Krystallen,) Urweltresten, darunter ausgezeichnete Platten mit Reliefs der Heßberger Thierfährten, Versteinerungen 2c. würde sich passend anreihen, und mit seinen äußerst zahlreichen geschliffenen Steinen einen Uebergang zum Kunstkabinet bilden, das an Elfenbeinarbeiten, Mosaiken udgl. manches Sehenswerthe darbietet. Das Münz- und Medaillenkabinet enthält eine ziemliche Anzahl werthvoller griechischer und römischer Münzen, eine nicht große Sammlung moderner Silbermünzen, eine Separatsammlung sächsischer Silbermünzen, und neben manchen schätzbaren Kupfer- und Broncemedaillen eine große Zahl Abgüsse mittelalterlicher und späterer Münzen und Medaillen in Zinn und Blei. Dieses Kabinet ermangelt noch zweckgemäßer Aufstellung in einem geeigneten Zimmer, und ist ohne besondere höchste Genehmigung nicht zugänglich. Die herzogl. Gemäldegallerie ist zwar nicht groß, enthält aber fast ausschließlich werthvolle Stücke aller Schulen, und das Kupferstichkabinet birgt in seinen vielen Mappen viel des Geschätzten und Vorzüglichen. Kommt der Bau eines Museums, wie wir wünschen und hoffen, zu Stande, so wird sich demselben leicht ein Antiquarium anreihen lassen, zu welchem die Sammlungen des, vom Staat unterstützten Hennebergischen alterthumsforschenden Vereins, die sich jetzt noch, ebenfalls höchstraumbedürftig, im gemietheten Local eines Privathauses befinden, schon ein nicht unansehnliches Fundament bilden können. Tritt eine solche, die mancherlei in Meiningen vorhandenen Schätze der Natur, Literatur und Kunst vereinigende Anstalt in das Leben, so wird sie ferner nicht nur eine große Zierde der Residenz mehr sein, sondern auch mannichfach anregend auf Belebung wissenschaftlichen Sinnes hin, und demgemäß fördernd und bildend wirken.

Nächst dem Schloß sind von den schönern Gebäuden zu nennen das herzogl. Palais vor dem untern Thore mit einem sehr freundlich angelegten Garten, Sommerwohnung Ihrer Hoheit der regierenden Frau Herzogin Maria, das herzogl. Palais am englischen Garten, vormals die Wohnung der verwittweten Frau Herzogin Mutter, Louise Eleonore, jetzt Sommerwohnung des regierenden Herzog's. Diesem zunächst steht der Bazar oder das Kaufhaus mit einer Längenausdehnung von 236 Fuß. Dieses Gebäude enthält im ersten Stock 27 Bogen mit 12 größern und kleinern Läden; im obern, kürzern Stock befinden sich die Hörsäle und Zimmer der Realschule.

Abwärts folgt nun, ebenfalls gänzlich frei zwischen der Chaussee und dem englischen Garten aus malerischer Baumgruppirung hervortretend das herzogl. Hoftheater. Dieses besteht aus einem Hauptgebäude von 71′ Breite, 160′ Länge, und zwei rechts und links angebrachten Flügelgebäuden von 21′ Breite und 121′ Länge an den Sei-

und diplomatische Werke und verschiedene Handschriften über Schwarzburgische Geschichte.

Bald nach Einweihung der hiesigen Landschule im J. 1664 war man auf eine Büchersammlung zum Gebrauche der Lehrer und Schüler bedacht. Die durch Beiträge der abgehenden Schüler und die Freigebigkeit einiger Gönner und Beförderer der Wissenschaften entstandene Sammlung wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch Geschenke des Fürsten, Ludwig Friedrich, und einiger Schulfreunde bedeutend bereichert. Sie enthält manche brauchbare historische und philologische Schrift und unter den letztern seltene und vorzügliche Ausgaben griechischer und römischer Autoren. Die seit dem Jahre 1785 errichtete Lesebibliothek, die aus neuern belehrenden und unterhaltenden Büchern besteht, ist zu Beförderung einer nützlichen Lektüre für die Gymnasiasten bestimmt und wird von den Beiträgen derselben von Zeit zu Zeit vermehrt.

Außerdem gibt es in Rudolstadt auch einige Privatbibliotheken, die in manchen Fächern viele schätzbare Werke aufzuweisen haben.

Die allmählige Entstehung des hiesigen Naturaliencabinets ist von dem Sammler desselben, dem Fürsten Friedrich Karl, in einem eignen interessanten Aufsatze beschrieben worden. *) Ein Verzeichniß der darin aufbewahrten Konchylien, welche den größten Reichthum desselben ausmachen, lieferte der ehemalige Aufseher des Cabinets, der Sekretär Chr. L. Kämmerer 1786, wozu 1791 ein Nachtrag kam. Erst seit kurzem hat man angefangen, die hier und da noch vorhandenen Lücken zweckmäßig und glücklich zu ergänzen.

Ohngeachtet die Zahl der Bilder, womit die Zimmer des hiesigen Schlosses geschmückt sind, nicht sehr beträchtlich ist, so gibt es doch darunter einige von der Hand berühmter Meister. Diese Sammlung, welche der Fürst Ludwig Günther veranstaltete, wurde von Ludwig Friedrich, dessen Geschmack auf dem klassischen Boden Italiens die letzte Weihe empfangen hatte, mit verschiedenen trefflichen Stükken vermehrt. Jetzt enthält sie Gemälde von folgenden Künstlern: von den Carractio's (z. B. von Ludwig), L. Cranach, A. Dürer, J. Chr. Fiedler, J. G. Hamilton, J. E. Heinsius, Huysum, Jordaens, J. Lingelbach, Carlo Lotti, Manfredi, Molenaer, A. von Rieuland, Ostade, Pellegrini, J. G. Pforr, Querfurt, Rembrand, Ph. Roos (oder Rosa da Tivoli), Rubens, Rugendas, W. Schellinks, Seele, Alex.

---

*) Dieser Aufsatz ist abgedruckt in der Allgem. Thürin. Vaterlandskunde 1823. 1. St. S. 1 — 5. 2. St. S. 12 — 15. 4. St. S. 29 31. 8. St. S. 58 — 62. und in (S. Fröbels) Rudolst. Nachrichtsblatt 1834. 8. St. S. 112 - 114. 9. St. S. 127 — 130. 10. St. S. 143. f. 11. St. S. 159. 12. St. S. 176. f. 13. St. S. 191 — 193. 14. St. S. 207. f. 17. St. S. 255 f. 18. St. S. 271. f. 20. St. S. 307. f.

Thiele, (meistens malerische Ansichten von Gegenden bei Rudolstadt, Schwarzburg, Frankenhausen, u. s. w.), Tintoretto, Wouvermans rc., wozu auch noch verschiedene von unbekannten Meistern, besonders der italienischen und niederländischen Schule, und die von dem hiesigen Maler, E. Kämmerer, herrührenden Kopien aus der Manheimer und Düsseldorfer Galerie kommen. Mit dieser Sammlung steht eine andere jetzt in dem Sale der Ludwigsburg befindliche von Gypsabgüssen antiker Statüen und Büsten in Verbindung, welche ihren Ursprung dem Fürsten, Ludwig Friedrich, verdankt, der einige davon in Italien nach den Originalen abformen ließ. Die der beiden Diskuswerfer, der Kolassalköpfe der Dioskuren, *) des Brutus, des vatikanischen Apoll, der mediceischen Venus sind die merkwürdigsten darunter.

Rudolstadt besitzt seit dem J. 1807 eine privilegirte Hof-Buch- und Kunsthandlung, und die später errichtete Müllersche Musikalienhandlung, womit eine musikalische Leihanstalt verknüpft ist, so wie zwei Leihbibliotheken.

Die hiesige Buchdruckerei ist im J. 1663 von Kaspar Freischmidt aus Arnstadt angelegt. Der glücklichste Zeitpunkt für dieselbe begann gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts, als man ihr die wichtigsten Verlagswerke teutscher und selbst auswärtiger Buchhandlungen zum Druck anvertraute, und dauerte bis in das gegenwärtige fort, doch litt sie bedeutend während des Kriegs von 1805—1815. Nach hergestelltem Frieden zeigten sich wieder günstigere Aussichten, so daß sie sich wieder zu der vorigen Blüthe erheben und mit ihren Nebenbuhlerinnen wetteifern konnte. **)

Dieses waren also die vornehmsten Veranstaltungen in unserer Stadt, welche auf wissenschaftliche Bildung abzwecken. Daß sie nicht ganz unwirksam waren, läßt sich aus mancher erfreulichen Erscheinung, z. B. aus der nicht ganz unbeträchtlichen Anzahl von Gelehrten und Schriftstellern schließen, welche entweder hier geboren oder gebildet wurden, und von denen einige auch dem Auslande nicht unbekannt geblieben sind. Eben so unzweifelhaft beurkunden die von Zeit zu Zeit hier errichteten Vereine zu Unterhaltung über literarische Gegenstände, daß die Liebe zu den Wissenschaften unter uns nie ganz erloschen, sondern stets rege erhalten worden ist.

Zu Ausbildung musikalischer Fähigkeiten reichet die F. Kapelle, welche von jeher in ihrer Mitte talentvolle Künstler besaß, völlig die Hand.

---

*) S. über diese Abgüsse Göthe in den Tag- und Jahresheften als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse von 1740—1806 im 31. B. seiner Werke (Stuttgart u. Tübingen 1830. 12. S. 200.

**) Eine kurze (mancher Berichtung bedürfende) Geschichte der hiesigen Hofbuchdruckerei ist enthalten in G. Fröbel's Album zur vierten Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst (Rudolstadt 1840. gr. 8.) S. 42 — 48.

sondere Weise dieses Kopftuch zu binden, so daß es zum ordentlichen Schiboleth wird, woran man sehen kann, aus welchem Orte eine Frau oder ein Mädchen her ist, und es dürfte kein uninteressantes Unternehmen sein, die verschiedenen Kopftücher Thüringens auf einer Tafel abzubilden und zusammenzustellen. Die Menge und Mannichfaltigkeit dieser Tücher ist in Brotterode für jedes Mädchen, das nicht ganz mittellos ist, unerläßlich und sie geben einen sichern Maaßstab des Reichthums, da bei jeder Gelegenheit andere getragen werden müssen und z. B. die verschiedenen Grade der Verwandtschaft, die größere oder geringere Trauer bei Todesfällen in einer Familie durch die Farbe derselben genau angedeutet werden. Mir scheint es überhaupt, als ob die geschilderte Kopfbedeckung nur einigen Orten des höhern Waldes ursprünglich eigen gewesen sei — vielleicht aus klimatischen Gründen; — denn je mehr man in die Thäler herabkommt, um so mehr schrumpft das Kopftuch, in Brotterode oft einen Fuß hoch, zusammen und wird zum fingerbreiten Streif z. B. in Barchfeld, welcher um die Mütze gelegt wird. Auf der andern Seite des Thüringerwaldes geht es in andere Formen über, verliert die malerische, oft mit so vieler Grazie gebundene Schleife und erscheint als kahle Binde, deren lange Enden geschmacklos hinten herabhangen. — Oft hat sich mir die Bemerkung aufgedrungen, es müsse ein tieferer Sinn darin liegen, daß bei allen Völkern der Kopf ein Gegenstand der launenhaftesten Verzierungssucht von jeher gewesen ist und wahrscheinlich auch bleiben wird. Keinem Theil des Körpers ist so viel Aufmerksamkeit gewidmet worden, wie gerade diesem; keiner hat so viel Formen und Dimensionen annehmen müssen und ist von einem Extrem zum andern geschleudert worden; aber auf keinen äußert die Ausschmückung einen solchen Einfluß und bringt so ganz andere Wirkungen hervor, als auf das Gesicht. —

Mit besondern Trachten und Ceremonien werden die großen Hochzeiten in Brotterode gefeiert. Bei dem dritten Aufgebote muß die Brut (Braut) in eigenthümlicher Kleidung in der Kirche erscheinen und dem Gottesdienst meist stehend beiwohnen, das nennt man sich kreuzen und das ist der Familie und allen Freunden und Bekannten ein Zeichen, daß in der Woche die Trauung statt findet. Sie trägt den Zackenrock, hohe Schuhe mit Klötzen, weiße Schürze mit breitem rothen Band, weiße Handschuhe, das sogenannte Sürkesmieder mit Spitzen besetzt; der Hals ist bloß, mit einer Korallenschnur, an welcher vorn mehrere große Geldstücke hängen und die hinten mit einer handbreiten feuerrothen Quaste befestigt ist, umgeben. Das Haar, der Kopf und die ganzen Zöpfe sind mit rothen Bändern umwunden und darüber ist eine breite Spitze, die sogenannte weiße Haube gelegt, so daß auf der Stirn und an den Seiten nur hier und da das rothe Band und oben die aufwärts gerichteten und gegen einander gekrümmten Zöpfe sichtbar sind. Hat die Braut durch dieses Kreuzen angezeigt, daß die Hochzeit nahe bevorsteht, dann sorgen die Verwandten und alle Nachbarn für eine gehörige Menge Rahm oder Sahne, damit dieser in das Hochzeitshaus

am Mittwochen getragen und davon die beliebten Rahmkuchen in großer Anzahl für die ganze Dauer des Festes gebacken werden können. Die Pathe der Braut und ihre Gespielinnen sind verpflichtet bei diesem Kuchenbacken hülfreiche Hand zu leisten; sie selbst, im besten Staat, empfängt den Rahm, der in Fässer geschüttet wird, und bewirthet jeden mit einem Glase Wein und die sogenannte Brodträgerin reicht Brod und Wurst herum. Diese Brodträgerinnen, von denen auf jeder ordentlichen Hochzeit viere sein müssen, haben einen der Braut ähnlichen Anzug, jedoch ohne den Kopfputz und außerdem noch an der linken Schulter ein neues Tuch befestigt, welches von der Braut geschenkt ist; sie müssen für Brod sorgen und tragen dieses in schönen Körben während jeder Mahlzeit den Gästen hin.

Der Bräutigam oder Knecht, wie er in der Volkssprache heißt, ladet nun an diesem Tage unter dem Beistand einiger Freunde mit einigen selbst fabricirten Knittelversen die Gäste zur Hochzeit ein. Die Braut aber bestellt bei dem Pfarrer die Trauung, indem sie diesen zugleich mit einem Kuchen und einer Flasche Wein beschenkt. Auf den Donnerstag zwischen 11 und 12 Uhr — einem weit verbreiteten Volksglauben nach ist nur die Ehe eine glückliche, welche vor der zwölften Stunde eingesegnet ist — geht es in feierlichem Zuge nach der Kirche; voran ein Musikchor mit geschmückten Instrumenten, dann kommt die Braut, zur Rechten der Brautführer, zur Linken der Brautdiener, darauf der Bräutigam geführt von seinem Pathen, welcher, beiläufig gesagt, in Brotterode in so genauer Beziehung zu ihm steht, daß er den Vorzug vor dem nächsten Verwandten und selbst einem Bruder hat, zuletzt folgen die Gäste und jeder Mann oder Bursche trägt ein schönes Tuch und ein Sträuschen marum verum in der Hand, das zu diesem Zwecke in großer Menge von den Bergbewohnern gezogen und bei jeder feierlichen Gelegenheit ausgetheilt wird.

Der Anzug der Braut ist jetzt ganz schwarz, sie ist mit dem sogenannten Flitterheit geziert, d. h. ihr Kopf ist ganz mit gelben Blechstücken bedeckt, die an einem rothen Bande befestigt sind und um das Haar gewunden werden. Das schwarze Leibstück ist roth oder gelb zusammengeschnürt, und um die Hüfte trägt sie einen silbernen Gürtel mit silberner Kette, in diese ist ein weißes mit Spitzen besetztes Taschentuch geschlungen und mit einem breiten rothen Bande befestigt. Der Brautführer hat sie zum Altar und wieder zurück zu geleiten. Der Brautdiener muß ihr alle kleinen Dienstleistungen besorgen, den Mantel umhängen 2c.

Bei der nun folgenden Mahlzeit erhält die Braut immer zuerst und darf sich die besten und größten Portionen auswählen, welche überhaupt schon so eingerichtet sind, daß der stärkste Esser nicht im Stande wäre, eine solche aufzuzehren. Was übrig bleibt wird nebst Geld und Bier von der Braut einem Armen zugeschickt. Befindet sich unter den Gästen ein kürzlich verheirathetes Paar, so versuchen einige der jungen Frau einen Schuh wegzunehmen, und ihr Gatte ist

gehalten, diesen mit einigen Geldstücken, die an ein Band befestigt und der Frau umgehangen werden, auszulösen, worauf die junge Frau ihren Gatten und die andern, welche bei diesem Scherze thätig gewesen sind, mit Confect bewirthen muß. Es heißt dies in die Frauenschaft einkaufen und gehört mit unter die uralte Sitte des Hänselns.

Nach geendigter Mahlzeit zieht die Braut mit vielen Mädchen im Orte umher und besucht fast jedes Haus, um ihren Putz sehen zu lassen; dann beginnt der Tanz, wobei der sogenannte Brautreihen vorkommt, den Braut und Bräutigam allein tanzen und wobei die Braut auf jede Weise dem Bräutigam zu entschlüpfen sucht, bis er sie endlich mit vieler Mühe fängt. Haben sich die Gäste endlich um Mitternacht zur Ruhe begeben, so wird noch jeder Begünstigten oder durch Reize Ausgezeichneten Schönen eine Nachtmusik gebracht.

Der Freitag ist der Schenktag, da bekommen die Vermählten von allen Freunden und Verwandten sowohl Geld als nützliches Hausgeräthe. Vor allen muß sich der Pathe auszeichnen. Der Bräutigam erhält von dem seinigen gewöhnlich einen großen kupfernen Kessel; die Braut ein mit schönem Zeug oder gar mit Seide überzogenes Kissen, das mit Bändern geziert und mit Federn so gut ausgefüllt ist, daß sich hernach ein ganzes Kinderbettchen davon machen läßt. Als Rückgabe oder Gegengeschenk giebt die Braut ein Paar Schuhe und überhaupt werden diese Gaben genau aufgeschrieben und berechnet, damit sie in vorkommenden Fällen und oft nach zwanzig Jahren noch, durch ähnliche Geschenke wieder ausgeglichen werden können. Wer außerdem etwas geschenkt hat, was 1 Thlr. werth war, der erhält einen Kuchen und eine Kanne Bier, kostet es 2 Thlr., so muß er zwei Kuchen und eine Bout. Wein erhalten ꝛc. Jenes Federkissen hat viel Aehnlichkeit mit der sehr alten deutschen Gewöhnheit jungen Eheleuten am dritten Ostertage einen geschmückten Ball zu schenken, wogegen diese dann den unverheiratheten Mädchen und Burschen einen Tanz veranstalten mußten und weshalb man noch jetzt jede Tanzbelustigung einen Ball zu nennen pflegt.

Auf den Sonnabend wird sich nun die Zeit mit allerhand Kurzweil vertrieben. Wer z. B. zu spät kommt, muß eine Geldstrafe zahlen; oder hat er zu lange geschlafen, so wird er auf eine Leiter gesetzt, und nach dem Hochzeithause getragen ꝛc. Den Sonntag ist wieder volle Hochzeit und so schließt endlich ein Fest, das fast eine ganze Woche hindurch gedauert hat.

Auch die Kirmes, welche um Jacobi gehalten wird, wird mit vielem Glanze gefeiert. Sie steht im Zusammenhange mit einer Fahne, die an diesen Tagen vom Kirchthurme herabflattert und nach der Sage das Geschenk eines Kaisers sein soll, der sich einst in den Bergen verirrt oder dessen Gemahlin zu Brotterode niedergekommen wäre. Dieser Kaiser soll Carolus Quintus, oder Rudolph von Habsburg oder gar Carl der Große gewesen sein und sich von dieser Zeit der Besitz der Gemeindewaldung und noch andere Gerechtsame herschreiben. So lange die Fahne sichtbar war konnte kein Verbre-

cher verurtheilt oder gefänglich eingezogen werden, die Fischerei und jede Art von Handel war jedem erlaubt. Bei einem Versuche diese Reliquie den Brotterödern zu rauben, haben sich besonders die Weiber so tapfer zur Wehre gesetzt und so muthigen Widerstand geleistet, daß die Angreifer ihr Heil in einer schimpflichen Flucht haben suchen müssen.

Auch im Jahr 1806, sagt Herzog in seinem Taschenbuche für Reisende durch den Thüringerwald, als die Franzosen ihre alte Herrscherfamilie vertrieben hatten, wagten die Brotteröder mit den Bewohnern von Kleinschmalkalden, Floh, Herges rc. im Decemb. d. J. einen tollkühnen Angriff auf Schmalkalden, nahmen den Franzosen 18 Kanonen ab und bemächtigten sich der Waffen. Doch dieser Aufstand war zu vereinzelt und zu schwach, um von andern, als traurigen Folgen für die Urheber zu sein, von denen mehrere durch Deportation büßten. Als die Herrschaft der Franzosen, nach der Schlacht bei Leipzig, ihrem Ende nahte, konnten die ungeduldigen Brotteröder die Ankunft ihrer Befreier kaum erwarten, sie stürmten das Haus des verhaßten Maire's Eichhorn, der sie im Geiste des westphälischen Königreichs, dem sie angehörten, tyrannisirte; er rettete sich durch die Flucht, aber das Haus entging der Verwüstung nicht.

Brotterode hat seiner Lage nach, kaum ¾ Stunden von der Höhe des Inselsberges entfernt, ein ziemlich rauhes Klima, die Winter sind anhaltend und strenge, darum liebt der Brotteröder, obgleich er sonst gegen die Kälte abgehärtet ist, eine warme Stube, die dann auch das ganze Jahr geheizt ist, weil er in seinem Ofen zugleich auch seine Speisen kocht. Die Einrichtung des Wohnzimmers hat etwas besonderes und erinnert an die Stuben unserer Vorfahren. Sie gehen gewöhnlich durch die ganze Tiefe des Hauses und haben auf drei Seiten Fenster; dabei sind sie durch einen Vorhang, welcher vom Ofen in der Mitte des Gemachs herübergeht, in zwei Theile getheilt. In der vorderen Hälfte steht die Werkstätte des Ringenschmiedes oder des sonstigen Professionisten; in der hinteren ist das Schlafgemach und der Aufenthalt für die kleinen Kinder. Einige Blumen müssen das Fenster zieren und einige gefiederte Waldsänger seine Stube beleben, die außerdem sehr reinlich gehalten und wöchentlich einmal, wie fast in der ganzen Herrschaft Schmalkalden, mit Sand gescheuert wird. Kuchen dürfen bei keinem Feste fehlen und finden sich auch auf des Aermsten Tische, der dann gern seine Freunde bewirthet und mit ihnen bei derbem Witze und lebhafter Unterhaltung fröhlich ist. Rühmlich ist die Bereitwilligkeit der Brotteröder, womit sie untereinander sich mit Rath und That beistehen, so daß eigentlich wenig ganz Arme im Orte gefunden werden und es einem jeden leicht gemacht wird, wenn er nur guten Willen, Fleiß und Geschicklichkeit besitzt, sich weiter fortzuhelfen. Viele leben im Wohlstande und treiben einen beträchtlichen Handel, so daß die Männer und Söhne im Sommer wenig nach Hause kommen. Ein schön gebautes Gesellschaftslocal auf der Höhe vereint sie jeden Abend und bietet auch den Weibern und Mädchen, die sonst sehr häuslich sind zuweilen eine Abwechselung.

Die Umgebungen von Brotterode sind für den Naturfreund und Forscher von mannichfaltigem Interesse. Der Mineralog kann sich die verschiedensten Arten Granit, Glimmerschiefer, Grünstein, Hornblende, Trapp und Syenit verschaffen; auch Turmalie und Amethyste in schönen Drusen wird bisweilen gefunden. Der Botaniker wird auf dem Inselsberge, im Gehege und im Laudenbacher Thale manche seltene Pflanze finden und der berühmte Dr. Ernst Ludwig Heim, dessen Wiege nicht weit von Brotterode stand, besuchte noch als königl. preuß. geh. Rath und im hohen Alter den Inselsberg, um sich an dessen Reichthum von verschiedenen Moosen zu erfreuen. Auch dem Entomologen wird hier manches geboten, besonders an Microlapidopteren, Caraten und Brachelytren, was er an andern Orten vergebens suchen dürfte.

Die herrliche Aussicht des Inselsberges ist mit Recht berühmt und Tausende genießen dort oben, wo der Blick rund herum in die weiteste Ferne schweift, das Erhabene eines Sonnenaufgangs oder Untergangs. Letzterer ist in der Regel ungetrübter und leichter zu treffen für den Reisenden, da nur an ganz heitern Frühlingstagen, wo der Aufenthalt auf solcher Höhe der Kälte und des Schnees wegen, welcher den Gipfel meist dann noch bedeckt, nicht immer angenehm zu nennen ist, die Sonne sich ganz rein über den Horizont erhebt. Es dürfte zu wünschen sein, daß für die Bequemlichkeit des Wandrers auf dem Inselsberge mehr gethan würde, und daß man wenigstens das von Ernst dem Frommen erbaute Häuschen wieder in wohnlichen Zustand setzte. Von den dem Auge hier sich bietenden Gegenständen mögen nur einige genannt werden: Der Schneekopf, Beerberg und Höhberg im Südosten, der Dolmar, die Gleichberge bei Römhild und die Rhöngebirge im Süden. Westlich und südwestlich die Wartburg, den Meisner, den Blaßberg und den Hercules auf Wilhelmshöhe; nördlich und östlich öffnet sich die fruchtbare mit Dörfern besäete Ebene des Gothaischen Landes, der Friedenstein und Tenneberg in der Nähe und Erfurt mit seinem majestätischen Dome in der Ferne, zwischen dessen beiden Thürmen die Sonne heraufblitzt. Die untergehende Sonne erwartet man oft auch bei dem sogenannten Dreiherrnsteine, einem Felsen an dem westlichen Ende des Inselsberges.

Von Brotterode nach Herges geht der Weg durch das Laudenbacher Thal, wo zu beiden Seiten eine Menge Felsen in den verschiedensten Formen sich aufthürmen; bald inmitten von grünenden Wiesen, bald zwischen hohen Buchen sich erheben, bald auch auf der höchsten Spitze thronen und sogar, wie am Halbsteine, über die darunterliegenden Felsen hinwegragen und den Wandrer zu zerschmettern drohen. So daß dieses Thal zu den schönsten und interessantesten Punkten des Thüringerwaldes gezählt werden kann.

Hoffmeister.

Schloß und Flecken Stiege mit ihren Umgebungen.

Was ziehet dort oben am Holze entlang?
Sind's Krämer mit Gütern belastet?
Schnell Knappen herbei, es gilt einen Fang,
Nicht säumig und feige gerastet.

So tobte der Ritter vom Styge gar rauh,
Ein Räuber wie keiner im Lande,
Wie Sturmwind brauste er fort durch den Gau
Und warf die Krämer in Bande.

Im Schlosse theilt' er die Beute dann aus,
Gab Jedem nach Gunst und Gefallen,
Nun lebte er tüchtig in Saus und in Braus
Bis wieder er wetzte die Krallen.

Das Schloß noch thront, der Fels nicht wankt,
Der einst den Jammer geborgen,
Auch ist das Thal noch vom Walde umrankt,
Drin lebt noch Mancher mit Sorgen.

Doch droben im Schlosse jetzt Biederkeit weilt
Im freundlichen Jägersgewande,
Und wo einst die Räuber die Beute getheilt
Ruhn Freunde am felsigen Rande.

Wenn im räuberischen Mittelalter irgend eine Burg im geheimen Versteck und zur Wegelagerung günstig erbauet war, so ist

es Schloß Stiege gewesen. Noch jetzt liegt es von Wäldern und Bergen so umkränzt, daß man von wenigen Seiten nur seine Dächer bemerkt bis man nahe davorsteht, und obwohl in geringer Entfernung davon eine uralte Gebirgs- und frühere Kohlenstraße, die hohe Straße genannt, den Harz der Länge nach durchschneidet, so könnte man dreist darauf hinwandern, und nicht aufmerksam gemacht, würde Stiege vielleicht unbemerkt bleiben.*) Es ist hier auf der Hochebene des Unterharzes eine Wasserscheide, wo die Quellen der Selke, der Luppbode, der Rapbode (Hassel) und der Bäre in geringer Entfernnng von einander entspringen, und an dem südöstlichen Abhange eines langgedehnten Bergrückens ragt das altersgraue Schloß auf einem hervorspringenden nicht sehr hohen Felsen in einen freundlichen waldumgrünten Thalkessel hinein. Die vielen Quellen dieser Gegend sind am Fuße des Felsens zu drei großen Teichen gesammelt, an welchen der Flecken Stiege entlang gebauet ist, und ihr Abfluß heißt die Hassel. Diese großen Teiche, deren ruhige Wasserspiegel des Schlosses Conterfei geben, eingerahmt vom Grün frischer Wiesen und dunkeler Buchenwälder und von bescheidenen ländlichen Wohnungen verleihen dem Landschaftsbilde viel Anmuth, und wollte jemand in stiller Abgeschiedenheit seinen eigenen Betrachtungen und Phantasiegemälden leben, so würde die hier nicht reizlose Natur ihm gewiß mannichfachen Stoff dazu liefern. — Wann der erste Baustein auf diesen Felsen gelegt ward, ist eben so ins Dunkel gehüllt als der Name dessen, der es that. Stübner nimmt als den spätesten Zeitpunkt das achte Jahrhundert an, weil der Flecken Stiege schon in heidnischer Zeit ein bewohnter Ort war, und das Schloß muthmaßlich doch früher erbauet worden sei. Daß Schloß und Flecken sehr alt sind und in das graue Alterthum hinaufragen, bezeugen übrigens alle alte Chronikenschreiber. Weil es im vierzehnten Jahrhundert noch „das heidnische Stiege" heißt**), so muß es länger als die Nachbarörter der Sitz des Heidenthums geblieben sein, was auch alte Urkunden bestätigen, und gewiß trug seine versteckte Lage hierzu nicht wenig bei. Unfern des Schlosses bei der ehemaligen Schäferei, jetzt Domaine Stiege, hieß lange ein Platz noch die Osterkirche. Das einwandernde Christenthum liebte aber, die umgestürzten heidnischen Opferaltäre durch christliche Kirchen zu

---

*) Die hohe Straße heißt noch jetzt der von Güntersberge nach Stiege und Hasselfelde über ein hochgelegenes Feld hin laufende Fahrweg. Schon in einem Lehnbriefe Herzog Wilhelms von Braunschweig, als er 1203 Graf Siegfried III. von Blankenburg mit dem Forste zwischen der Bäre und genannter Straße belieh, wird sie die hohe Straße genannt. So führt sie diesen Namen auch in einer Urkunde Graf Heinrichs von Blankenburg vom 14. Septbr. 1319. Desgleichen wird sie in der Reinsteinschen Grenzbeschreibung von 1625 so aufgeführt. cf. Stübners Denkwürdigkeiten von Blankenburg. Thl. 1. p. 62. in Delius Geschichte des Amtes Elbingerode p. 32.

**) cf. Leuckf. antiq. Blankenb. p. 73. Harenb. hist. Gandersh. p. 809 u. 944.

ersetzen, und weil man im Jahre 1781 beim Umroden hier wirklich auf vieles Mauerwerk wie Reste eines Kreuzganges und tiefer auf drei Menschengerippe in sitzender Stellung gestoßen ist, also ein Kloster oder eine Kirche hier gestanden haben mag, so war vielleicht ein Altar oder Tempel der am Harze viel verehrten Göttin Ostera hier errichtet, womit auch die Sage übereinstimmt. Dem Schlosse und Flecken Stiege hiernach ein Alter von tausend Jahren beizulegen, ist keine Uebertreibung. Der Name wird bald von Steigen bald von einem im Felsen gehauenen jetzt noch hinter der Schenke sichtbaren Stiege abgeleitet.*) In alten Lehnbriefen des funfzehnten Jahrhunderts heißt es der Stich, und am wahrscheinlichsten bleibt es immer, die Benennung von jenem Stiege, der auch der Heidenstieg, Jägerstieg oder kurz weg Stieg hieß und nach noch sichtbaren engen Fahrgleisen auch fahrbar war, abzuleiten. Der Sage nach soll das Schloß ein Raubschloß gewesen sein. Ob und wie lange es aber vor dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert dieß saubere Handwerk getrieben hat, läßt sich jetzt nicht mehr angeben. Manche günstige Gelegenheit bot die benachbarte alte Straße von Nordhausen nach Quedlinburg**) und die schon erwähnte hohe Straße dazu dar, und mancher des Weges sorglos daherziehende Kaufmann mag im Dickicht des Waldes wohl Güter und Leben an einem auflauernden tückischen Hinterhalt eingebüßt haben. Vielleicht bekamen die nahen Mordthäler davon ihren Namen. Die Beute wurde aber vor der Burg auf dem darüber liegenden Berge getheilt, der davon bis jetzt noch das Raube- oder Rübeland heißt.***)

Betrachtet man das Schloß in seiner derzeitigen äußern Gestalt, so verleugnet es zwar sein Alter nicht, hat aber fast nichts einer Burg Aehnliches mehr aufzuweisen. In dem Style anderer alten Burgen kann es wegen Mangel des Raumes auch nie aufgeführt gewesen sein. Wie schon bemerkt, steht es auf einem Felsen, dessen obere Fläche nur ein einziges großes Gebäude vollkommen einnimmt. Als ein längliches Viereck war es ehedem mit vier starken Eckthürmen versehen. Nach der Thalseite schirmte der nackte schroffe Felsen, und nach der Bergseite wurde die Veste von einem tiefen Graben geschützt, über welchen eine 40 Fuß hohe Zugbrücke vom höhern Berge herab durch einen Thurm den einzigen Eingang zum Schlosse bildete. Als man diesen Thurm abtrug, wurde 1704 die Zugbrücke niedriger angelegt. Man hatte dem Schlosse aber damals schon eine

---

*) Merian, der auch eine Abbildung des alten Schlosses liefert, leitet den Namen von Steigen ab. p. 192.

**) Jetzt führt sie über Breitenstein und Güntersberge.

***) Auf diesem Rübelande, das nicht mit dem Hüttenorte des Namens zu verwechseln ist, standen späterhin vier zum Schlosse gehörige Diensthäuser, die 1818 aber mit abgebrannt sind.

rein ökonomische Bestimmung gegeben und es dem Pächter zur Wohnung überlassen. Weil die Brücke also wegen des 20 Fuß tiefen Schloßgrabens im Felsen immer noch hoch und für den Pächter vielfach unbequem war, so wurde 1780 bei einem abermaligen Bau auch der tiefe Schloßgraben am Eingange verschüttet und ausgefüllt. Durch diese und andere Bauten hat das Schloß sein früheres Ansehen ganz verändert, und von den ehemaligen Eckthürmen ist bloß noch der südwestliche stehen geblieben. Ein Graf von Blankenburg-Reinstein bauete auf der Südostseite noch einen Flügel an, so daß das jetzige Schloß aus dem ältern und neuern Theile besteht. Der ältere ist aber noch immer der bessere und bewohnte, während der neuere nur zu Speichern und Wirthschaftskammern benutzt wird. Wanneher der ältere, der in seinen dicken Mauern und in seiner ganzen Bauart für ein hohes Alterthum spricht, erbauet sein mag, läßt sich nicht angeben. Sollte die auf der Westseite des Schlosses in einen Stein gehauene Ziffer 170 das Erbauungsjahr 1170 andeuten? Dieß ist eine auf sehr unsicherm Grunde ruhende Annahme, weil dann nicht blos eine 1 noch ergänzt werden müßte, sondern weil auch die arabischen Ziffern erst im dreizehnten Jahrhundert durch die Kreuzzüge nach Europa und Deutschland gekommen sind, und man sich bis dahin der römischen Zahlzeichen noch bedient hat. Vielleicht hat man bei einer spätern Reparatur die verwitterte römische Jahrzahl durch eine arabische ersetzt und die Tausend wie bisweilen weggelassen. Diese Erklärung ist jedoch eine bloße Vermuthung ohne alle historische Gewähr. Daß das Schloß den Feuerverwüstungen nicht entgangen ist, haben ausgebrannte Mauern so wie im Brandschutte aufgefundene durch das Feuer verglaste Steine und der kupferne Fuß von einem Kessel bewiesen, welche Gegenstände man bei Anlegung eines Gärtchens vor dem Schlosse gefunden hat. Am merkwürdigsten sind aber die Keller und Gefängnisse im ältern Schlosse und erinnern lebhaft an das frühere Räuberhandwerk. Sie sind theils in Felsen gehauen, theils bestehen sie aus starkem mit Trägern versehenem Mauerwerk. In das eine dieser Gefängnisse, das eigentliche Burgverließ, gelangt man erst, nachdem man einen hohen geräumigen Keller durchwandert hat. Dann führt ein sehr enger in Felsen gehauener Eingang in einen schmalen Raum, der wegen seiner Nässe und Moderluft das treueste Bild einer Mörderhöhle ist. Ewige Nacht, die wegen feuchter Luft nur von schwachem Lampenschimmer erhellt werden kann, herrscht darin, und blickt man genauer nach den eng umschließenden Wänden, so bemerkt man nicht blos in der obern Wölbung eine kleine viereckige Oeffnung, um den Schlachtopfern einige Nahrung zu reichen, sondern an den Wänden zum Anschließen der Unglücklichen auch große eingemauerte eiserne Krampen. Wie mancher Elende und Schuldlose mag hier Gott vergebens als seinen Erretter und Rächer angerufen und in dumpfer Verzweiflung den letzten Todesseufzer ausgestoßen haben? Könnten diese Felsen reden, welche Schauder würden sie uns aus dem so oft gepriesenen Ritterthume enthüllen? Ehedem will man beim Aufräu-

men auch einige Knochen und vom Roste zerfressene Waffen darin gefunden haben. Ein anderes Gefängniß ist in dem schon erwähnten alten Eckthurme, worin eine Wendeltreppe nach oben führt, und dieß heißt der Pfaffenwinkel, weil der Sage nach ein Pfaffe darin hat verhungern müssen. Ein drittes soll ehedem noch in einer Vertiefung im abgebrochenen Thurme am Eingange gewesen sein, in welches diejenigen versenkt sein sollen, die sich nicht haben loskaufen können. *)

Daß ein Brunnen inmitten der geräumigen Hausflur gewesen ist, berichtet zwar die Sage, weil er aber verschüttet ist, so sieht man jetzt keine Spur mehr davon, denn die Senkung im Hauspflaster soll von dem verschütteten dritten Gefängnisse herrühren. Daß das Schloß auch aus seinen obern Zimmern keine ausgedehnte Aussicht eröffnet, ist aus seiner im Eingange geschilderten Lage schon abzunehmen. Dessenungeachtet bietet es durch die umschließenden Berge hindurch vorzüglich des Abends, wenn die Sonne hinter die Berge untertaucht, ein schönes Diorama nach dem Brocken und seinen Nachbarbergen dar, der bei fünf Stunden Entfernung überraschend nnd majestätisch groß vor dem Blicke sich erhebt.

Weil die Kirche des Fleckens Stiege am Schloßberge dicht unter das Schloß gebauet ist, so steht zu vermuthen, daß sie den Burgherren ehedem auch zu ihrer Kapelle gedient hat, wenigstens liegen mehrere Blankenburg-Reinsteinsche Grafen darin begraben. Die ehemalige ältere, die auf derselben Stelle stand, war dem Apostel Jacobus dem jüngern gewidmet, und war aller Vermuthung nach mit der Einführung der christlichen Lehre etwa im Anfange des neunten Jahrhunderts schon erbauet worden; denn der Götzendienst mochte wohl nur im Verborgenen vielleicht außerhalb des Ortes lange noch getrieben werden. Diese enthielt die gräflichen und adeligen Begräbnisse mit alabasternen Monumenten. Weil sie aber trotz einer schon 1590 unter einem Hauptmann von Oppershausen vorgenommenen Reparatur immer zu klein blieb und den Einsturz drohete, so wurde sie 1708 niedergerissen, wobei die erwähnten Begräbnisse sammt ihren Monumenten verschüttet sind und eine neue gebauet. In der Zwischenzeit wurde der Gottesdienst auf dem Schlosse im Brauhause gehalten. Die neue wurde 1711 den 13. Septbr. unter großen Festlichkeiten eingeweihet und „zur Hülfe Gottes" genannt. **) Wegen der tiefen Lage hat auch die neue Kirche, so wenig als die

*) v. Rohr in seinem Unterharze berichtet von Gespenstern in diesen Gefängnissen, welche die Gefangenen und Andere oft sehr beängstigt hätten. Jetzt weiß man hiervon nichts mehr.

**) Der erste evangelische Prediger war Gerlach Nolte aus Franken, der etwa ums Jahr 1535 unter Graf Ulrich V. die Religion und den Gottesdienst hier reformirt hat. Vorher gehörte die Kirche zum Erzbischöfl. Sprengel Halberstadt.

alte damit geziert war, einen starken Thurm für ihre Glocken bekommen, sondern ein niedriger hübscher Glockenstuhl trägt sie auch jetzt noch. Weil aber ein herrliches Echo vom gegenüberliegenden Berge das an sich schöne Geläut noch verstärkt, so ist es ein wirklicher Hochgenuß, das Feiergeläut der Glocken oder den melodischen Klang heimziehender Kuhheerden, oder den muntern Gesang fröhlicher Menschen, oder die heitern Weisen anderer Musik durch dieses klare Echo verstärkt und vermehrt zu vernehmen. Welchen und wie viel Familien dieses Schloß im Laufe der Zeiten angehört hat, läßt sich nicht mehr ermitteln. Frühzeitig im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert findet man es aber schon in den Händen der Grafen von Blankenburg-Reinstein, von denen einige auch hier residirt haben. So bauete einer derselben, wie schon gesagt, den Flügel als Jagdschloß noch an. Graf Ulrich IV. wählte etwa 1528, nachdem er die Regierung seinen Söhnen übergeben hatte, dieß zu seinem Ruhesitze und starb hier 1530.*) Seiner Gemahlin Anna aus dem Gräfl. Hohensteinschen Hause war Stiege schon 1509 zum Leibgedinge von Herzog Heinrich dem ältern bestätigt worden, und sie wurde nach ihrem Tode auch hier beigesetzt.**) Vorzüglich liebgewonnen hatte aber Ulrichs Enkel, des unglücklichen Grafen Ulrich V. Sohn, Graf Bodo II. dieß Schloß, denn er pflegte oft zu sagen:

Eh' ick wollt verlaten mynen leven Stieg
Wollt ick verlaten mynen edeln Lief.

Er überließ deshalb das Schloß Blankenburg der Wittwe seines verstorbenen Bruders Ernst und dessen Sohne, und schlug seine Residenz zu Stiege auf. Da er zur Vollendung des Reformationswerkes in seiner Grafschaft viel beitrug und überhaupt sehr religiös war, so versäumte er in gesunden Tagen den öffentlichen Gottesdienst niemals und wohnte auch demselben stets vom Anfange bis Ende bei. Er ernannte daher auch zwei der Stiegischen Pastoren, Peter Stephani und Johann Querfurt, zu Hofpredigern. Nachdem er 1594 den 4. October zu Stiege ohne Kinder gestorben war, brachte man aber seinen Leichnam nach Blankenburg, wo er in der Barthol. Kirche beigesetzt wurde.***) Seine zweite Gemahlin Anna von Schönburg, die ihn zwar überlebte, aber nur die ersten acht Tage ihres Ehestandes gesund übrigens mehrentheils bettlägerig gewesen ist, bewohnte auch weiterhin als Wittwe noch das Schloß. Ob sie je-

---

*) S. Liebhaber über das Fürstenthum Blankenburg und Eckstorm p. 24.

**) S. die folgende Note, die auch hierher zu ziehen ist.

***) Diese Nachrichten sind aus des Hofpredigers Querfurt zu Stiege auf Graf Bodo 1594 gehaltenen und 1595 gedruckten Leichenpredigt entlehnt, s. Stübners Denkwürdigkeiten Th. 1. p. 113.

doch nach ihrem schmerzhaften Tode auch hier beigesetzt ist, steht mehr zu vermuthen, als daß es fest behauptet werden kann. Manche Namen z. B. der Thiergarten und der Thiergartenteich nahe bei dem Flecken erinnern noch immer an diesen gräflichen Aufenthalt. Weil aus einer Urkunde erhellt, daß die Grafen Ulrich III. und Bernhard schon 1442 einen Voigt oder Amtmann hier gehalten haben, welcher jährlich hat Rechnung ablegen müssen,*) so ist Stiege demnach schon im funfzehnten Jahrhundert zu einer Voigtei oder Justizamt eingerichtet gewesen. Ja aus den Inquisitionsacten vom Jahre 1600 ist ersichtlich, daß mit diesem Amte selbst die Obergerichte verbunden gewesen sind, was der Galgenberg am Hasselfelder Wege nnd die Stüpegasse im Flecken selbst noch bestätigen.**) Durch letztere wurden nämlich die Missethäter, welche den Staupenschlag bekamen, aus Stiege hinaus bis an die Anhaltische Grenze geführt, wo sie die Urfehde abschwören mußten. Das Amthaus stand unter dem Schlosse neben dem Rathhause. Weil aber beide 1605 abbrannten, so wurde späterhin in das obere Stockwerk der Schenke die Rathsstube verlegt und darin auch Amtstag gehalten. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert ist Amt und Schloß Stiege mehrmals versetzt gewesen. So bekam es zufolge einer Urkunde von 1538 von Graf Ulrich V. und Grafen Bernhard Schulden halber 1539 ein Fürst zu Anhalt für 5000 Goldgulden zum Unterpfande, und 1554 verschrieb es Graf Ernst auf 6 Jahre wiederkäuflich einem Thamm von Schaafstädt für 6147 Goldgulden. Im Jahre 1590 und 1600 befand es sich nach dem alten Kirchenbuche pachtweise in den Händen eines Obristen Johann von Oppershausen, Erbsaß auf Eldingen, der es als Hauptmann verwaltete, und 1606 allda starb, worauf dessen Wittwe Elisabeth geb. von Schulenburg mit ihrem Amtmann Caspar Beyer das Amt verwaltet hat. Wegen einer Predigt fand 1603 von dem Hauptmann von Oppershausen eine heftige Verfolgung des Predigers Andreas Beyer statt, die aber bald wieder unterdrückt wurde. Nachmalige Pfandinhaber sind gewesen Adrian Arnd von Stammer, Erbsaß auf Ballenstedt ums Jahr 1621 auch 1624, um welche Zeit er auf seine Kosten eine Schule bauen ließ, Eberhard von Berlepsch, etwa 1631, von Keydel 1652 und Bodenhausen, welchen die fürstl. Beamten gefolgt sind. Von letzteren ist nur noch zu bemerken, daß der Amtmann Anton Kisling den 11. März 1642 von Straßenräubern auf der Lange erschossen wurde. Als das Blankenburg-Reinsteinsche Grafenhaus 1599 ausgestorben war und die Herzöge von Braunschweig dieses Lehen wieder eingezogen hatten, sind einzelne Glieder dieses Fürstenhauses bisweilen nur

*) Obwohl sich diese beide in die Grafschaft theilten, behielten sie Stiege doch gemeinschaftlich, s. Stübner Th. 1. p. 95. und Erbregister des Amtes und Hauses Stiege.

**) 1694 wurde eine Kindesmörderin von Hasselfelde auf dem Galgenberge decollirt, (s. d. Stieg. Kirchbuch) u. in Stiege auf dem Gottesacker beerdigt.

nach Stiege zu einem kurzen Besuche gekommen. So war dieses der Fall bei der Einweihung der neuen Kirche den 13. Sept. 1711, zu welcher Feier der derzeitige ganze Blankenburgische Hofstaat sich hierher verfügte, und wo auch der damalige russische Kronprinz Alexius Petrowitz, als Verlobter der Prinzeß Charlotte Sophie von Braunschweig-Wolfenbüttel, mit Gefolge das Schloß Stiege besuchte. Außerdem ist es bis 1818 die Wohnung der Stiegischen Oeconomie-Beamten gewesen. Da aber in dem genannten Jahre die sämmtlichen bei dem Schlosse befindlichen Wirthschaftsgebäude abbrannten und man bei dem Wiederaufbau deren Verlegung nach der Stiegischen Schäferei für zweckmäßiger erkannte, so erhielt auch der Pächter dort eine Wohnung, und das Schloß wurde dem das Amt Stiege als Oberforst inspicirenden herzogl. Oberförster als Dienstwohnung übergeben, welche es noch jetzt ist.

Weil seit dem Aussterben der Blankenburgischen Grafen die Geschichte des Schlosses mit der des Fleckens zu sehr verwebt ist, so dürften wir aus dieser wohl hier noch Einiges einschalten.

Die Männer von Stiege (nicht Bauern oder Bürger)*) bekannt als Schippen-, Leitern- und Muldenführer, als welche sie die den Harz umgrenzenden Flachländer weithin durchziehen, sind betriebsam und geschickt in Holzarbeiten wie alle Härzer. Dessen ungeachtet haben sie aber noch immer nicht mehr erworben, als um nothdürftig die täglichen Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Der Ort zählt in 180 Häusern jetzt etwa gegen 1100 Einwohner. Ehedem war sein Breihahn berühmt, und die Brauerei brachte der Gemeinde einen reichen Ertrag. Dieser Erwerb hat sich aber vermindert. Viele Kupferschlacken unter dem Dorfteiche bezeugen, daß in alten Zeiten schon hier viel Bergbau betrieben sein muß. Ein Eisenhüttenwerk war späterhin am Hüttenberge bei der Amtsschäferei, und ein beträchtliches Kupferwerk wurde am Kupfer- und Naterberge an der Bäre noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts betrieben. Das Zechhaus und die Kunst standen noch im Jahre 1747. Die deutschen Kriege und viele Feuersbrünste haben aber vorzüglich dem Wohlstande der Gemeinde sehr geschadet. Im dreißigjährigen Kriege haben die Jahre von 1625 bis 1646 unsägliches Unheil gebracht. 1625 zog Wallenstein mit einem Heere von 20,000 Mann über Göttingen, Eimbeck in das Grubenhagensche und Halberstädtische Land, und so wie er alle Städte und Schlösser auf und an dem Harze einnahm und besetzte so auch Stiege.**) Als 1628 Kaiser Ferdinand II. sich Blankenburgs bemächtigte, besetzte der Obrist Becker von der Ehre außer Blankenburg auch das Amt Stiege.***) Wallenstein, der die Grafschaft vom Kaiser bekommen hatte, tritt

---

*) cf. Th. 2. p. 72. Anmerkung.

**) Schönemanns Alterth. Th. 3. p. 103.

***) S. Liebhaber über das Fürstenthum Blankenburg.

sie an Graf Merode ab, der sie bis 1631 behauptet, worauf sie der Herzog Friedrich Ulrich gegen 50,000 Fl. zurückerhält.

1644 Ende Aprils trieb der General Hatzfeld mit seiner etwa 12,000 Mann starken Armee meistens Cuirassier hier und in der Umgegend sein Wesen.*) 1646 wurde der Ort wieder ausgeplündert, wo auch der Kirche alle ihre heiligen Geräthe geraubt wurden. Aus dieser Zeit rührt auch die große Schanze auf der Grenze gegen Anhalt her, welche gegen die Schweden angelegt wurde, und wo ein Treffen geliefert sein soll. Viele Bewohner von Stiege wurden in diesen bösen Zeiten auch von Straßenräubern erschossen. Nach den in den Kirchenbüchern angezeigten geringen Geburts- und Sterbefällen zu urtheilen, muß der Druck bis 1647 noch fortgedauert und der Ort zwei Drittheile seiner Bevölkerung verloren haben, welche Verminderung sich bis 1690 wahrnehmen läßt. Im siebenjährigen Kriege sind es vorzüglich die Jahre 1759 und 1762 gewesen, die durch Gelderpressungen der Franzosen den Kriegsdruck fühlen ließen, und 1760 wurde die große Schanze wieder erneuert und von den hannöverschen Jägern besetzt.**) Größeres Unheil brachte aber das Jahr 1806, wo nach der Schlacht von Jena von Nordhausen her***) vom 16. bis 18. Oct. zuerst die flüchtenden Preußen und Sachsen, dann aber vom 18. bis 25. ejusd. die in großen Massen verfolgenden Franzosen dem Orte viel Schaden zufügten. Es waren die Corps der Marschälle Mürat und Ney, die durch Plünderung vorzüglich die größten Gewaltthätigkeiten übten, so daß an 200 Einwohner mit ihrem Prediger Söllig wie im 30jährigen Kriege tief in den Wald in die Wolfsthäler flüchteten, und drei Tage bis zum 22. Oct. dort verweilten. Nach amtlichen Verzeichnissen haben diese Tage vom 18. bis 25. Oct. den Einwohnern im Bezirk Stiege durch Mundportionen und Fourage, Verlust an baarem Gelde (exclusive aller öffentlichen und Communalcassen) und durch Verlust an Effecten und Vieh an 21,170 Thlr. 4 Gr. 10 Pf. gekostet, wovon der größte Theil dieser Summe auf den Ort Stiege zu rechnen ist.****)

Von Feuerverwüstungen hat der Ort außer mehreren kleinern Bränden besonders 1564, 1711 und 1745 stark gelitten. Da nun auch die Nachbarstadt Hasselfelde oft von sehr großen Feuersbrünsten heimgesucht ist, so hat Stiege mit seinem geräumigen Schlosse und andern Wohnungen den unglücklichen Abgebrannten von dort namentlich 1794 und 1834 zum gastfreundlichen Asyle gedient. Von 1834 an ist mehrere Jahre hindurch auf dem Schlosse auch Gerichtstag

---

*) S. Zeitfuchs Stolb. Chronik d. J. 1644.

**) Ausführlicheres hierüber ist in der Zeitschrift: „Ascan der Wanderer Jahrg. 1833. p. 115 zu finden.

***) Im Winter geht die Poststraße von Nordhausen nach Hasselfelde durch den Ort, weshalb sich auch ein Zoll dort befindet.

****) Ein Mehreres hierüber steht in ders. Zeitschrift Jahrg. 1834 p. 18. u. 19.

gehalten bis zur Wiedererbauung von Hasselfelde, wohin längst schon die Stiegischen Gerichte verlegt sind. Von der Pest hat Stiege vorzüglich im Jahre 1625 zu leiden gehabt, wo in den Monaten August, September und October 290 Menschen starben. Späterhin ist es von solchen Seuchen nie wieder in dem Grade heimgesucht worden. Als ein auffallendes Beispiel von hohem Alter dürfte dagegen wohl angeführt werden, daß im Jahre 1741 eine Frau Anna Clara Blume gestorben ist, die mit ihrem Manne Nicolaus Rienäcker 53 Jahre in der Ehe gelebt hatte. Aber das nicht allein, ihre Eltern, der Kirchvater Anton Blume und Ilse Mohr hatten auch 50 Jahre und ihre Großeltern Hans Mohr und Magdalene Kupfer hatten selbst 62 Jahre und zwar alle drei Paare hintereinander in ein und demselben Ackerhofe im Ehestande gelebt.

Ehe wir aber ganz Abschied nehmen von diesem alten Harzorte mit seinem Schlosse, müssen wir seiner Volksfeste und seiner Umgebungen noch Erwähnung thun.

Außer einem kurz nach Jacobi fallendem Jahrmarkte und einer Kirmeß hält der Flecken jährlich auch sein Freischießen, das mehrere Tage dauert, und das gilt bei den Stiegern für das größte Fest im Jahre, das ihnen in seinen Freuden über Ostern und Pfingsten geht.

Die Umgebungen betreffend müssen wir zunächst eines mineralischen Brunnens bei der jetzigen Domaine Stiege gedenken, der vor etwa 80 Jahren wieder entdeckt wurde und dessen Einfassung für einen schon frühern Gebrauch redete. Der Geschmack des Wassers ist schwefelicht und die Tradition spricht noch von guten Wirkungen desselben. Ferner eine Viertelstunde von Stiege nach Altenbrak hin liegen die Zellwiesen, wo man durch aufgefundenen Kalk, durch Ziegeln und durch entdeckte Grundmauern den Platz als die Zelle eines Einsiedlers erkannt hat.

Auf der Abendseite von Stiege sind ferner die Wolfsgruben, worin Wölfe bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts gefangen wurden, wo man sie auf dem Harze ausrottete.*) In dem Forstorte Wildgarten oder Wildhagen nach Allrode hin wurde aber Wildprett in Schlingen gefangen.

Nun muß ich noch einer Ruine, der Selkirche, gedenken, die 500 Schritte südwestlich von der Schanze auf einem moorigen Wiesengrunde liegt. Sie besteht aus wenigen alten kaum noch bemerkbaren Mauerüberresten. Auch sollen vor nicht langer Zeit noch Spuren eines Kellers da gewesen sein. Die Erklärung darüber lautet sehr verschieden. Einige vermuthen hier die Lage des eingegangenen alten Dorfes Silkenfelde. Der verstorbene Superintendent Fritzsch in Quedlinburg verlegt dieses jedoch nicht ohne Wahrscheinlichkeit in die Gegend der anhalt. Silberhütte und des jetzigen Vorwerks Hähnichen, welches auch Reinsteinsches Lehen gewesen ist, was jene

---

*) Im Jahre 1669 im Mai starb der Amtskuhhirte, weil er von einem tollen Wolfe sehr verwundet war.

nicht scheinen gewußt zu haben.*) Auch ist der moorige Wiesengrund der Annahme eines Dorfes nicht günstig. Andere halten es für die Reste einer Kapelle, die für Aller (Reisender) Seelen Heil an der alten Nordhäuser Straße, die vormals hier bei einem Teiche dessen Damm noch kenntlich, vorüberlief, erbauet war. Eine Kirche, Kapelle oder Kloster muß es wegen des Namens wohl gewesen sein. Den Namen Sel möchte ich aber lieber von Sohl oder Söhle herleiten. Sohl, Söhle, ein niedersächsisches Wort, bedeutet nämlich so viel als ein quellenreicher Boden. So giebt es bei Günthersberge ein Kattensohl, gewöhnlich Katzsohl gesprochen, ein quellenreiches Thal, von dem die dasige Selke ihren reichsten Zufluß erhält und jetzt von da an erst den Namen Selke annimmt. Auch bei dem Dorfe Lelm giebt es ein Kattensohl, und in Salzsohle, Heringssöhle gebrauchen wir ja das Wort noch immer. Nun liegen in dem moorigen Wiesengrunde der Selkirche sowohl die ersten Quellen der Güntersberger Selke, (richtiger vielleicht Söhlke) als auch einer Selke bei Stiege, die sich mit der Hassel vereinigt.**) Sollte von diesem quellenreichen Boden diese Kirche oder Kapelle ihren Namen vielleicht bekommen haben und eigentlich Söhlkirche heißen? — Doch ich will schließen, weil ich den Unterhaltung suchenden Lesern schon zu viel hierüber geplaudert habe und dem tiefern Geschichtsforscher zu wenig Genügendes geben kann.

---

*) S. Anhalt. Magazin Jahrg. 1827 p. 7.

**) Nicht zu verwechseln mit der Selke bei Hasselfelde, die im Brummeken auf der Robeackergemeinde entspringt, durch Hasselfelde durchfließt und sich auch mit der Hassel vereinigt. S. Stübner Th. 1. p. 353.

W. Schönichen.

Die Pflanzungen am Walsberge.

Zwischen den gothaischen Dörfern Gräfenrode und Dörrberg im Thale der kleinen oder wilden Gera bricht links aus einem engen Seitenthale zwischen dem hohen und langen Walsberge oder Waldsberge zur Linken und dem Burzel oder Borzel (Berg) zur Rechten die Lütsch, ein unter Oberhof aus zwei Quellen entspringender Bach hervor und vereinigt sich dicht am Fuße des Walsberges mit der Gera. Hierher zieht sich von Geschwende herauf ein schmaler Streifen des Schwarzburg-Sondershäusischen Gebiets bis an den Walsberg hinauf. Am Fuße desselben dicht bei der Vereinigung der beiden Bäche liegt in einem friedlichen Gehege von Bäumen, Büschen und Gärten das sogenannte Schwarzburger Forsthaus, die geräumige und sehr freundliche Wohnung des Forstbedienten, der das Revier am Walsberge zu warten hat. Ein Gasthof gleich daneben, eine Mahl- und eine Schneidemühle und einige andre Wohnhäuser in geringer Entfernung bilden die kleine schöne Colonie, die am Abhang der laubigen Berge, am Rande der reizenden Thalweitung und am Eingange in das smaragdgrüne Wiesenthal der Lütsch still und freundlich gelagert, sich wie eine verkörperte Einladung zu gastlicher Ruhe ausnimmt. Wenn ich an dem schmucken Forsthause vorbeigehe, ist es mir stets, als müßte ich den reinlichen Hofraum durchwandeln, die Thürklinke erfassen und in das Haus eintreten, das mich so heimisch anspricht, und es mir wohl darin sein lassen. Gut ist es, daß wenigstens ein Gasthof daneben ist, denn ganz vorübergehn zu müssen, würde mir allzu weh thun. Und wirklich war das Schwarzburger Forsthaus eine Reihe von Jahren der Sitz der edelsten und liebenswürdigsten Gastlichkeit, und Viele segnen das Andenken an hier verlebte schöne Stunden. Es war dies die Zeit, wo der biedre Forstmeister Winter der schöpferische Geist dieses Forstes war, eine treffliche Hausfrau um ihn waltete und reizende Töchter, tüchtige Söhne in diesem Hause aufblühten. In manches Mannes bunter

Erinnerung steht dies Haus mit seinen damaligen gar lieben Bewohnern wie ein leuchtendes Paradies der Jugend. Vom Forsthause führt ein gemüthlich grüner Weg in das Thal der Lütsch nach dem kleinen Dörfchen Lütsche mit zehn zerstreuten Häusern oder richtiger Hütten, von neunzig und einigen blutarmen Leuten bewohnt. Ein weit schönerer Weg zieht sich aber über die letzte nicht steile Anhöhe des Walsbergs, ein so dämmeriger herrlicher Waldpfad, von so seltenen, unbekannten, wunderbar schönen Bäumen überschattet, daß das Bild des Paradieses in der Seele des Wandrers nur noch schärfer hervortritt. Wie durch einen Zauberschlag dünkt man sich plötzlich aus den heimischen thüringischen Wäldern in die Mitte eines heiligen Haines versetzt, in welchem der rothe Mann den großen Vater anbetet; aber wir stehen nicht am Ufer des Lorenzstromes, sondern am Bergbach der wilden Gera, kein Indianer tritt uns entgegen, den wir unter diesen Bäumen erwartet, sondern ein armer Lütscher Holzhauer, der sich allerdings in dieser Umgebung etwas seltsam ausnimmt. Wir wandern nämlich unter amerikanischen Bäumen, und es ist kein Traum der uns äfft, nur eine unerwartete seltsame Wirklichkeit eröffnet sich uns. Da reicht uns die carolinische Pappel (populus heterophylla) ihre weißen Aeste zu, die Balsampappel (populus balsamifera) schickt ihre Düfte, die kastanienblättrige Eiche (Quercus prinus) sieht uns fremd an, die nordamerikanische rothe Eiche (Quercus rubor) läßt ihre hohe Schönheit bewundern; der virginische Tulpenbaum (Liriodendron tulipifera) dieser schlanke hohe König der Wälder, schwenkt seine Blätter wie Fahnen, der carolingische Gewürzstrauch (Calycanthus floridus) bietet uns seine braune Rinde an, um unsere Geruchsnerven stark zu reizen. Dann streifen wir wieder durch Anlagen der zierlichen, mädchenhaften Weymouthskiefer (Pinus Strobus), die Blutbuche tritt wie der blutige Ernst des Lebens in das heitre grüne Hoffnungsspiel der andern Bäume, uns aus süßen Träumen aufschreckend, der Lerchenbaum kommt in Menge vor, aber auch Buchen und Eichen zieren in deutscher Häbigkeit den Rücken des Berges, meist herrliche Exemplare, Repräsentanten ihrer Geschlechter, hier stehend, um sich ihr altes gutes Recht an den thüringischen Berg zu wahren und vorzubehalten. Es ist eine trauliche herzerhebende Gesellschaft zusammen, diese heimischen und fremden Waldkinder, deren aller Pflegevater und Erzieher der treffliche Winter war. Sein lebelang hat er am Walsberge gesät und gepflanzt, geschafft und geordnet, und ihn in einen Park umgewandelt; er kannte dort jeden Baum und liebte ihn zärtlich. Es war ein heitres, schönes, waldliches Stillleben. Und so war er ein hochbetagter freundlicher Greis geworden, der so spät noch durch einen unglücklichen Fall von einem seiner Bäume das Leben verlor. Da haben ihn denn die Seinigen auch mitten unter seine Freunde und Pfleglinge begraben. Am Pfade vom Forsthause nach Lütsche auf der Berghöhe im schattigen Haine der Waymouthskiefern findet ihr einen einfachen Stein, der euch sagt, daß der Schoos des Berges hier

den treuen Pflanzer und Pfleger aufgenommen hat; Welch ein stilles, süßes Ruheplätzchen, vom Wald umrauscht, von Walddust umhaucht, von allen Waldgeheimnissen umflüstert, die dem Traume des Schläfers sich nun offenbart haben! Mit frommen Gefühlen tritt der Wandrer an den Stein, ernst überrascht hier ein Grab zu finden, und segnet die Asche und das Andenken des Biedermannes, der sein irdisch Theil hier der Erde zurückgegeben. Dann mit Ahnungen und Gedanken beschäftigt, steigt man in das hellgrüne Wiesenthal hinab und wirft den sich erheiternden Blick auf die zerstreuten Hütten des romantisch gelegenen Dörfchens Lütsche.

Ludwig Storch.

Neuses und der Callenberg bei Coburg.

Lassen Sie uns von Coburg aus zu dem Denkmale Moritz von Thümmels bei Neuses wandern. Wir schreiten über die Brücke am Judenthore, am Adamiberge, den einst Jean Paul besungen hat, so wie an dem ehemaligen Mensdorfischen, jetzt dem Herzog Ernst von Würtemberg gehörigen Garten- und einigen andern Anhöhen vorüber und erreichen in einer halben Stunde das im Schatten eines lieblichen Hains auf einer Terrasse nahe bei dem Dorfe Neuses stehende Denkmal des geistreichen Verfassers der Reisen in das mittägliche Frankreich und der Wilhelmine. Thümmel ward im Jahre 1817 hier beerdigt und einer seiner Freunde und Verehrer, der verewigte Obermarschall von Wangenheim, ließ ihm dieses Denkmal errichten. Es besteht aus einer, mit den Emblemen der Dichtkunst geschmückten Pyramide, welche auf der vorderen Seite die Inschrift trägt:

> Hier ruht Moritz August von Thümmel, geboren zu Schönfeld bei Leipzig den 27. Mai 1738, gestorben zu Coburg den 26. Oct. 1817.

Auf den drei anderen Seiten aber stehen nachfolgende Lebenssprüche aus Thümmels Schriften:

Dem Menschen fiel das Loos, mit ungewissem Schritt
Durch eine Nacht zu gehen, wo wenig Sterne glänzen;
Vielleicht daß einst der Tag auch ihr entgegentritt.
Er nehme dies „Vielleicht" bis an die äußern Grenzen
Des Lebens zum Gefährten mit.

Entschluß gerecht zu sein, Muth zu der Freundschaft Thaten,
Veredeltes Gefühl der Lieb' entsteigen nur
Der Dunkelheit des Walds, dem Wellenschlag der Saaten,
Und deinem Säuseln, o Natur!

Wie könnte dem des Schlafs Erquickung mangeln,
Den der Gedanke wiegt, Er, ohne den kein Haar
Von deinem Scheitel fällt, dreht noch unwandelbar
An Kräften und Gewicht, die Welt in ihren Angeln.

Hinter dem Thümmelschen Denkmal, tiefer in der Schlucht des Haines steht ein zweites Monument, zum Andenken an eine Gräfin von Corneillan errichtet, die den 15. Dec. 1755 zu Paramaribo in Südamerika geboren wurde und am 17. April 1822 zu Coburg gestorben ist. Dieses Monument trägt die Grabschrift:

Passant qui regrette ou cherit ta mère, donne
une larme à la notre, qui en fut le modèle.

Ein dritter Denkstein steht am Ende der Schlucht. Er erinnert an den Prinzen Christian Franz von Sachsen-Coburg-Saalfeld, welcher den 18. September 1797 starb. Ein Engel mit umgekehrter Fackel lehnt sich wehmuthsvoll an den Stein. Zu seinen Füßen liest man folgende Worte:

Kein fürchterlich' Gerippe,
Als freundlicher Jüngling
Tritt der Tod
An's Lager des Redlichen.
Still und schweigend senkt
Der Genius die Fackel nieder,
Reicht ihm sanft die Hand, und
Führt den Frommen in's bessere Leben.

Wir treten aus der Schlucht wieder heraus ins Freie und erblicken einen hochgestalteten Mann, der einsam dahinwandelt. Sein edles, wenn gleich etwas finsteres Antlitz, seine vom gescheitelten Haar beschattete Stirn, hinter welcher „eine Welt von Gedanken" liegt, fesseln den Blick. Er schreitet vorüber, ohne uns zu bemerken. Das ist Friedrich Rückert, der unendlich Begabte, der Vielgefeierte und Vielgeschmähte, der ein kleines Gut in Neuses besitzt und dasselbe von Erlangen aus, wo er bekanntlich als Professor der orientalischen Literatur lebt, bisweilen besucht. Wir blicken dem Sinnenden nach, bis er in der Ferne verschwindet. Sodann schlagen wir den Weg nach dem Schlosse

Callenberg

ein, das sich auf einer freien, kegelförmigen Bergkuppe erhebt. In einer Viertelstunde haben wir das Schloß erreicht, auf welchem im zwölften und dreizehnten Jahrhundert das gräfliche Geschlecht Cal-

lenberg seinen Sitz hatte. Nach dem Erlöschen dieses Geschlechts besaßen die Grafen von Henneberg und nach diesen die Familie von Sternberg die Burg. Als Hanns von Sternberg im Jahre 1592 ohne männliche Nachkommen gestorben war, fiel sie an den Herzog Johann Casimir von Coburg. Später war der vierte Sohn Ernst des Frommen Eigenthümer derselben. Dieser überließ sie im Jahre 1677 seinem Bruder, dem Herzog Friedrich I. von Gotha, welcher sie an den Geheimenrath von Born verkauft. Von diesem gewann sie ebenfalls durch Kauf der Herzog Albrecht, der bis zu seinem Tode in ihrem Besitze blieb. Sodann wurde sie an das Herzogl. Haus Sachsen-Meiningen abgetreten und kam erst durch den Theilungsreceß vom 12. November 1826 an Coburg-Gotha zurück. Seitdem hat die Burg durch Se. Durchl. den regierenden Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha die großartigsten Verschönerungen erhalten. Wir treten durch eine alterthümliche Thorfahrt in den ersten niederen Hof der Burg ein und steigen auf einer freien, mit einem Steingeländer verzierten Treppe zum zweiten Hof empor. Ueberall haben sich Terrassen gebildet, von denen man die schönste Aussicht genießt. Im Westen schweift der Blick bis zum Rhöngebirge. Auf der Südseite ergötzen ihn die schlanken Gestalten des Wildes, welches hier aus der zum Park und Thiergarten umgewandelten Waldung zahlreich auf die grünen Wiesen herausschreitet. Wenden wir uns um zu der neuen Schöpfung des Herzogs, dem sogenannten Neubau, so tritt uns ein im englisch-gothischen Style aufgeführtes Gebäude mit Zinnen und Eckthürmchen entgegen. Die innere Einrichtung dieses Gebäudes ist fürstlich und zeugt von dem feinsten Geschmacke. In dem alten Theile der Burg nimmt die Kirche unser Interesse besonders in Anspruch. Sie ist vom Herzog Johann Casimir erbauet und seit dem Jahre 1628 ein Filial von Neuses. Der Taufstein und die Kanzel sind ausgezeichnet schön gearbeitet. An letzterer zeigen sich die vier Evangelisten mit ihren Emblemen, dem Engel, Ochsen, Löwen und Adler. Nachdem wir uns hinlänglich an den Genüssen, welche hier Kunst und Natur bieten, gelabt haben, verlassen wir die Burg und steigen am Abhange ihres Berges, nach Beiersdorf zu, bis zu der Stelle hinab, wo ein geräumiges, gut eingerichtetes Wirthschaftsgebäude zur Erquickung und Ruhe einladet.

Adolf Bube.

Inhaltsverzeichniß des vierten Bandes.

Seite

